

Die Scheune

Erzählungen aus der Gegend der Käuze

Richard Jilka

Beiart 2014/15/16/19

1. Der Plan	3
2. Das Erbe	21
3. Die Alte	41
4. Die Weiber	60
5. Der Geist	80
6. Das Fest	107
7. Das Mädchen	123
8. Das Gift	141
9. Der Sohn	167
10. Die Zeit	200
11. Der Umbau	236

Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen oder deren Namen oder Dörfern oder Lebensgeschichten sind rein zufällig und vollkommen aus der Luft gegriffen.

Der Autor

Der Plan

Er hatte einen Traum. Er, wir nennen ihn der Einfachheit halber Robert Rodensieven, denn so oder ähnlich, sei es auf -bach, -hofe oder -scheid, -berg oder -roth, heißen heute noch viele dort oben in der Gegend. Er warf den ausgesaugten Joint hinter sich und ging über die Wiese auf die Scheune zu. Die Scheune bildete mit seinem Elternhaus ein liegendes L, dessen kürzerer Strich, die Scheune, gen Mittag in einer damals von Efeu bewachsenen Giebelwand endete; die Fensterfront des Elternhauses schaute einladend über grüne Hügel hinweg in die Landschaft. Die Scheune war alt, aber von Groß- oder Urgroßvätern solide gezimmert. Sie war weder ein halboffener Bretterschuppen noch ein zusammengestückelter Stall, sondern ebenso fest gefügtes Fachwerk wie das Wohnhaus. Jahre hindurch war der Plan in ihm gereift, diese Scheune, sein ihm als einem von vier Geschwistern gebührendes Erbteil, zu einem Wohnhaus aus- und umzubauen. Auch Robert wollte, wie wir alle, eine Heimstatt für sich selbst und neuerdings auch für sein ihm samt Töchterchen angetrautes Weib; auch er träumte von einem Zuhause für seine kleine Familie. In jenem Sommer war es so weit: Robert begann mit der Verwirklichung seines Plans. Reinhard, eine dieser verkrachten Existenzen, die als eine abwegige Art von Original dort oben in der Gegend gelegentlich noch vorkommen, sah in jenem Jahr auf seinen müßigen Spaziergängen des Öfteren jenen früh ergrauten Mann, dessen schlanke Gestalt von fern her an den Jugendfreund erinnerte, vor der Scheune stehen, Türen und Verschlüsse öffnen oder schließen, in ihr verschwinden oder kräftig ausschreitend um die Scheune herum Maß nehmen.

Wenige Tage nachdem am anderen Ende der Welt die beiden Hochhaustürme mit lautem Getöse zusammengebrochen waren, wonach das allgemeine Desaster offensichtlich zu werden begann, starb in der Gegend dort oben der Patriarch. Damals hörte man in den Nachrichtensendungen, die auch die Leute dort oben auf ihren Hügeln sorgsam anzusehen pflegten, alltäglich vom Getümmel in der Welt da draußen. Wie aberwitzige die Zeit auch ihren Lauf zu nehmen begann, vorerst blieb Clemens auch über seinen Tode hinaus gegenwärtig. Er hatte sich nicht nur in den Gemütern seiner Mitmenschen festgesetzt, auch da & dort sah oder spürte man seinen Schatten in der Landschaft. War es nicht Clemens gewesen, der diese oder jene Holzbank gezimmert und eigenmächtig an den Wegrande gestellt hatte? Auch das schwere, schlichte Wegkreuz auf der Kuppe entstammte seinen Händen. War es nicht auf diesem Feldweg gewesen, wo dem Spaziergänger Clemens

wenige Tage vor seinem Ableben Arm in Arm mit Lisel begegnet war, und Lisel auf einmal, während die Männer das gewöhnliche Weggespräch herunterschnarrten, genüßlich blinzeln & tief atmend ihren Kopf zurück neigte und einer hoch droben sich rüttelnden, plötzlich im Bogen hinweg schwingenden Lerche nachsah, als sähe sie eine Seele entschwinden. Hatte Clemens nicht an jener Weggabelung gesagt: dort hinten sei es gewesen, wo „Herta mit den Franzosen in den Büsch“ gegangen war? War es nicht unterhalb dieser Wiese gewesen, von wo es so schien, als wölbe sich der Hügel von Horizont zu Horizont, wo Clemens von seinem russischen Panzer erzählt hatte? Auf seinen Waldgängen war Reinhard Clemens oft begegnet. Wie unterschiedlich die beiden Menschenleben auch ansonsten verlaufen waren, im Wald waren beide gern. Der Wald hatte Clemens jene Kraft gegeben, wodurch er überhaupt erst zum Patriarchen werden konnte. Heimgekehrt aus dem Desaster des Krieges, hatte sich Clemens in den Wald geflüchtet, um in ihm mit seinen Händen Holz zu schlagen. Nach zwei Jahren Waldarbeit war er wieder vorzeigbar, konnte unter Menschen gehen, Lisel heiraten und vier Kinder zeugen sowie ernähren. Die schwere Arbeit im Wald hatte ihn davor bewahrt, vor der Zeit zu Grunde zu gehen. Was war aus den tiefen Wunden in seinem Gemüt geworden? Seine elementare Erfahrung wollte Clemens wie eine Religion seinen Kindern weitergeben, sie ihnen, wenn nötig, einbleuen, auf daß sie gedeihende Menschen werden. Inmitten des auch in der Gegend dort oben Einzug haltenden Wohlstands wurde er das schlechte Gewissen des sich ausbreitenden Schlendrians. Clemens der Patriarch war der Vorarbeiter, dem es keiner leichtun konnte. Darin glich er vielen Männern seines Jahrgangs, die zu ihrer Zeit glaubten, ihre Art der Weltflucht und Überlebenskunst sei allzeit auch für andere brauchbar. Im Wald aber war Clemens milde gestimmt und erzählte dem jüngeren Spaziergänger seine Erinnerung an gesunde Bäume, wie es sie längst nicht mehr gab. „Ach“, sagte er einmal zu Reinhard auf einer Lichtung, „wäre es nicht schön, hier zu sterben? Man bekommt innerlich einen Schlag, fällt auf die Erde ins Laub, und sie finden einen erst, wenn es vorbei ist.“ Dieser Wunsch wurde ihm nicht erfüllt. Er bekam einen Blutsturz in Lisels Küche, die, wie es sich gehört, sofort den Rettungsdienst rief. Im Krankenhaus verhinderte man noch drei oder vier Tag lang seinen Abgang, bearbeitete seinen Brustkorb mit Elektroschlägen, schließlich platzte die Aorta und nichts war mehr zu machen.

Damals, als in der Welt das Desaster offensichtlich zu werden begann, war Roberts Plan weit gediehen. Lisel, die Mutter, hatte nach einigem Zögern eingewilligt. Kaum ein Jahr, Roberts Mühlen mahlten langsam aber beständig, nach dem plötzlichen Tod seines Vaters Clemens, des Patriarchen der Sippe, war Robert mit Lisel zum Notar gegangen, um seinen Erbteil, die Scheune

mit etwas Wiese drumherum, rechtskräftig zugeschrieben zu bekommen. Nun konnte auch er sich auf einem Flecken Land neben seinem Elternhaus ansiedeln. Nun war das Erbe verteilt. Heinz, sein älterer Bruder, hatte bereits auf der ihm zugesprochenen rechten Ecke des Erblandes sein Haus gebaut. Selbstverständlich war es keine umgebaute Scheune, sondern ein gewöhnliches Einfamilienhaus, wie man sie seinerzeit, Anfang der 80er Jahre, zu bauen pflegte, in dem Heinz mit seinem Weib und zwei knospenden Töchtern lebte. Und auf der vorderen linken Ecke des ehemaligen Ackers, die Aussicht auf das Elternhaus verderbend, hatte Gitta in der Mitte der 90er Jahre ihr Einfamilienhaus gebaut, ein ökologisch durchdachtes Holzhaus mit den Vorzügen der Moderne. Zwar hatte die Schwester in der Fremde, im Schwabenland, Beruf sowie Gatten gefunden und zwei Kinder, ein Mädchen sowie einen Buben, empfangen, aber endlich zog es auch sie heim. Dabei kümmerte es sie wenig, wie ihr Gatte, den sie mit der Aussicht auf günstiges Bauland in die Gegend gelockt hatte, mit den etwas seltsamen Menschen dort oben zurecht kommen würde. Nur eines der vier Geschwister, Roberts kleiner Bruder, der mittlerweile promovierte Christian, hatte es geschafft, aus dem Bann des Elternhauses herauszukommen. Mit Hilfe eines bescheidenen Kredits aus seinem Erbteil hatte er sich mit Weib und bald auch einem Knäblein, in der Nachbarschaft Reinhardts in Hertas Dorf angesiedelt. Einige Dächer dieses Dorfes auf dem gegenüberliegenden Hügel waren vom Garten des rodensievenschen Elternhauses aus zu sehen. Wenn es erforderlich war, konnte der promovierte Bruder eilig herüber kommen, um bei Familienfesten zugegen zu sein, um bei kleinen und größeren Streitfällen zwischen den Geschwistern zu schlichten, um Einfluß auf die Familienpolitik zu nehmen oder die Mutter zu besänftigen.

Wenn demnächst Roberts Plan verwirklicht sein würde, würden drei der Geschwister wieder auf engem Raum und der Mutter nahe beisammen leben. Zwar wären sie dann nicht mehr, wie damals in ihrer Kindheit, unter einem Dach vereint, sondern ein Jedes würde Herr in seinem eigenen Heim geworden sein, aber unübersehbar hätte die Sippe zusammengehalten, obwohl augenfällig jedes der Kinder selbst wer geworden wäre, sei es in der Scheune, im Holz- oder im konventionellen Haus. Ein vorübergehender Spaziergänger hätte meinen können, die neuen Häuser seien um das Elternhaus herum gewachsen, wie frische Triebe aus einem alten Baumstamm. Am Zusammenleben der Sippe konnte Reinhard, der auf seinen kreisenden Spaziergängen Zeit für unbedeutende Überlegungen hatte, nie begreifen: warum taten sich die Geschwister das an?! Bloß des ererbten, billigen Baugrundes wegen? Gewiß sprachen noch verschiedene andere gute Gründe für eine geschwisterliche Ansiedlung, auch der alternden Mutter konnte so von Fall zu Fall leicht beigestanden werden. Aber das Verhältnis zwischen den Geschwistern war mehr als gespannt. Dem Außenstehenden schien es, als

könnten sie sich nicht leiden. Mehr noch, ein jedem der Geschwister war die Lebensweise der anderen drei, und darüber erzählte man sich in den Dörfern zahllose kleine und größere Geschichten, bis in Kleinigkeiten hinein zuwider. Aber von außen, vom Spazierwege her, lassen sich die Gründe und Zwänge zu engem familiärem Beisammensein nur ungenügend beurteilen. Vermutlich kettete die Geschwister Haßliebe aneinander, anders wußte Reinhard sich die rodensievensche Geschwistersiedlung nicht zu erklären. Schon beim Erwachen, so war mal von diesem mal von jenem zu hören, fragte sich jedes der Geschwister: was für ein himmelschreiender Blödsinn geschieht wohl gerade gegenüber oder nebenan. Sogleich regten sich die Lebensgeister, mußte man hinaus aus den Federn, mußte ans Fenster, mußte es Wissen, Sehen, Hören, um zu nörgeln und zu kritikastern, um es dem anderen, gegenüber oder nebenan, zu zeigen, zu zeigen wie gut, ja besser man selbst es kann & also ist. Ohne ihre endlosen Ärgernisse miteinander wäre den Geschwistern vermutlich ihr Leben schal und leer vorgekommen. Sie brauchten einander, beruhigte sich Reinhard, und ging weiter.

Jugendfreunde aus der Nachbargemeinde, Zimmerleute mit angestammtem Betrieb, neuerdings auch mit Architektenbüro und werdendem Bauunternehmen, und durch alte Bande gebunden: das war ideal. Dort brachte Robert vertrauensvoll sein Anliegen bezüglich des Aus- und Umbaus der Scheune vor. Der Kleine Bruder seiner Schulfreundin, nun Zimmermann und Architekt und gestandener Mann mit Weib & Kind, tippte wohlmeinend die Eckdaten der Scheune in die Maske seines PCs und ließ eine wahrscheinliche Rechnung ausdrucken. – „Zu teuer!“ Entrüstet wurde die wahrscheinliche Rechnung angeknüllt eingesteckt. In Guidos Kneipe um die Ecke von Roberts gedrückter Souterrainwohnung wußte wie immer einer: „das geht 20% günstiger, mindestens!“ Und ein anderer wußte es noch besser: „sei doch nicht blöd!“ Und die Zecher ereiferten sich über Lug & Trug in der Welt im Allgemeinen und am Bau im Besonderen.

– Nächtens heimgekehrt in seine Souterrainwohnung saugte sich Robert seinen Joint, beflügelt rechnete er hin und her. Wollten die gewesenen Jugendfreunde seine Gutmütigkeit ausnutzen? Wollte ihn diese Sippe aus der Nachbarkirchspiel über den Tisch ziehen? Oder kannte dieser in seinem Alltagsgeschäft verstrickte, offensichtlich gewöhnliche Architekt die Finessen der Bauerei tatsächlich nicht? Robert pendelte sich bei der Vermutung ein, daß dieser arrivierte Allerweltsarchitekt, wie nicht anders zu erwarten, zu bequem sei, ungewöhnliche Wege zu gehen. Denn Roberts alte Scheune war etwas Besonderes. Jeden Schritt in dieser eminent wichtigen Angelegenheit galt es genauestens zu bedenken. Planung & Organisation mußten von Anfang an haarklein aufeinander abgestimmt werden. Überhaupt: in Planung & Organisation sah Robert sein eigentliches Talent, wiewohl verkannt hielt er sich darin für einen Meister: Organisation & Planung

waren das Wichtigste, das Fundament von allem Weiteren. Bloß nichts übereilen, beruhigte er sich in seinem verqualmten Kabuff: bloß zu Beginn der Planung keinen Fehler machen: *Cunctator* - Zauderer, erinnerte er sich im Lateinunterricht gehört zu haben, war nach anfänglichem Spott eine Auszeichnung geworden. Tief inhalierte er seine neueste Einsicht. Sobald er sich schlau gemacht haben würde, alle zugänglichen Informationen gesammelt, gesichtet, geordnet, gewertet haben würde, würde er nach reiflichen Überlegungen den besten, den günstigsten Weg zum Ziel finden. Denn günstig mußte es sein. Denn Roberts Einkommensverhältnisse waren alles andere als günstig. Nichtsdestotrotz saugte er sich Zuversicht. Schließlich würde sein seliger Vater, wenn er es erlebt haben würde, doch noch stolz auf ihn sein müssen.

Im lichten Oktober stand um die Scheune herum das Gras höher als auf den anderen Teilen des Erblandes. Heinz ließ seine Parzelle von zwei Schafen kostengünstig kahlfressen, Gitta trimmte ihre Pazelle aus Überzeugung mit einem Handrasenmäher, wie man ihn manchmal in alten englischen Filmen sieht. Nach dem Tod des Patriarchen bewältigte Lisel ihre Zone zwar nicht, aber ihre Schwiegertochter Paula kam gelegentlich vom gegenüberliegenden Hügel herüber, um die verbliebene mütterliche Wiese mit einem Motormäher kurz zu halten. Nicht ohne Schalk lies Christians Weib beim Mähen die Flecken um die Scheune herum unbeschnitten, hielt sie doch Robert für alt & gesund genug, sein Erbland selber zu mähen. Robert aber hatte für solche Nebensächlichkeiten seine Sinne noch längst nicht frei. Warum auch? Unbedeutende Angelegenheiten regeln sich, wie die Erfahrung lehrt, wie von selbst. Schließlich verpaßte Paula, nach Lisels zaghafter Bitte, dem Wiesenstreifen vor der Scheune doch den letzten Schnitt im Herbst. Im zitternden Gras vor dem Scheunentor fand sie, zeitig genug um sie nicht mit dem Rasenmäher zu überrollen, eine jener kleinen, handlich flachen Fläschchen, die man bequem in der Hemd-, Rock- oder Hosentasche bei sich tragen kann, um sich gelegentlich etwas Wärme und Zuversicht zuzutrinken.

Roberts Pläne reiften. Er hatte Maß genommen, zur Sicherheit mehrfach Maß genommen, rollte das Maßband zusammen, 20 Meter hatte er auf der Spule, ging dann über die Wiese auf sein Elternhaus zu. Davor stand Lisel auf einen Stock gestützt, dessen sie sich bediente, seitdem ihr Bein, sie hatte es sich nach Clemens' überraschendem Ableben bei einem Sturz die Kellertreppe hinab gebrochen, wieder leidlich zusammengewachsen war. Perfekt wird so was in diesem Alter nie mehr. Unter den anliegenden Locken ihres weißen Haars wirkte ihr schmales Gesicht streng, aufmerksam schaute sie mit zusammengekniffenen Augen durch die Brille ihrem Sohn entgegen.

„Lieschen, wir haben ein Problem,“ sprach sie Robert an, „die Scheune steht nicht im rechten Winkel zum Haus, wie wir dachten.“

„Wer hat denn so was gedacht? Damals haben die doch niemals nicht Scheunen mit dem Winkelmaß gebaut.“ Die Mutter schüttelte den Kopf, „außerdem ist das nun *dein* Problem.“ Mit kurzen Schritten wankte sie in den Gemüsegarten, griff sich die kleine Hacke und begann gebückt vereinzelte Unkräuter zu jäten. Ihre Gesichtszüge entspannten sich. Heinz, der seiner Mutter solche Arbeiten nachdrücklich untersagt hatte, war noch auf Arbeit und von Robert war diesbezüglich nichts zu erwarten. Auch dachte sie an ihre Hühner, die sie sich nach dem Tod des Gatten zugelegt hatte, und die sie einige Wochen vor Heinz verstecken konnte, der in dem Viehzeug nur unnötige Arbeit und Dreck sah. Schließlich mußte sich ihr ältester Sohn mit vollendeten Tatsachen abfinden. Ja, Lisel konnte sich trotz ihrer Altersgebrehen gegen ihre Kinder durchsetzen. Ihr Rasen war gemäht, ihr Holz gehackt und gestapelt, ihr Garten gepflegt, ihre Einkäufe erledigte Gitta. Im bevorstehenden regnerischen Herbstwetter und der bald früh einsetzenden Dunkelheit würde Heinz bloß noch selten draußen um sein Haus herum werkeln, also nur noch wenige Anlässe zum Streit mit Gitta oder zur Bevormundung Lisels finden. Um ihr Altenteil herum würde endlich Ruhe einkehren. Auch den Beginn der Bauarbeiten an der Scheune fürchtete sie nicht mehr, bis zum Frühjahr war nichts mehr zu erwarten: Roberts Zuzug, der Streitereien zwischen den Geschwistern und Kalamitäten aller Art mit sich bringen würde, stand in unwirklich weiter Ferne. Roberts Gerede von rechten Winkel und durchdachten Projekten ging Lisel nichts an.

Robert aber gab seinen Traum nicht auf. Er fand einen ihm gemäßen Architekten. Eigentlich war es kein richtiger Architekt, sondern ein Bauzeichner, der für seine Arbeit kein regelrechtes Honorar verlangte, sondern sich einige Stunden bezahlen und gelegentlich mit einem Joint aushelfen ließ. Das war günstig und paßte gut in Roberts Konzept. Hoffte er doch, mit diesem verständigen Mann aus dem „*wirklichen Leben*“ besser zurechtzukommen, als mit einem persönlichen Visionen unzugänglichen „*studierten Besserwisser*“. Die Vorarbeiten waren bald so weit gediehen, daß der Bauzeichner demnächst „*behördensichere*“ Pläne zeichnen und eine glaubwürdige Kostenrechnung für die Kreditgeber erstellen wollte. Der eigentliche Plan aber war gemacht: Die Scheune sollte weitestgehend schonend abgetragen werden, nur ihre ungefähr im rechten Winkel zum Elternhaus gelegene Vorderseite sollte erhalten bleiben. Hinter dieser einen Fachwerkfassade sollten moderne Mauern für ein neues, zeitgemäßes Ansprüchen genügendes Wohnhaus hochgezogen werden. Vielleicht, Robert spielte noch mit Alternativen, würde er auch alle Wände der Scheune stehenlassen, um hinter der ererbten Fassade eine zweite, die eigentliche, energetisch optimierte Hauswand samt zeitgemäßem Dachstuhl zu errichten. Oft würde es so gemacht, erklärte Robert bereitwillig den Zechern in Guidos Kneipe. Auch bei anderen, vergleichbaren Umbauten, rechtfertigte Robert sein Vorhaben

eindringlich, sei das Fachwerk bloß noch die Schale eines durch & durch modernen Hauses. Den gewöhnlichen Rat verständiger Männer, die Scheune schlagweg abzureißen, um sie behördenverträglich durch einen den Geboten der Zweckmäßigkeit entsprechenden preiswerten, weil problemlosen Neubau zügig zu ersetzen, lehnte Robert rundweg ab. Häuser! die dem seines Bruders Heinz glichen, widerten ihn an. Robert lehnte es ab, sein Leben in einem „*gesichtslosen Würfel*“ zu verbringen; sein Heim sollte Charakter und Geschichte haben! Diese Besonderheit glaubte er sich schuldig zu sein: Charakter & Geschichte. Selbstverständlich mußten trotzdem aus der Fassade Lehm & Flechtwerk herausgeklopft, die Gefache ausgemauert und gleichmäßig verputzt werden. Das Gerüst der beeindruckenden Eichenbalken aber sollte erhalten bleiben. Aber so weit war man noch nicht. Noch war die Scheune voll mit Altväter Unrat, mit Gerümpel aller Art, mit Ersatzteilen für Wirtschaftswunderkäfer und unverbesserliche Traktoren, mit gehorteten Brettern, Balken, Bohlen, Nägeln, Schrauben, Blechen, morschen Tischen, Stühlen, Bänken, Zeug und der Vorväter abgelebtem Plunder. Bevor als Grundlage kommender Aus- und Umbauten eine tragfähige Bodenplatte aus Beton in die Scheune hinein gegossen werden konnte, mußten ihre Innereien beseitigt werden: die Beseitigung war das Nächstliegende, das Herausschleppen hatte die erste baulich handgreifliche Veränderung zu sein. Oder, leuchtete es Robert flüchtig ein: sollte er als allererste sichtbare Tat das die Giebelwand überwuchernde Efeu abkratzen? Damit hätte man umgehend am kommenden Morgen beginnen können; und dann? Nein, für unnötige Eitelkeiten waren Roberts Ressourcen zu knapp. Nichts überstürzen! Jeder Handgriff mußte sorgsam durchdacht werden, um auf die vorhergehenden und die folgenden genau abgestimmt zu sein. Der Plan, die im Unsichtbaren gedeihende Voraussetzung aller folgenden Handlungen, mußte im Kopf, in Roberts Kopf bis in die Feinheiten hinein fertig sein, bevor der erste Handschlag geschehe. Robert versagte sich eine für Jedermann sichtbare Tat: das Efeus würde erst dann abkratzt werden, wenn die betreffende Wand gemäß dem Plan zu bearbeiten ist.

Als Allererstes mußten die Innereien der Scheune entfernt werden. Robert sprach seinen Bruder Christian an und fragte, ob der weltbewanderte, in so Vielem geschickte Mann für ihn die Müllcontainer für das Gerümpel mit einem gemieteten Kleinlaster schonend in die Scheune hinein fahren würde. Nach einem höhnisch knappen Wortwechsel blieb Robert davon überzeugt, das Christian zwar fähig wäre, einen Container in die Scheune zu fahren, aber er bezweifelt, daß der Promovierte der richtige Mann war, diese Arbeit schonend zu verrichten. Es stand zu befürchten, sein Bruder, wütend wegen der Zumutung zeitraubender Arbeit, würde mit dem Laster dermaßen energisch fuhrwerken, daß etwelche Pfosten der Scheune eingerammt werden würden. Dann wäre es vollkommen vorbei mit rechten Winkeln; Folge-

probleme wären unabsehbar, der Plan zu Nichte. Um des lieben Friedens willen brach Robert das Gespräch mit seinem Bruder ab, griff sich eine neue Flasche Bier und ging im Zimmer umher. Anlässlich Christians soundsovieltem Geburtstag, sogar dem Jüngsten der Jugendfreunde drohte, 40 zu werden, war gerade eine dieser Feiern im Gang. Unter den Geburtstagsgästen sah Robert Reinhard, der sich gerade eine Pizza vom Blech geschnitten hatte, sie sorgsam mit Zwiebeln, Gurken, Peperoni und den in seinem eigenen Haushalt so seltenen Sardellen üppig garnierte, dann vorsichtig, um vom Belag nichts zu verlieren, eine Ecke in seinen Mund schob, abbiß und sie bedächtig kaute.

In einer plötzlichen Eingebung erkannte Robert in Reinhard den richtigen Mann für die heikle Arbeit an der Scheune. Einmal einem Einfall verfallen, mußte Robert ihn weiterspinnen. Die Gründe für Reinhard's Eignung zur demnächst fälligen Arbeit an der Scheune mehrten sich in Roberts Kopf. Infolge seines gewohnheitsmäßigen Müßiggangs steckte Reinhard in andauernden Geldnöten, er war also zu einem günstigen Preis käuflich. Da Reinhard seinen Müßiggang bezahlte, indem er von Fall zu Fall in den umliegenden Dörfern kleine Arbeiten wie Anstreichen, Ausräumen, Verputzen, Gartenpflege nebenher schwarz erledigte, war er in einfachen handwerklichen Verrichtungen beinahe so geübt wie ein Pole. Da er weder verheiratet war noch einer geregelten Erwerbstätigkeit nachging, war er nach Bedarf abrufbar und konnte, stundenweise bezahlt, wie ein Tagelöhner alten Stils für Robert dienen. Obendrein, und diese allgemein bekannte Eigentümlichkeit kam Roberts Wünschen besonders entgegen, pflegte Reinhard in baulichen Sachfragen keine Kritik zu üben; von ihm waren selbstherrliche Pläne nicht zu befürchten. Robert entschloß sich, denn in Gegenwart all der geschwätzigten Ohren auf Christians Geburtstagsfeier wollte er nicht über heikle Fein- & Besonderheiten seiner Scheune sprechen, Reinhard bei nächster Gelegenheit leutselig in eine Kneipe zu locken, um ihn in seine Pläne einzuweihen und anzuheuern.

Einige Tage später fing Robert unterhalb seiner Scheune Reinhard auf einen seiner Spaziergänge ab und lud ihn zum Bier ein. Das Angebot nahm der Wanderer um so lieber an, als er auf seinem Gang kein Portemonnaie dabei hatte. Tatsächlich hatten die Beiden sich schon seit Langem einen gemeinsamen Trunk vorgenommen, ohne zusammenzufinden; ihre Wege berührten einander nur noch ausnahmsweise. Und in Roberts vorübergehendem Heim, seinem verqualmten Kabuff, das hatte er schon vor Jahr & Tag bemerkt, fühlt Reinhard sich unwohl. Nun saßen sie nebeneinander an einem Faß auf dem eine Kerze brannte. Nachdem das Bier gekommen war und sie einander zugeprostet hatten, fragte Robert, ob Reinhard sich an den bevorstehenden Arbeiten an der Scheune beteiligen möchte? Zu welchen Arbeiten er sich überhaupt in der Lage fühle? Ausmauern der Gefache? Vor-

her Ausräumen? Abbrechen? Anstreichen erst viel später, oh, sehr viel später. Robert versprach: 10 Euro die Stunde zu bezahlen, das war ein respektabler Stundenlohn, das waren annähernd 20 DeMark, deutlich mehr als damals ein normaler Pole bekam. Jedoch, so schränkte Robert beim zweiten Bier sein großherziges Angebot ein, mit seinem Architekten, dem Bauzeichner, habe er diese Frage durchgerechnet: schwarz könne er nur ausnahmsweise zahlen. Die Banken verlangen Belege. Ohne Belege gehe so gut wie nichts, in unseren verhunzten Zeiten sei man gezwungen, knapp zu kalkulieren. Aber, zuversichtlich klopfte Robert seinem vermeintlichen Tagelöhner auf die Schulter, man würde schon eine Möglichkeit finden, es hätte noch Zeit bis zum Frühling. Mit diesen Bedingungen war auch Reinhard durchaus einverstanden und versprach, sich ab März oder April für die Arbeit in der Scheune bereit zu halten. Seine Zusage viel dem Taugenichts leicht, da ihn ohnehin weder Vorstellungen noch Ahnungen plagten, was mit ihm oder der Welt in einem halben Jahr sein würde. Gewiß, Mühsal hatte sich angekündigt, aber sogleich vertagt. Entspannt konnte Reinhard dem nächsten Bier entgegensehen.

Als die dritte Runde Pilz vor ihnen schäumte, begann Robert, die zitternde Kippe in der einen den Kugelschreiber in der andern Hand, auf einem Bestellblock den Plan für den Umbau der Scheune zu zeichnen. Das Fachwerk sollte vollständig stehen bleiben, ausgeklopft und ausgemauert, dahinter eine zeitgemäße Mauer hochgezogen werden. In den Grundriß zeichnete Robert sauber die geplanten Räume: sein Büro mit separatem Ausgang, stehengelassene Fachwerkpfosten, hinter denen Bücher oder Akten untergebracht werden konnten, den Eingangsbereich mit Treppe, geräumiges Wohnzimmer über Eck, Küche, Bad, Werkstatt und Waschküche. Traumversunken schrieb Robert Buchstabenkürzel als Zimmerbezeichnungen in ungleiche Kästchen. Und Oben? Robert riß das Blatt vom Block und begann auf dem nächsten den Plan zu entwerfen: Dachterrasse über seinem Büro, Gästezimmer, Schlafzimmer mit geräumigem Ankleideraum, Kinderzimmer, demnächst Jungmädchenzimmer, er kniepte mit den Augen, und Bad. Die beiden sauber gezeichneten Pläne hielt Robert übereinander: so etwa sollte es werden, das Stockwerk paßte über das Erdgeschoß. Zwischen den Fingern seiner freien Hand zitterte die Zigarette. – Noch sei nichts genehmigt, erklärte Robert qualmend, aber den Behörden würden diese Pläne fristgerecht bis zum kommenden Montag vorgelegt werden. Aus einer Fülle vertrackter Gründe, deren Einzelheiten darzulegen zu zeitraubend sei, sei die Zeit knapp geworden. In seiner Begeisterung sprach Robert noch einiges von ihm lieben kleinen Besonderheiten, die er beim Zeichner durchgesetzt hatte: den Kamin in diese, nicht in jene Ecke, die Erker, die großen Fenster für das Abendlicht, Dachfenster als Lichtquelle für das Treppenhaus. Ja das Dach, das Dach mußte vollkommen erneuert werden, unbedingt, aber damit

hatten die beiden am Faß nichts zu tun: Zimmermannsarbeit. Die Behörden mußten es nur noch genehmigen, dann konnte die Bank die Gelder freigeben. Das Vorhaben war knapp kalkuliert. Wie mit spitzem Bleistift schrieb Robert auf ein drittes Blatt des Bestellblocks verschiedene Zahlen sauber untereinander. Zusammengerechnet ergaben sie 130 000 der neuen Währung. Soviel konnte es, durfte es kosten. Seine heimliche Ziellinie, zuversichtlich kniff Robert seine Augen zusammen, seien jedoch die 100 000, und Fertigstellung im kommenden Herbst. Wenn alles gut gehe. – „Eine beachtliche Summe,“ murmelte Reinhard und dachte bei sich, daß er davon den Rest seines Lebens sorgenlos in seiner Hütte verbringen könne. Robert beschwichtigte, so viel sei das nun auch nicht, die monatlichen Lasten seien nicht größer, als die Miete, die er gegenwärtig ohnehin bezahlen müsse. Die übliche Beschwichtigung gewöhnlicher Häuslebauer hatte Reinhard oft in den Kneipen gehört. Vorsichtig – in diesem Punkte sind sie einer wie der andere empfindlich – setzte er hinzu: „Außer im ersten Jahr.“ Ja, außer im ersten Jahr, gestand Robert ein, da müsse er zusätzlich zu den Baukrediten auch seine alte Miete bezahlen. Das erste Jahr würde sehr eng werden. – Vermutlich würde Reinhard schon im Dezember mit den Abbrucharbeiten beginnen können...

Auf dem Heimweg, zum Gedenken ihrer Jugendtage fuhr Robert angeheitert, kehrten die beiden Kameraden im Kirchdorf in der Schmierenkneipe ein, dort saß Pater Michael beim Wein. Sobald er Gesellschaft fand, kehrte sich des Paters innerer Monolog nach außen. Über Mensch & Welt hinweg berührte seine Rede bald einen dieser üblichen Ekehändel, wie sie auch in der Gegend dort oben an der Tagesordnung sind. Ein Schulfreund der Kameraden, ein im Kirchdorf allgemein bekannter und geachteter Mann, einer der in der Verwaltung ergrauten 40er hatte sich mit der jungen Frau aus dem Nachbarbüro eingelassen. In seinem dritten oder vierten Frühling hielt er sich für Hals über Ohren verliebt wie ein Jüngling, weshalb ihn seine Gattin aus dem Eigenheim schmiß. Abgesehen davon, daß in diesem Ehekrach drei Kinder, statt der sonst hierzulande üblich gewordenen einbiszwei, beschädigt wurden, war dieses Vorkommnis so gewöhnlich wie die Seifenopern im Vormittagsprogramm. In Echt fließen jedoch Tränen. Und an den Theken erklangen wieder die altbackenen Sprüche von der geprellte Frau mittlerer Jahre, den bedauernswerten Kindern, dem alten Toren auf der jungen Schnalle, der fälligen Abfindungen, den Anwaltskosten, den geplatzten Krediten für das Einfamilienhaus, der Gerüchteküche, der neumodischen Unvernunft, der allgemeinen Verantwortungslosigkeit, den verkommenen Zeitläufen; wieder einmal wurde der Untergang des Abendlandes spürbar. Auf die faden Wiederholungen der Allerweltsgeschichten folgte stets Lachen, Schenkelklopfen, Besserwissen und noch eine Runde. Robert aber, dessen Beruf, im Gegensatz zu dem des Predigers, weder Verstehen noch Vergeben

beinhaltete, erschütterte die neueste Klatschgeschichte: „Wie kann der Trottel nur sein Lebenswerk zerstören!“ braust Robert so sehr auf, daß ihm die Glut von der Kippe viel. „Wegen Nichts, oder doch so gut wie Nichts zerstört er alles!“ Das Gerücht vom Bürohengst auf Abwegen erschütterte Robert in seinem Traum. Das Treiben des Haus- & Eheflüchtlings empfand Robert als einen persönlichen Angriff auf den unbedingten Ernst seines eigenen Lebensprojektes. Die Zukunft seiner kleinen Familie erschien ihm unmittelbar bedroht. Auf einmal, Reinhard traute seinen Ohren nicht, erklärte der vormalige Schwerenöter es für schändlich, wenn ein Mann Haus samt Frau und Kindern wegen dem bißchen Gevögel mit einem blutjungen Ding wegwerfe. – Angesichts des sich trinkend & qualmend ereifernden Robert verstummte der Prediger für eine Weiler; Reinhard hatte ohnehin wenig zu sagen, war er doch in dergleichen Händel nicht verstrickt. Er war kein verworren abenteuernder Single, sondern ein Einsiedler alter Schule, ein Hagestolz im Wortsinne: Einer der unbemittelt auf einem zu kleinen Gehege steht, um ein Weib ernähren zu können, also auch keines kriegt und also keines zu betrügen oder zu verlieren hat. Reinhard schwieg sich aus und trank auf Rechnung der leutseligen Prediger, die einander wechselseitig ereiferten, Robert aus tiefer Angst mit Haß und Geifer über die mutwillige Zerstörung seines Traums und Pater Michael, dem Unverzeihlichen zum Trotz, um menschliches Verständnis und Versöhnung werbend. Die Gewalt der Triebe, einst Sünde oder gar der Böse genannte, kam nicht zur Sprache. – „Oh du lieber Augustin ...“, begann Reinhard stillvergnügt vor sich hin zu summen.

Wiedereinmal war ein Dezember gekommen, ausnahmsweise mit Frost gekommen. An den Häusern der Zugezogenen, sie waren längst die Mehrheit der Leute, kletterten Nikoläuse herum, Lichterketten flimmerten durch die Dörfer, Christbäume aus Plaste oder phantastische Tierattrappen begannen zu sprechen oder ein englisches Weihnachtslied zu trällern, sobald man ihnen zu nahe kam. In den dunklen Tagen schlägt der Fetischismus Kapriolen. In einem bunt erleuchteten Hauseingang hatte einer im Strahlenkranz, wie er einst der Muttergottes vorbehalten gewesen war, einen regelrechten Popanz mit Rauschebart & roten Glühaugen aufgehängt. Jeder Wilde im Busch, der seinem Holzklotz Blüten streut, ist ein vernünftigerer Mensch. Die absonderlichen Ersatzhandlungen der Zivilisierten blühen im Advent wie Eisblumen. Die neuesten Leute haben offenbar nichts zu erwarten, denn sie können nicht warten, geschweige denn abwarten, stattdessen wiederholen sie mit ihren Plastefetischen leere Beschwörungsriten. Die Feuer aber sind längst erkaltet.

Robert aber hatte seinen Plan. Über vage Vorstellung war er hinaus, er hatte einen regelrechten, von einem darin ausgebildeten Menschen gezeichneten

Plan für den Um- und Ausbau seiner Scheune. Die Behörden mußten bloß noch ihren Stempel darauf setzen. Es war nicht ganz der ursprüngliche Plan, der mehr eine Vision gewesen war, aber immerhin kam der wirkliche Plan den anfänglichen Absichten ziemlich nahe. Und der Plan war „*expertenmäßig*“ gezeichnet worden, so daß keine Behörde daran etwas zu beanstanden haben konnte. Zugegeben: etwas teurer, als zunächst beabsichtigt, würde es werden: aber man baut ja nur einmal im Leben, tröstete sich Robert, danach hat man das Gebaute ein Leben lang; und das kann lang werden. Den endgültigen Plan zeigte er seinen Brüdern, zunächst Heinz, dann Christian. Als hätten sich die Brüder stillschweigend abgesprochen, auf hämische Reden zu verzichten, um eine familiäre Katastrophe nicht zu beschleunigen, hatten beide, anstatt, wie von ihnen in ihren gewöhnlichen Stunden zu erwarten war, nicht ihres Bruders Traum in Spott zerrissen, sondern einmütig den Plan abgeseget. Beide erklärten öffentlich vor Lisels & Gittas Ohren: Roberts Plan sei gut. – Das war’s. Das war gut. Mehr war nicht zu erlangen.

Glücklich, es so weit gebracht zu haben, reichte Robert seinen Plan bei den Behörden mit dem Vorsatz ein, sich in Geduld und Demut zu üben, bis der heilige Bürokratius seinen Segen erteilt haben würde. Reinhard bereitete er schonend darauf vor, daß er vermutlich im Februar seine Arbeitskraft benötigen würde. Reinhard erklärte sich einverstanden; wann war Februar? In der Zukunft, bis dahin galt es den Winter zu überstehen. Bis dahin würden die Fetische mit ihren Lichterketten aus den Dörfern wieder verschwunden sein, johlen & trommeln würden wieder die Masken, um den Winter zu vertreiben. Ohne weiter an die ihn erwartende Arbeit zu denken machte Reinhard seine Spaziergänge, genoß er als Ergänzung zum Frost im Freien das Feuer in seinem Ofen, begeisterte sich mit rotem Wein und alten Büchern. In der Gegend dort oben viel tatsächlich Schnee. An manchem Vormittag fuhren nicht einmal Autos durch das Dorf, sogar der Flugverkehr über den Dächern ließ nach. Alle Arbeit im Freien durfte, mußte ruhen. Endlich Stille. Reinhard genoß, was für die meisten Menschen seiner Zeit eine Pein bedeutete.

Ende Januar, die Fetische waren aus der Landschaft verschwunden, schenkte Robert Reinhard eine Flasche Whisky, irischen selbstverständlich. Denn die grüne Insel war die Insel seiner Träume. Sie war so sehr Roberts Traum geworden, daß er jahrelang von ihr schwärmte, sich entsprechende Kappen aufsetzte, in der irischen Literatur herumlas, Golf spielte und Whisky trank. An eine Umsiedlung jedoch war nicht zu denken. Wie und wovon sollte er in der Fremde leben? Damals, in seiner guten Zeit, hatte ihm das Arbeitsamt monatelang karge aber genügende Bezüge auf die grüne Insel überwiesen: einträchtig mit anderen Insulanern konnte er heiter in der dortigen Schlange stehen, um von der dortigen Behörde sein wöchentliches

Geld in Empfang zu nehmen, um hernach in fröhlicher Gesellschaft dunkle Biere zu trinken. Ein Traum. Nun hatte er einen anderen Traum, einen handfesten Traum. Daheim hatte er einen seriösen, allgemein anerkannten und geachteten Traum gefunden, dessen Bewerkstelligung ihn nun ganz & gar in Anspruch nahm. Hier in der heimischen Gegend wollte er nicht als ein subventionierter Landstreicher angesehen werden, wie seinerzeit auf der Insel, hier galt es unter aller Augen als ein gesetzter Mann mit Weib & Kind & Verantwortung ansässig zu sein. – Warum verschenkte Robert seinen irischen Whisky? Warum verschenkte er den Geschmack seines eigentlichen Traumes? Reinhard verstand sein Geschenk nicht. Wollte ihm Robert eine Freude mit seinem Lieblingstrunk machen? Zwar jährte sich in jenen Wintertagen wieder einmal Reinhard's Wiegenfest, aber er war nicht für harte Sachen, trank, wie allgemein bekannt, Wein oder Bier und hatte niemals Verlangen nach irgendeinem Schnaps gezeigt oder geäußert. Eine regelrechte Freude, die sich nach den Wünschen des Beschenkten zu richten pflegt, konnte der Whisky nicht sein. Sollte Robert seinen Giftschränk leeren wollen? War dieses Geschenk ein Zeichen dafür, wie ernst es Robert mit seinem neuen Leben, seiner Scheune und seiner kleinen Familie war? Begann er, um dem schweren Leistungsdruck, den die mit dem Umbau seiner Scheune zu einer Heimstatt verbundenen Unkosten auf ihn ausübten, standzuhalten, auf die kleinen Freuden der Süchte zu verzichten, indem er vorsichtshalber verführerische Flaschen aus seiner Wohnung verbannte & sie verschenkte? Auch mit qualmender Tüte sah man ihn nur noch selten.

Geduld & Demut fruchteten als die Masken Anfang März johlten. Die behördlich abgeseignete Baugenehmigung war da. Der rote Kreis mit dem Stempel prangte in Plastik eingelegt im verqualmten Kabuff über Roberts Schreibtisch. Wenige Tage darauf besuchte Robert Reinhard in dessen Hütte auf dem gegenüberliegenden Hügel, um ihm ausführlich von dieser glücklichen Fügung zu erzählen. Robert prophezeite: Reinhard's Arbeitskraft zum Ausräumen der Scheune nebst anderer vorbereitender Tätigkeit für 10 Euro die Stunde gegen Rechnung ab Ostern zu benötigen. – Ostern war noch nicht. Der Frühling ist eine unberechenbare Zeit. Mit dem Tauwetter begann Robert unruhig zu werden. Machte sich der Entzug fühlbar? Jedenfalls peinigte ihn sein Broterwerb. Dieser Pein wurde er nicht Herr. In ihm festigte sich die Überzeugung, daß unbedingt etwas geschehen müsse, das seinen Lebenswandel grundlegend ändere. – Roberts karge Einnahmen tröpfelten aus zwei Quellen: *PC Kurse* für angehende Büroarbeiter, die er im Auftrag einer Agentur dort unten in der Stadt gab, und *Homepages*, die er in seinem Kabuff für dort oben ansässige Gewerbetreibende anfertigte. Die begonnene Verwirklichung seines Traumes zehrte jedoch an Roberts Kraft derart, daß er willens wurde, die PC Kurse für die „Tölpel“ dort unten, wenn nicht gänzlich aufzugeben, so doch deutlich zu reduzieren. Denn Robert konnte fremdartige

Menschen nicht mehr ertragen. Den beim Abhalten der Schulungen unvermeidlichen Umgang mit vielen verschieden gearteten und obendrein beneidenswert jungen Menschen hielten seine beschädigten Nerven nicht aus. Um seine eigentliche Aufgabe, die Verwirklichung seines Traumes, zu bewältigen, mußte er vor allen anderen einleitenden Maßnahmen unbedingt, dies war ihm vollkommen klar geworden, die nervenaufreibende Zumutung der vielzuvielen geschwätzigten Leute um ihn herum abschütteln, um freien Raum in sich & seinem Gemüt zu schaffen. Aber dazu kam es noch lange nicht, die Zwänge der Stadt dort unten mit ihren *trottelligen* Menschen in *lächerlichen* Kursen entließen unseren Robert nicht einfach so wegen seiner guten Vorsätze.

Anfang April kam wieder Frost, mordete die ersten Triebe der Tomaten und anderer kleiner Pflänzchen; nur Mücken und Schnecken werden wieder überleben, nörgelten die Kleingärtner. Endlich wurde es sonnig und warm, endlich war es wieder da: die Luft duftete, man konnte im Freien hinter dem Haus sitzen, oder im Biergarten den jungen Frauen und frisch erblühten Mädchen nachsehen. Das Frühlingswunder ließ sich Reinhard seiner ruinierten Finanzlage zum Trotz nicht entgehen. Robert aber wurde noch unruhiger. Nun litt er auch unter der Scheune, deren Ausbau in den Augen seiner Sippe nicht mehr mit guten Gründen aufzuschieben war. Also machte Robert sich am hellichten Tag und unter aller Augen an seiner Scheune zu schaffen: er ging ans Werk: er öffnete das große, schwarze Holztor und musterte das Problem, was sag ich, die Probleme. Die zukünftige Heimstatt seiner kleinen Familie war bis unters Dach vollgepfropft mit dem Unrat mehrerer Epochen: das war der Nachlas der Väter. Das hatte Robert gewußt, nur zu genau hatte er das gewußt. – Wohin damit? Er begann das eine oder andere Teil aus dem Weg zu räumen, ins Freie zu räumen, hin und her zu räumen. Welches Zeug gehörte endgültig in den Müll, welches war noch für den Bau oder anderweitig zu gebrauchen, was war wert, für ein oder zwei weitere Generationen aufbewahrt zu werden? Allerdings! Hier waren komplexe Werturteile zu fällen, nichts konnte einfach so im Vorübergehen entschieden werden. In jedem Einzelfall betraf die fällige Entscheidung das Ganze des Lebens, dessen Wert und Bedeutung in Vergangenheit und Zukunft bezüglich jedes Teils gewägt werden mußte. Die Nadel der Waage aber zitterte. Wie sollte Robert schwerwiegende Entscheidungen, da sein Gemüt überlastet war, fällen können? Wie sollten die Dinge, die er in der Scheune vorfand, geordnet werden, um irgendwo einen freien Platz für einen Anfang zu finden? Unmöglich konnte er aufs gerade Wohl einfach zupacken und wegräumen. An jedes Teil schloß sich ein Gedanke an, dem folgte ein weiterer, daraus ergab sich eine Kette von Bildern und Gedanken und Sprüchen, die sich mit einem anderen Rattenschwanz von Sprüchen und Gedanken und Bildern

verschränkte, bis Robert vor einem unentwirrbaren Knäuel aus Bildern & Gedanken & Sprüchen stand und pochende Kopfschmerzen bekam: seine Migräne, mit der er schon als Knabe seiner Familie erfolgreich Rücksicht abgefordert hatte. Die verworrenen Zusammenhänge in der Scheune mußten in aller Ruhe durchdacht sein, um zielstrebig vorgehen zu können und möglichst wenig Dinge mehrfach anpacken und also bewegen zu müssen. Das Gerümpel in der Scheune bildete einen komplexen Zusammenhang, eine Veränderung an einem Ende hatte Folgen für alle Teile. Größte Vorsicht war geboten! Robert saugte den letzten Zug aus seiner Kippe, schnippte sie weg. Zweifelsfrei war ein Müllcontainer nötig, aber jeder Tag kostete Geld, also war es ratsam, den Container erst dann zu bestellen, wenn er genau wußte, was hinein gehört. Denn Zeit ist Geld! Vor dieser entscheidenden Bestellung mußte er sich unbedingt einen Überblick über den Gesamtzusammenhang der Dinge in der Scheune, dem Vermächtnis seines seligen Vaters und anderer Ahnen, verschaffen. Die mit jeder Veränderung verbundene ungeheure Verantwortung lastete auf Robert wie Blei. Aber unter Druck, sei es dem der Zeit oder der Leute oder der Sippe, das hatte ihn seine Erfahrung mit sich gelehrt, konnte er unmöglich irgend etwas, geschweige denn *richtig* entscheiden. Unmöglich. Aber eine Entscheidung war gefordert. Jetzt war er gefordert. Von Anbeginn an galt es richtig zu entscheiden, denn jeder Handschlag wirkte sich unweigerlich durch eine Kette von Verknüpfungen auf das gesamte Baugeschehen und die Meinung seiner Sippe einschließlich der Ahnherren, von den Leuten ganz zu schweigen, aus. Er hatte keine Zigaretten dabei! Heute würde es ebenso wie gestern nichts mehr werden, außerdem mußte er noch bis in die Nacht vor seinem PC sitzen, um für den kommenden Tag seine Brotarbeit vorzubereiten, um nichtsnutzigen Typen, die zu einer Fortbildungsmaßnahme vom Arbeitsamt verdonnert worden waren, Grundkenntnisse in damals noch privilegierter Hochtechnologie zu vermitteln. Unter dem leidigen Druck seiner vermaledeiten Brotarbeit konnte er sich auf sein eigentliches Anliegen, die Errichtung einer Heimstatt, unmöglich konzentrieren. Er steckte im Teufelskreis; wie schon so oft in seinem Leben: Robert hatte keinen Plan. Reinhard zur Arbeit zu bestellen, war undenkbar. Bevor der Taugenichts für Stundenlohn zum Werkeln angestellt werden konnte, mußte ein brauchbarer Plan wenigstens im Grundriß vorhanden sein, wenigstens in Roberts Kopf. Aber heute nicht mehr, allzu verschiedene Pläne für einen Plan kreisten in seinem Kopf durcheinander, hämmerten an seine Schläfen und der PC rief. Dort beim PC im Kabuff mußte die Zigarettenpackung liegen.

Robert werkelte unter den Augen seiner Sippe, ihr Blick lastete auf ihm. Nicht nur der Schatten seines verstorbenen Vaters geisterte um die Scheune herum, auch die ausgesprochenen sowie die möglichen Meinungen seiner Geschwister umschwärmten das Elternhaus, bemäkelten sein Tun &

Treiben, hockten mitunter schwer in Roberts Nacken. Gitta lud ihren weiblichen Spott auf dem Hügel gegenüber bei ihrer Schwägerin Paula ab, die das Drama kichernd dem ihr benachbarten Reinhard weitererzählte. Heinz, so ging das Gerücht, habe sich angewöhnt rückwärts auf sein Klo zu gehen, um beim Betreten dieses Ortes nicht durch das Fenster die Scheune gegenüber oder, was für ihn weitaus schlimmer war, den um die Scheune herumstreichenden Bruder sehen zu müssen. Ein falscher Blick konnte bei Heinz Depression oder einen seiner cholerischen Anfälle auslösen, womit er gelegentlich sowohl sich selbst wie seinem Weibe oder seinen Töchtern den Rest des Tag verdarb. Indem sich die Bewohner des reudensievenschen Erblandes aus dem Weg gingen, bewahrten sie ihren Gleichmut. Zur Gemütsruhe der Sippe trug bei, daß sowohl die Brüder Heinz und Christian wie auch Lisel und Gitta, nach dem, was sie bisher beobachtet hatten, auch in laufenden Jahr keine beunruhigenden Bauhandlungen an der Scheune befürchten mußten. Hinter vorgehaltener Hand erwarteten die Geschwister, daß Robert demnächst wieder die Flucht in eine ferne Stadt oder auf eine Insel ergreifen würde, um dem ihm drohenden Gesichtsverlustes in der Gegend dort oben, in der Gerüchteküche des Dorfes, an der Theke, in seiner Sippe, vor dem Geist seines Vaters, in den Augen der Welt sowohl wie seines Weibes zu entkommen. Aber da täuschte sie sich. So war es vor einem viertel Jahrhundert gewesen: der Schwerenöter, der die von ihm allerorten geweckten & in die Sterne geschriebene Erwartung seiner bevorstehenden Promotion nicht erfüllte, war in die Ferne ausgebüchst, um den heimischen Augen zu entkommen. Seither war Robert älter geworden, seine kleine Familie, die den Traum einer eigenen Heimstatt und endgültigen Bleibe einschloß, war neuerdings sein Halt in der Welt geworden, den fahren zu lassen, um ins Unbestimmte zu fliehen, ihm unmöglich geworden war. Die Flucht hätte ihn vernichtet. Aber wenn er in einigen Monden der interessierten Öffentlichkeit keine handfesten Fortschritte auf seinem Bau vorweisen konnte, würde ihn der Druck der öffentlichen Meinung zerreiben. – Was aber bedeutet das tatsächlich? Keiner wird von Meinungen zu Pulver zerdrückt und ist raus aus dem Spiel. Das zerrieben werden, spielt sich im eigenen Gemüt ab. Auf unablässig heftige Kopfschmerzen mit Übelkeit pflügt ein Nervenzusammenbruch samt aktenkundiger Depression zu folgen. Oder, bei Männern ab 40 keine Seltenheit: der Druck & Zwang der Außenwelt, verstärkt durch Nikotin, Koffein, Alkohol, Wut & Verzweiflung, Geschwindigkeit, virtuelle Fragestellungen, Faust in der Tasche und unzureichendem Schlaf mit Sinnleere ruiniert den Blutkreislauf: Adern platzen oder das überforderte Herz stockt. – Ab einem gewissen Alter kann man nicht mehr in die Ferne ausweichen, dann bleibt einem nur die Flucht in Krankheit oder Tod. Aber der Frühling hatte ja gerade erst begonnen: augenblicklich wurde Vieles wieder möglich.

Damals war wieder einmal Krieg. Selbstverständlich nicht hier oder dort oder gar in der Gegend dort oben wie zu Clemens, des Patriarchen Zeiten, der seinerzeit, wie die Sage ging, einen echten russischen Panzer abgeschossen hatte. Etwas später hatte er sich aus einem russischen Kriegsgefangenenlager mit einer Konservendose herausgebuddelt und bauernschlau durch die feindlichen Linien in die Heimat durchgeschlagen. Keiner seiner Söhne würde jemals eine Gelegenheit finden, um Vergleichbares nachzumachen: den Patriarchen zu übertreffen war den Jungs unmöglich. Der damals aktuelle Krieg war dort hinten unten irgendwo, aber, globalisiert wie man wurde, fingen ihn auch dort oben die Satellitenschüsseln ein, fand er seinen Widerhall in den Benzinpreisen und Heizkosten, in den Gedanken und Träumen, weckte Erinnerungen an Erzähltes, bot Gesprächsstoff. Davon aber wollte Robert nichts hören, nicht einmal die Aktualität des Krieges ließ er gelten, verbissen wehrte er sich gegen jeden Versuch, die politische Großwetterlage beim Bier am Tresen zum Thema zu machen. Seine Scheune hatte Thema zu sein. Die Scheune sei die „*wirkliche Wirklichkeit des wirklichen Lebens*“ wurde er nicht müde zu dozieren; gehässig pflegte er unter vier Augen hinzuzufügen: dessen wirklichen Sinn und Zweck die gewöhnlichen Allerweltsmenschen nimmer nicht begreifen könnten.

Mit Macht herrschte der Frühling wieder in der Gegend. Frisch pulste das Leben im Blut. Die Leute griffen zu ihren motorisierten Geräten und rückten der Welt zu Leibe. Allerorten frästen, schabten, sägten, hämmerten, flexten, ratterten sie an ihrer Mutter Erde und deren Aufbauten herum. Allseits erscholl das Wummern, Tuckern, Knattern, Heulen ihrer Maschinen; auch die Motorradfahrer waren wieder aus ihrem Winterschlaf erwacht und brausten übermütig kreischend durch die Täler der Gegend. Alle waren zu neuer Tätigkeit erwacht. Der Lärm nahm kein Ende. Der endlose Weltkrieg, so erschien es Reinhard auf seinen Spaziergängen, war wieder unüberhörbar geworden. Reinhard schüttelte den Kopf, als müsse er sich Wasser aus den Ohren klopfen, und ging weiter spazieren: auch er hatte sich damit abgefunden, keinen Weg aus der gewaltigen Maschine hinaus zu finden. Zu allem Überfluß hatte er nun an manchen Tagen selber, wobei er sich Stöpsel in die Ohren steckte und eine Schutzbrille aufsetzte, eine Säge oder Flex in Händen, um bei einem Nachbarn für Tagelohn zu werkeln. Demnächst würde auch er die ratternd malmende Betonmischmaschine anwerfen müssen. Des Lärmes würde kein Ende sein.

Nur Robert war draußen bei seiner Scheune nicht zu sehen. Er saß in seinem Kabuff, qualmte und tat, was er seine Arbeit nannte. Er bereitete seine PC Kurse vor und bastelte an Homepages herum. Planlos wie er war, saß er bis in die tiefe Nacht in seinem Kabuff und kniffelte freudlos vor sich hin. Stockte sein Tatendrang, bot auf einen Klick das Internet Ablenkungen in

Hülle & Fülle, so zog sich endlos durch seine Nächte hin, was er seine Arbeit nannte und worunter er litt. Dank seiner Bildschirmquälerei sah er wie ein überanstrengter Arbeiter aus; sein seliger Vater hätte diese von jener Gestalt kaum unterscheiden können. So schwinden die Stunden unter der Hand. Aber die vor dem Bildschirm verhockte Zeit vergeht nicht folgenlos, sie griff auch Robert an, ging ihm an die Nerven, er konnte sein Tun nicht leiden, sich nicht leiden. Während seinen Sitzungen rauchte er viel, auch wieder Dop, würzte das Bier wieder mit Whisky, versank in um sich und seine Scheune kreisenden Selbstgesprächen, die er manchmal in einen Telephonhörer hineinredete. Seine nächtlichen Anrufe wurden in der Gegend gefürchtet. Abgemagert wurde er sichtlich zum Wrack.

Um für die ihm bevorstehende ungeheure Anstrengung, allen Widrigkeiten zum Trotz eine Heimstadt in der Welt zu errichten, genügend Kraft zu sammeln, begann er vorerst nicht mit der Arbeit an seiner Scheune. Stattdessen legte er auf den ihm nun gehörenden Quadratmetern neben der Scheune einen Gemüsegarten an. Auf der Hälfte der Fläche standen sorgsam auf Linie gesetzte Kartoffeln. Es half. Robert wurde milder und vermied seinen Absturz. Wer ihm auch begegnete, hörte von der fruchtbaren Arbeit in der Erde, von der Kraft der Erde, von der durchdachten Anordnung der Gemüsebeete, oder Robert erzählte von seiner großen Freude, demnächst eigene Kartoffeln aus eigener Erde zu klauben und mit seiner kleinen Familie aufzuessen. Seine Frau unterstützte ihn bei dieser Beschäftigung. Robert war ihre zweite Ehe und verglichen mit ihrem ersten erträglich. Froh, einen Erträglichen gefunden zu haben, sah sie ihm einiges nach, damit er weder durch- noch abdrehe. Außerdem erweckte Robert in ihr das Gefühl einer ihr bis dahin unbekanntem Bedeutung, denn der Halt, den sie ihm gab, war für Robert lebensnotwendig. Im Vorübergehen wurde Reinhard vertröstet: demnächst sei neben der Scheune ein Schuppen zu errichten, um darin das Zeug zu lagern, das aus der Scheune ausgelagert werden müsse, bevor man darin mit der Arbeit beginnen könne; aber damit hätte es noch Zeit. Diese Scheune jedenfalls bot dem Müßiggänger keine Aussicht auf Ein- & Auskommen. Leben & Zeit jedoch gingen weiter.



Das Erbe

Ein unverhoffter Anruf schreckte Reinhard in seinem behäbigen Leben als Tagelöhner ohne Tagwerk auf. Wie ein Mühlstein legte sich die Nachricht um seinen Hals, die ihn zu einem letzten verbliebenen Erben erklärte. Die Schwester seines Vaters, Herta Smetanová, war gestorben. – Jetzt erst also. Seit seiner Kleinkindheit vor mehr als 35 Jahren hatte er sie nicht mehr gesehen. Damals, vor mehr als 35 Jahren, lag Revolution in der Luft. Grenzen wurden durchlässig, seine Tante durfte im Sommer 68 ihn und seine Eltern in der Stadt am Fluß hier im *Westen* besuchen. Bald nach diesem Ausflug schloß sich die Grenze wieder, die willkürlich getrennten Weltgegenden lebten ihre je eigene Normalität, in der Reinhard seine Tante samt deren ehelichen Nachnahmen vergaß. Auch nach der erneuten Grenzöffnung, die nun auch schon bald wieder ein Dutzend Jahre her war, unternahm er nichts, um Kontakt zu seiner Tante in der alten Heimat zu finden. Dabei war sie während all der vielen Jahre gar nicht umgezogen. – Jetzt erst also hatte sie ausgelebt. Alt war sie geworden: über 80. Nach dem frühen Tod seiner Eltern hätte sie es sein können, die ihm noch einiges von seiner Sippe, also von seinem Herkommen hätte erzählen können. Nun war es auch dafür zu spät, mit ihr starb jene Geschichte, die man niemals in Büchern nachlesen kann. Nun blieb Reinhard bloß noch übrig, sein Erbe anzutreten: Einrichtungsgegenstände, Briefe, Dokumente, Fotos, etwas Erspartes wartete auf ihn, sogar von einer Eigentumswohnung war am Telephon die Rede gewesen. Letztere Aussicht beflügelte und beunruhigte Reinhard's Phantasie, also teilte er sich diesem oder jenem auf seinen Rundgängen mit.

Reinhard's Erbe sprach sich herum. Lisel sagte ihm auf den Kopf zu: „Da bist e aber fein raus.“ – Unsere Rollen sind festgelegt; sie lassen sich durch äußere Eingriffe nicht grundsätzlich korrigieren; gegen die uns zukommende Gestalt ist Widerstand zwecklos. Wie nicht anders zu erwarten, war Reinhard's Erbe nicht der Rede wert. Aber die Angelegenheit war wegen der Sprachbarriere weder telephonisch noch brieflich aufzuklären oder gar zu erledigen, denn die Sprache seiner Kleinkindheit hatte Reinhard vergessen. Also mußte eine Reise ins Ausland, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, unternommen werden, um seine Erbschaftsangelegenheit zu regeln, indem er persönlich nachsah, ob nicht vielleicht doch eine Wohnung oder ein kleines Haus zu erben war. Nicht im Traum dachte Reinhard daran, in seine alte Heimat zurückzusiedeln, um Miete zu sparen: was sollte er in einer ihm fremden Gegend. Aber wenn ihm dort ein Häuschen zugefallen wäre, wollte er es sich nicht entgehen lassen. Vielleicht ließ es sich versil-

bern, um davon in seiner neuen und mittlerweile eigentlichen Heimat in der Gegend dort oben, drei oder gar vier Jahre ohne materielle Not, also ohne Tagelöhnerlei zu leben. Denn Geld bedeutet Zeit: Zeit für sein eigentliches Leben. Abgesehen von der wagen Aussicht, weltliche Güter zu erben, trieb es Reinhard zur Reise in seine alte Heimat, auch um einer alten Frau, die, wie sie am Telephon in Deutsch beteuert hatte, seine Großmutter hoch verehrt habe, mit seiner verstorbenen Tante bis zum Schluß befreundet gewesen sei und ihn als Kleinkind auf dem Arm gehalten habe, die Hand zu reichen, damit sich wenigstens in ihrem Leben ein Kreis schlosse. Vergangenheit war in Reinhard Gegenwart eingedrungen und hing ihm nun wie ein Mühlstein um den Hals.

Eine Reise ist eine beschwerliche Angelegenheit, weil sie uns aus dem Gewohnten herausreißt. Die Beschwerde wächst, wenn die Reise in die Vergangenheit führt und gleichzeitig in der anliegenden Gegenwart juristisch finanzielle Angelegenheiten zu regeln sind. Bei dem ihm bevorstehenden Abenteuer war Reinhard über Beistand froh. Obwohl er als eine Abart von Einsiedler lebte, reiste er gerne in Gesellschaft. Auch Robert reiste gern. Da er seinen eigenen Angelegenheiten gerne entkam, nahm er die Gelegenheit zu einem kleinen Abstecher ins Abenteuer gerne wahr und bot Reinhard an, ihn zu begleiten. Also verabredeten die beiden alten Kameraden, die Reise gemeinsam zu unternehmen, wie schon einmal vor einem viertel Jahrhundert eine. Roberts Bruder Christian ließ den Abenteurern seinen Wohnbus.

Juli ist ein schöner Mond, um zu reisen. In der Monotonie der Autobahn erklärte Reinhard sich und seinem Kameraden, soweit es ihm bekannt war, sein Herkommen und ihr Reiseziel: Die Erbschaftsangelegenheit führte nach Böhmen. Reinhard nannte das ihm fremde Land, in dem er geboren worden war, Böhmen. Dieser Name, der sich, im Unterschied zu anderen unbeständig oberflächlichen Bezeichnungen dieses Landstriches seit weit vor der Jugend seiner Großmutter zurückliegenden Zeiten bis in die Gegenwart auf Landkarten erhalten hat, sagte ihm besonders zu. Seine Oma Karoline Laureta Lauda war in Böhmen als kaiserlich königliche Untertanin geboren. In Österreich-Ungarn wurde sie alt genug, um dort seinen Opa Franz zu heiraten, bevor dieses Reich von den Landkarten verschwand. Böhmen aber blieb. Seine Familie lebte weiter in der ersten Tschechoslowakischen Republik, deren zweitgrößte Völkerschaft – die Böhmendutschen – in der Namengebung unberücksichtigt blieb. Die neumodische Bezeichnung *Sudetendeutsche* sollte deren Randlage in Böhmen begrifflich festschreiben wie einen Wunschtraum. Der neue Name für das alte Land hatte keinen Bestand. Ein internationales Abkommen großer Mächte leitete das Ende der ersten Tschechoslowakischen Republik ein. Ohne ihr Dorf zu wechseln wurde Reinhard's Großmutter dem „Reich“ eingegliedert. Nachdem jenes un-

glaubliche „Reich“ in jeder Hinsicht gründlich abgewirtschaftet hatte und auf den Landkarten ausradiert worden war, wiedererstand kurzfristig die Tschechoslowakische Republik. Mit der begrifflich fixierten Randlage der dort ansässigen Deutschen glaubte man sich nicht mehr zufriedengeben zu dürfen, nun wurden sie enteignet, ausgewiesen oder vertrieben; über den genauen Sachverhalt gibt es widerstreitende Auslegungen. Gewißheit jedoch herrscht darüber, daß vor den dortigen Deutschen in den frühen 40ern auch die dritte in Böhmen altansässige Völkerschaft vertilgt worden war: die meist deutschsprachigen böhmischen Juden. Reinhard's Großmutter jedenfalls blieb im Verlauf aller vor- & nachherigen Umbrüche daheim. Da sie sich, ebenso wie ihr Mann einer gemischten Familie entstammend, da ihr Deutschtum nur noch Nachteile brachte, als der tschechischen Nationalität zugehörig erklärte, mußte sie nicht abhauen. Ein Papier mit Stempel. Was heißt schon Nationalität? Dergleichen Bezeichnungen wechseln in der Zeit. In der Erfahrung von Menschen mit gemischtem Herkommen, die an ihrer Heimat hängen, haben Begriffe wie Volk, Nation oder gar Rasse & Staat keine fest umrissene, eindeutige oder gar unumstößliche Bedeutung, denn man spricht von Kindesbeinen an mehrere Sprachen, gehört auch zu den Anderen, weiß um die Unstimmigkeit, ja Willkür akkurat abgrenzender Bezeichnungen und scharf gezogener Grenzlinien, die mitunter durch einen Federstrich abgeändert werden, wenn die Nöte der Zeit es mit sich bringen. Zu Omas Zeiten aber war in Europa die Nationalitätenfrage ebenso unglaublich wichtig, wie sie bald darauf für unglaublich unwichtig erklärt worden war. Und ein flüchtiger Blick in gegenwärtige Nachrichtensendungen offenbart, daß die Völker eine zufriedenstellende Antwort auf diese, aus einer weit vor Omas Geburt liegenden Zeit stammenden Frage, immer noch nicht gefunden haben. Für Reinhard's Vater jedenfalls, der in den letzten Tagen von k.u.k. geboren worden war, der eine glückliche Jugend in Böhmen verlebt hatte, kaum ausgewachsen in der Wehrmacht jenes aberwitzigen Reiches kämpfen mußte, nach deren totalen Niederlage er eine Rheinländerin heiratete, hatten Nationalitätenfragen nur noch einen praktischen Sinn: ein Dokument mit Stempel war lebensnotwendig. Mit einem hilfreichen Dokument – in jenem Umbruch war es besser, Tscheche denn Deutscher zu heißen – kehrte er aus seiner Kriegsgefangenschaft auf der Suche nach dem Land seiner Jugend über verschiedene Zonengrenzen hinweg zu seiner Mutter heim. Kaum in Böhmen angelangt, verwandelte sich die bürgerliche Republik in die ČSSR. Unter diesem Zeichen wurde Reinhard geboren. Weil seine Mutter es unter diesem Zeichen nicht aushielt, türmte sie mit ihm zurück an den Rhein. Das Kürzel war die letzte Bezeichnung für ihre Heimat, die seine Oma erlebte. Tante Herta jedoch überlebte auch dieses Kürzel, denn im nächsten Umbruch verdampfte die ČSSR. Kurzfristig hieß das Land ČSR, teilte sich aber bald in die ČR und SR. – Egal wie kurzlebig die aktuellen Bezeichnungen

sein werden, eine Gegend der Tschechischen Republik, der Tschechei oder meinethalben Tschechiens heißt immer noch und weiterhin Böhmen.

Hinter Hof sah man die Länder scheidenden Bergketten. Als kleines Kind fürchtete Reinhard die Grenze wie ein Illegaler, sie bedeutete Aufenthalt mit ungewissem Ausgang: uniformierte Männer kamen, prüften Papiere, schnüffelten im Gepäck herum, ließen einen warten, wirkten unberechenbar streng und waren bewaffnet. Nun überquerten sie die Grenze einfach so. Plötzlich waren sie in Reinhard Vergangenheit. Dort duftete es nach Heu. Sommer. Bald rollten sie verhältnismäßig langsam über eine gewöhnliche Landstraße an verfallenden Häuschen vorbei, die oft bunt, sogar einfallsreich bemalt worden waren und deren Leuchtreklamen oder Plakate „Gartenzwerge“ oder „Bar“ und „Girls“ versprachen. Niedrige Preise lockten Freier über die Grenze. Unbehauste, blutjunge Schönheiten winkten vom Straßenrand den Kameraden im Transporter einladend zu. Reinhard war, als höre er die längst verklungene Stimme seines Vaters: „Sigst Bub, dort ist ... da war ... das heißt ... weil dort ...“. Genau es verstand er nicht. Aber im Land der Vergangenheit mußte sein Vater jeden Winkel gekannt haben, denn dort aufgewachsen hing er an seiner Heimat.

Karlsbad kam beunruhigend näher. Dort betrat Reinhard die Welt. – Gewiß hat Karlsbad ein Wappen, daß wie bei alten Städten üblich aus einem Raubtier, farbiger Raute oder Mauerzinnen besteht. Aber das Wahrzeichen der Stadt Karlsbad ist ein stolzer Steinbock auf einem Felsen. Reinhard's Mutter erzählte in seiner Kindheit die dazugehörige Geschichte, die er nun Robert weitererzählte: von Jägern verfolgt habe sich der Steinbock auf die Spitze eines Felsens über dem engen Tals der Eger geflüchtet. Dort oben ging es nicht mehr weiter, zurück konnte das gehetzte Tier auch nicht, denn die Jäger kamen bereits über den Grat, den einzig möglichen Rückweg hinterher. Aber der Steinbock ergab sich nicht in sein Schicksal, sondern bewahrte Mut und sprang vom Felsen ab. Der besorgte Knabe fragte sogleich, ob das arme Tier denn heil davongekommen sei? Worauf die Mutter dem Kinde antwortete: „vielleicht“, unter dem Felsen hätten die Jäger nach dem Steinbock vergeblich gesucht. – So bewahrt das Wahrzeichen die Hoffnung auf das Unwahrscheinliche, auf die alte Utopie von der Freiheit. Die Türe bleibt zu jeder Zeit einen Spalt breit offen, als ob ausnahmsweise einer heil davongekommen könne. – Vermutlich war das mütterliche „Vielleicht“ eine kinderfreundliche Fassung der Geschichte von dem mutigen Steinbock? Am Sinn der Utopie ändert dies wenig. Hörte Robert ihm zu?

Vororte kündigten eine größere Stadt an. Langsam führen sie zwischen verschlissenen wirkenden niedrigen Häusern, bei denen der Umschwung noch nicht angekommen zu sein schien. Das verbrauchte Alte bestimmte noch das Erscheinungsbild, dazwischen machte sich der Umbruch breit, Neues

kündigte sich an: vertraute Einkaufshallen von „Lidel“, „Aldi“, „Plus“ säumten die Straße, sogar ein großer „Heimwerkermarkt“ stand da. Die Menschen aber wirkten ruhig und ausgeglichen. Unten im Zentrum, der Berufsverkehr hatte seinen Höhepunkt überschritten, überquerten die beiden Abenteurer die Eger. Die aus der Stadt hinaus führende Straße in Richtung Prag schraubte sich den Hang hinan. Auf halbem Wege von Karlsbad nach Buchau, wo Reinhard's Elternhaus steht, geht der Hang in eine Hochebene über, dort liegt ein Golfplatz. Robert war nicht bloß aus Reiselust, oder gar um seinen alten Kameraden zur Seite zu stehen, mitgefahren. Sein Gepäck bestand ausschließlich aus seinem Golfsack. In den Seitentaschen steckten Waschzeug und saubere Unterwäsche. Also bogen sie von der Straße ab und begutachteten den Golfplatz. Robert war nach der Grenzöffnung dort gewesen und hatte den Golfplatz wegen der ungeheuer günstigen Preise in vorzüglicher Erinnerung. Dort wollte er noch einmal spielen. Mit den Jahren hatte sich jedoch einiges getan. Die Anlage war rundum modernisiert und auf europäischen Standart gebracht worden; trotzdem blieben die Preise verhältnismäßig günstig. Während Reinhard seiner Angelegenheit nachgehen würde, würde sich für Robert am kommenden Tag Zeit zum Spielen finden. Abgemacht. Sie fuhren weiter.

Jahrzehnte war Reinhard nicht mehr dort gewesen: die Biegung der Straße am Ortseingang hatte sich dem Kleinkind eingepägt: abbiegen! Buchau ist ein tristes Dorf. Aber es hat ein kleines Rathaus mit Türmchen & Uhr, eine Post, Reinhard's Taufkirche, einen Friedhof, der seine Großmutter, nun auch Tante Herta birgt, auf einem Hügel sogar die Ruine einer alten Burg – den Hartenstein –, neuerdings auch einen „Lidel“ zur Versorgung der Bevölkerung. In der Ortsmitte ist immer noch der große Marktplatz mit Brunnen & Bußhaltestelle. An der rechten Ecke des Marktes steht Reinhard's Elternhaus. Es ist gepflegt, bestens in Schuß und der Garten ist mit bunten Plasteteilen vollgestellt wie in einer deutschen Mittelklassesiedlung. Dem Elternhaus wagte Reinhard sich nicht zu nähern. Gegenüber ist noch immer das Wirtshaus „Zur Sonne“, in dem sein Vater weiland zechte. Die beiden Kameraden beobachteten durch die Fenster dieser und anderer Kneipen junge Leute beim trinken & lärmern, trauten sich jedoch nicht hinein. Die Kneipenden wirkten wie eine Familie, die keinen Raum für Fremde hat. In den Seitenstraßen war kein Umschwung angekommen. Ein böhmisches Dorf wie viele. Die meisten Häuser wirkten abgenutzt, verfallen sogar, jedenfalls ungepflegt und kränkelnd. Da und dort standen Menschen in Hauseingängen, saßen auf Bänken oder schlenderten umher und beobachteten die Fremden schweigend & grußlos. Trotz der an Südfrankreich erinnernden Sommersonne wirkten die verwinkelten Gassen und alten Häuser verschlossen und abweisend, als ob ihre Mauern Mißmut und Elend ausströmen würden. Zum Glück ist meine Mutter mit mir von hier getürmt, fühlte Reinhard.

Der kleine, dunkle See lag noch am Ortsausgang, er hatte ihn beinahe vergessen. Auf ihm hatte er mit Kindesbeinen Eishockey zu spielen begonnen, später nie wieder; sein Beginnen blieb folgenlos wie gar nicht wahr.

Robert und Reinhard mochten nicht bleiben, sie fuhren zurück in die Stadt, parkten in einer Seitenstraße den Transporter: ihren Schlafraum. Dieser Tag war erledigt, sie konnten in die Kneipe. Karlsbad ist für Kneipenbummler und Nachteulen eine Schlaftablette. Aber in der Innenstadt fanden sie das „Rote Berlin“. Da wird der deutsche Sozialismus zum Kneipenwitz. Zur Belustigung der Trinker hängen an den Wänden alte DDR Schilder: „Tollwut!“, „Volkspolizei – Meldestelle“, „Biergasse“, „Vorsicht! Sie verlassen...“ usw.; alte Witze eben. Jedenfalls waren junge, lustige Menschen dort, das Bier war gut und unverschämt billig, Brötchen mit Schnitzel gab es auch. Zur allgemeinen Belustigung saß der Umschwung persönlich an einem der Tische. Eine Art deutscher Oberlehrer, etwas 50jährig, mit zwei lasziven Schönheiten, so Anfang 20, hielt seinem tschechischen Agenten Vorträge über Geschäftsführung und aß dabei ausgesuchte Leckereien. Keiner beachtete den klassischen Kriegsgewinnler im zeitgemäßen Gewand. Kaum hat Herr Umschwung in Begleitung seiner Schönheiten das Lokal verlassen, lachten alle.

Am folgenden Tag wollte Reinhard seine Angelegenheit regeln und Robert golfspielen. Jedoch Robert Nerven, der seine Biere mit Wodka verstärkt hatte, waren vom vorabendlichen Trunk angegriffen: ein Frühstück lehnte er ab, den preisgünstigen Angeboten auf der Karte traute er nicht, er befürchtete, egal was er bestelle, daß von ihm verabscheute Rührei mit Zwiebeln zu bekommen. Also gab es für ihn bloß Kaffee und Mineralwasser, während Reinhard sich an Rührei mit Zwiebeln gütlich tat, bevor er zur Notarin – in Karlsbad ist nichts weit entfernt – ging, um von ihr Aufschluß über seine Erbschaft und Hilfe bei der Regelung der Formalitäten zu erhalten. Die Notarin, die ihn angeschrieben hatte, eine sichtlich kluge Frau so um die 50, ehemals vermutlich eine Schönheit und immer noch eigenwillig, konnte ihr Erstaunen schlecht verbergen, den Erben leibhaftig in ihrem Büro zu sehen. Im Vorrübergehen erklärte sie: „kein Zeit“. Sie sprach dienstlich weder Deutsch noch Englisch. Dennoch erhielt Reinhard von ihrem Büro ein Dokument, gestempelt und unterschrieben, mit dem er zum Katasteramt gehen solle, soviel er verstand. Die freundliche Sekretärin erklärte ihm zweimal ausführlich, was es mit dem Dokument auf sich habe und was zu tun sei, auf Tschechisch. Er verstand kein Wort, bedankte sich ebenso freundlich und verabschiedete sich. Es war ja noch Vormittag. In einem Kaffee entzifferte Reinhard mit Hilfe eines alten Wörterbuchs seines Vaters, Leipzig 1929, die wichtigsten Worte auf seinem neuen Dokument. Das Katasteramt wurde

notarielle aufgefordert, ihn über den Besitzer der Wohnung seiner Tante Herta aufzuklären. Das Katasteramt war in der Vorstadt gegenüber dem „Heimwerkermarkt“.

Der viereckige sozialistische Verwaltungsbau war unübersehbar, unübertrefflich funktional war er vollkommen lieblos. Der Pförtner war jung und debil und wußte nichts. Vor einer Amtsstube im ersten Stock zog Reinhard eine Nummer und wartete, bis er an den Schalter durfte, legte dann sein Dokument und seinen Personalausweis vor. Ohne ein Wort zu verlieren machte sich die Frau gelangweilt an ihr Werk, kopierte aus einer Karte und erschuf ein neues Dokument, mit dem etwas bescheinigt und abgestempelt wurde. Ein Junger Mann, der irgendwo ein paar englische Worte aufgegabelt hatte, erklärte, die Bescheinigung besage, daß das Haus, in dem Reinhard's Tante Herta gewohnt habe, der Gemeinde Buchau gehöre. Eigentumswohnung? Sie hätte auch eine Wohnung in einem der Gemeinde gehörenden Haus besitzen können? Der junge Mann verstand die Frage nicht, ohne Bescheinigung bleibt diese Frage auf immer offen. Und das gewesene Elternhaus am Markt? Wann war die Tante dort ausgezogen? Wem gehörte es damals, wem warum heute? Die Fragestellung war arg kompliziert.

Was tun? Was machen mit Dokumenten, die man nicht lesen kann, mit Beamten, die man nicht sprechen kann, mit Verhältnissen, von denen man keine Ahnung hat? Die freundliche alte Frau, mit der Reinhard einmal telephonierte hatte, mußte ihm weiterhelfen. Sie konnte Dolmetschen, um am Ende dieses Tages doch noch etwas Greifbares erledigt zu haben. Als Reinhard den Münzfernsprecher im Frühstückskaffe benutzen wollte, fuhr ihn Robert an: Wenn er schon kein Handy besäße, solle er wenigstens eine Telephonkarte kaufen, um jederzeit telephonieren zu können. Robert selbst hatte sein Handy an der Grenze abgeschaltet, um vor seinem Weib Ruhe zu haben und um, sollten sich im Verlauf des Tages beider Wege trennen, nicht von Reinhard angerufen und so über Handy „ferngelenkt“ zu werden, wie er sich ausdrückte. Die alte Dame war erfreut, Reinhard's Stimme zu hören und ihn bei nächster Gelegenheit zu sehen. Aber sie sei alt und hätte es am Herzen, eben sei die Ärztin bei ihr gewesen, sie könne ihre Wohnung nicht verlassen, aber er könne sie getrost besuchen, sie wohne in einem Plattenbau in der Marienbader Straße, jeder kenne sie dort, Reinhard brauche bloß nach ihr zu fragen. Das war ein Ansatzpunkt! Ab in die Marienbader Straße. Reinhard war vollkommen überzeugt davon, daß die alte Frau in Karlsbad wohnen mußte. Leider hatte sie ihm den Straßennamen auf Deutsch gesagt, der offizielle Stadtplan aber sprach ebenso wie das ganze Land Tschechisch. Marianska oder Marianskalaze mußte es sein. Beide Straßen waren auf dem Stadtplan am Ende der Stadt verzeichnet, wo im sich verengendem Tal der Eger die Bebauung endet. Robert lehnte entschieden ab, Taxi zu fahren: „die beschießen uns bloß“, „die fahren uns über Umwege“. Also gingen sie zu

Fuß. Zum Glück bestand Robert nicht darauf, den kürzesten Weg über den Berg zu gehen, es hätte sie sonstwohin verschlagen. Der Gang war eine gute Gelegenheit, daß Zentrum zu durchqueren, um die Stadt zu sehen. Karlsbad ist wieder schön zurechtgemacht, als erwarte es die Kurgäste der 20er und 30er Jahre, von denen einige auf der Suche nach Irgendwas tatsächlich wiedergekommen sind. Die Promenade mit alten und neueren Trinkhallen, Bänken, kleinen Parkanlagen ist tadellos gepflegt und gut besucht. Die mächtigen, altehrwürdigen Hotels aus der Kaiserzeit wirkten wieder gediegen und abweisend. Plaketten an Häusern und Denkmäler am Weg erinnern daran, daß schon Goethe, Schiller, Mozart, Beethoven, Moltke und andere grenzüberschreitende Berühmtheiten dort gekurt hatten. Viele junge Frauen mit Kinderwagen oder Kleinkindern begegneten ihnen: die Böhmen vermehrten sich noch. Straßenhändler verkauften Karlsbader Oblaten oder Becherovka; die beiden Wanderer nahmen sich fest vor, wenn alles geregelt wäre, die weltberühmten Spezialitäten als Kuriosität für Daheimgebliebene zu kaufen. Ansonsten ist Karlsbad eine Schlaftablette, ein idealer Kurort. Aber Reinhard war ja dorthin gefahren, um eine Erbschaftsangelegenheit zu regeln. Endlich erreichten sie die Marianska am Ende der Stadt. Leider hatte jedes Haus zwei Hausnummern, eine rote und eine blaue, durcheinander. Die von der alten Frau angegebene Hausnummer war nirgends zu entdecken, ein Plattenbau nicht zu sehen. Vielleicht war er hinter der nächsten Biegung oder auf einem Hügel? Die Marianska führt durch das enge, gewundene Tal der Eger aus der Stadt hinaus. Hinter der nächsten oder übernächsten Biegung verborgen konnte ein Plattenbau auftauchen. Die beiden gingen am Ufer entlang durch besonnte, stille Parkanlagen, hinter einer Biegung erschien die nächste. Zwecklos.

Auf dem Rückweg in die Innenstadt wurde auch Reinhard mürrisch: er kam nicht weiter, hatte so gut wie nichts geregelt, bloß ein Dokument erhalten, auf dem ihm bescheinigt wurde, daß ihm nichts gehöre. Und nun konnte er nicht einmal die alte Frau finden, sondern war, wertvolle Stunden vergeudend, durch Karlsbad geirrt, ja aus Karlsbad hinaus die Eger entlang einem Phantom hinterher. In einem Porzellanladen fragte Reinhard nochmals nach der Marianska, dem Plattenbau, der alten, allgemein bekannten Frau. Die Geschäftsfrau rief einfach bei der Alten an, lachte, sie wohne in Buchau und warte auf Reinhard. Zu allem Überfluß erklärte ihm die Geschäftsfrau freundlich umständlich, wo Buchau liegt.

Viel Zeit hatte Reinhard zwecklos vertan, aus Nachlässigkeit vertan. Wie war er eigentlich darauf gekommen, daß die alte Frau in Karlsbad wohne? Er wußte es nicht mehr, er war einem Gedankensprung aufgesessen, plötzlichen hatte ihm eingeleuchtet, ihre Vorwahlnummer sei die von Karlsbad, weil auch eine andere vermeintlich Karlsbader Nummer... Handys verwirren alles. Jedenfalls hatte Reinhard jetzt wieder einen Faden in der Hand,

dem er nervös folgte. Trotz ihrer Irrwege war Robert erstaunlich ruhig und schlenderte fröhlich mit, dabei hatte er noch gar nicht gefrühstückt, dafür unentwegt Zigaretten geraucht. Reinhard's Unruhe war nicht Roberts Problem, aber daß Reinhard begann, sich mit der Zwecklosigkeit – an eine nennenswerte Erbschaft glaubte er ohnehin nicht – seiner Reise abzufinden, begann Robert zu ärgern. Zwecklosigkeit konnte Robert nicht leiden, sie machte ihm Angst. Während die beiden sich mit einem großen, internationalen Milchshake, Roberts Frühstück & Reinhard's Mittagessen, stärkten, erklärte Robert Reinhard, wieso er, Reinhard, seine Absichten zwangsläufig verfehlen müsse: Wegen seines planlosen Vorgehens. Seine Reise sei vergeblich, weil er sie stümperhaft organisiert habe, weil er es gewagt habe, ohne zuverlässige Kontaktadresse, einzig auf das vage Hilfsangebot einer Fremden hin, die Reise anzutreten und ins Blaue hinein ohne jedweder Sprachkenntnisse, ohne ausreichendes Geld, in einem engen Zeitfenster und ohne Handy, ein Wessi ohne Handy!, oder wenigstens eine Telephonkarte, ohne notwendigste Hilfsmittel also versuche er, aufs gerate Wohl, wie es sich eben ergebe, eine Situation, d.h. seine Erbschaftsangelegenheit, zu regeln. Solch Planlosigkeit könne nur zu Nichts führen. Dergleichen unprofessionelle, den Umständen unangemessene Vorgehensweise, dozierte Robert in einem Fort, erinnere ihn an einen „Lebemann des fin de siècle“. Unbekümmerte Figuren, die weder positiv denken noch ganz bei der Sache sind, sonder bloß so drauflos leben, hielt Robert, gelinde gesagt, für unzeitgemäß und folglich zum Scheitern verdammt. Reinhard gefielen altbackene Gestalten. Genaue Planung hielt er für unnötig, weil der Mensch bloß denkt, während sich das Übrige ergibt, wie der Volksmund weiß. Zwei Kontaktadresse, die der Notarin und der Alten, erschienen ihm ausreichend, um seine Reise zu wagen. Und das Risiko, auf unvorhergesehene Schwierigkeiten irgendwie reagieren zu müssen, hielt er für normal: im Leben sei es widersinnig, im Vorhinein große Hoffnungen zu hegen sowie bis in Kleinigkeiten hinein zu planen; außerdem, so lehrte die Lebenserfahrung unseren Einsiedler, muß man auch verlieren und sogar scheitern können. Scheitern gehört zur Menschwerdung. Robert hielt eine solche Haltung für dem Ernst des Lebens unangemessen, für unverzeihlich verantwortungslose Gleichgültigkeit, mithin für „Defätismus“ und „Dekadenz“. Da dem Scheunenbauer der Zeitgeist ins Denken pfuschte, erschien ihm Scheitern als nicht hinnehmbar. Als die Milchshakes verdrückt waren, einigten sich die Kameraden auf „fin de siècle“ und fuhren gut gelaunt mit ihrem Schlaftransporter in Richtung Buchau. Auf halbem Weg stieg Robert gegen 15 Uhr beim Golfplatz aus und tauchte im Spiel unter. Es war Reinhard ganz recht, die alte Frau allein zu besuchen.

Gleichförmig stehen Plattenbauten hinter seinem Elternhauses. Ein dicker, verschwitzter Mann, den Reinhard nach der alten Frau, die Deutsch spricht,

fragte, machte ihm deutlich, daß sie in der zweiten Zeile links wohne. Im zweiten Stock stand die Türe offen, Reinhard klopfte. Mit schleppendem Schritt kam die rundliche Frau aus dem Nebenzimmer: „Ja! da bist du ja. – Ganz der Vater!“ Sie umarmte ihn, führte ihn in ihr helles Wohnzimmer, bot ihm Mineralwasser an und sie sprachen mehrere Stunden. Wie bei alten Leuten üblich, lief der Fernseher, der Schüssel sei dank mit einem deutschen Programm, sie schaltete es aber bald ab. Die alte Frau habe ebenso wie Tante Herta tschechische Zeitungen gelesen und deutsches Fernsehen geschaut.

Sie sprachen von Toten. Ein lustiger Mensch sei Reinhard's Vater gewesen, hätte gerne Besuch gehabt, wenn wer kam, reichlich Bier aus der Brauerei gleich neben dem Elternhaus geholt; nach dem Krieg wurde die Brauerei abgerissen. Zur Unterhaltung der Gäste spielte sein Vater gerne Klavier oder Geige. Lustig sei es im Haus zugegangen; vor dem Krieg. Ja, etwas zu viel Bier hätte er getrunken, so sei das nun einmal beim Sohn des Brauers. Angenehm überraschte es Reinhard zu hören, daß sein Großvater der Brauer von Buchau gewesen war! Nun wurde ihm auch im eigenen Lebenslauf einiges klarer. Wohlhabend waren Reinhard's Großeltern gewesen. So fuhr sein Vater oft als einziger Passagier mit dem Bus nach Karlsbad zur Schule, weil seinerzeit eine Busfahrkarte für die meisten Menschen zu teuer gewesen war. Den Großvater hätten sie noch im Februar 45 zum Volkssturm gezogen, seit dem war er verschwunden. Die alte Frau habe Reinhard's Großmutter immer hoch verehrt, die sei eine wunderbare Frau gewesen. Seine Mutter hätte sie gemocht und mit Tante Herta sei sie bis zum Schluß eng befreundet gewesen. Sie kannte die Geschichten seiner Familie und seiner Kindheit. In Kürze stellte Reinhard ihre Neugierde mit einer kinderfreundlichen Fassung seines beruflichen Werdegangs zufrieden und erklärte, er hätte eine kleine Anstellung in einem Museum. Der alten Frau wollte er nicht zumuten, in ihm den Hungerleider zu erkennen, der es in Deutschland zu nichts gebracht hatte. Die alte Frau sah ihm an, daß er mit sich zufrieden war, fand es schön, daß er eine kleine Anstellung habe und bedauerte bloß, daß er alleine lebe. Zu einem richtigen Mann gehöre eine Frau, sonst werde er wunderlich. Reinhard war wunderlich; richtige Männer waren ihm unangenehm. Daß seine Sippe bereits seit über zwei Generationen im Niedergang und mit ihm ans Ende gekommen sei, er wie ein frischer Trieb auf einem toten Ast gewachsen sei, erklärte Reinhard der alten Frau nicht. Von Hertas Eigentumswohnung wußte die alte Frau auch nichts. Aber die schöne Wanduhr solle Reinhard unbedingt mitnehmen, und die Bücher, all die deutschen Bücher, auch Klassiker, und vor allem die wunderschöne Wanduhr solle er unbedingt mit zu sich heim nehmen. Und Porzellan, die Kristallgläser, den Schmuck dürfe er nicht vergessen, ja daß dürfe doch nicht einfach verkommen oder an den Staat fallen.

Gegen Abend kam die Nachbarin von Tante Herta, eine jugendliche Frau Anfang 30, modisch bequem gekleidet, dünn, mit spitzer Nase und dunkel milden Augen, die den seinen auswichen. Deutsch sprach sie nicht. Die alte Frau übersetzte flüssig. Nach der Vorstellung erfuhr Reinhard, daß ihn mit Tante Herta gemeinsame Interessen verbanden: Literatur und Zeitgeschichte. Seine Tante rauchte auch gerne, ihre letzte Zigarette hatte sie ausgemacht, als sie ins Krankenhaus abgeholt wurde, also drei Tage vor ihrem Tod. Oft hätte sie von ihm und seiner Familie erzählt, wie alte Menschen so sind. Überhaupt sei sie sehr gesellig gewesen, hätte gerne und viel gesprochen. Sie war ihm also ähnlich gewesen. Wie seltsam: eine fremde, junge Frau erzählte ihm Geschichten von seiner Familie und aus seiner Kindheit, sogar von seinem Beinbruch 69 wußte sie, und wie dick er danach geworden war. Oft hätte sich die junge Frau überlegt, übersetzte die Alte, was sie ihm alles sagen würde, wenn sie sich begegnen würden, und nun wisse sie bloß so wenig. Still saßen die drei einige Augenblicke beieinander.

Dann wurde die schlimme Frage gestellt: „Warum hast du dich nicht gemeldet?“ Scheu sah die junge Nachbarin seiner Tante Herta Reinhard an. Was sollte er antworten? Er entschuldigte sein Fernbleiben mit seiner damaligen Jugend; Jugend entschuldigt das Meiste. Seine Mutter hatte ihn als Fünfjährigen von dort mitgenommen. Wenige Jahre später, nach dem Tod seiner Eltern, sei der Kontakt abgebrochen und beim erwachsen habe er anderes im Kopf gehabt, so habe er es nicht mehr versucht, dann nicht mehr gewagt, so verging die Zeit, in der Buchau versank. Beide Frauen gaben sich mit seiner Erklärung, die seine unverzeihliche Nachlässigkeit bemäntelte, zufrieden und fragten nicht, warum er es nicht nach der Öffnung versucht habe. – Warum hatte er es damals nicht versucht? Er wußte keine klare Antwort. Als er damals nach der Öffnung auf dem Weg nach Prag in Buchau angehalten hatte, scheute er die Begegnung mit der Vergangenheit, obwohl er damals deutlich an die Tante dachte, fühlte er sich nicht genügend hingezogen. Etwas in ihm scheute vor dieser Begegnung. Die beiden Frauen akzeptierten seine offizielle Entschuldigung und heiter plauderten die drei von Erinnerungen. Mit seinem Vater hatte er als Kind beim Aufrichten des Maibaums durch die Männer des Ortes teilgenommen. Diesen jährlichen Brauch gab es noch, einst war Reinhard einer der ihren gewesen. Wenn sein Vater Tante Herta wegen ihrer Besserwisserei hänseln wollte, hätte er sie *Judit* genannt. Der alte Witz machte alle Drei lachen. Die alte Frau schenkte Reinhard immer wieder Mineralwasser nach, er begann gelassen im Sessel zu sitzen und auch die Junge Frau entspannte sich, schaute ihm manchmal freundlich in die Augen. Mittlerweile bedauerte Reinhard, der jungen Nachbarin durch seine Weigerung, von Deutschland aus eine Generalvollmacht ins Blaue hinein unterschrieben zu haben, bei der Wohnungsauflösung seiner Tante Schwierigkeiten gemacht zu haben. Am kommenden

Tag wollte sie in seiner Begleitung, der Unterschriften halber mußte er mit, ohne Dolmetscher, denn es gab für ihn nicht mehr viel zu verstehen, Formalitäten regeln: Notarin, Amtsgericht, Postbank und zum Abschluß die Wohnung. Das umfangreiche Programm sollte bis zum Nachmittag erledigt werden, dann mußte Reinhard die Heimreise antreten, weil der geliehene Transporter von Christian gebraucht wurde. Mit der jungen Frau verabredete er sich für den kommenden Morgen um 8 Uhr vor dem Büro der Notarin; er nahm sich vor, unbedingt pünktlich zu erscheinen.

Als die junge Frau gegangen war, setzte Reinhard sich mit der Alten, die endlich rauchen wollte, in die Küche. Auch Reinhard stopfte seine Pfeife, *genau so wie sein Großvater* erfuhr er. Es wurde behaglich. Die alte Frau erklärte ihm, daß auch Tante Herta ihn nach der Grenzöffnung hätte suchen lassen können, oft von dieser Möglichkeit gesprochen aber gefürchtet habe, daß er es nicht wünsche, weil schlecht von ihr geredet worden sei, von der Mutter oder der deutschen Tante. Reinhard gestand, daß die deutsche Tante seinerzeit nach dem Tod seiner Eltern den Kontakt abbrach, weil sie schlecht von Tante Herta gedacht habe. Die deutsche Tante sei etwas komisch im Kopf gewesen, erklärte er, ihr habe der Kalten Krieg so sehr ins Denken gefuscht, daß sie die Feinde personalisiert und ihre Ängste auf die Tante im Ostblock übertragen habe. Die alte Frau verstand solche politisch persönliche Verstrickungen genau. Die beiden rauchten und verstanden sich gut. – Indem sie von Toten redeten, verschwieg Reinhard seine Erinnerung an einen Ausspruch Tante Hertas, den er, als er ihm von seiner Mutter wiederholt wurde, als Kind nicht recht verstand und der wahrscheinlich seine Scheu vor der Begegnung begründet. Seine Mutter, die ja „Reichsdeutsche“ gewesen war, hatte, als sie frisch verheiratet mit seinem Vater 48 in dessen alte Heimat gezogen war, um der Ausweisung oder Vertreibung der als *Deutsche* bezeichneten Menschen aus Böhmen zu entgehen, die tschechische Staatsangehörigkeit angenommen. Natürlich galt sie trotz dieser dokumentierten Äußerlichkeit als Angehörige eines Volkes von Verbrechern für nahezu rechtlos. Bei einem der nicht bloß in seinem Elternhaus üblichen Familienstreitereien, denn die kalten Fronten gingen ja durch die Häuser, hatte Tante Herta zu seiner Mutter gesagt: „Wenn ich dir das Bettuch unter dem Hintern wegziehe, hast du hier gar nichts mehr.“ – Wer weiß, wie viele persönlich national politische Streitereien im Elternhaus ausgetragen worden waren? Vermutlich waren Tante Herta bis zu ihrem Tode ihre Gemeinheiten gegenüber Reinhardts Mutter bewußt. Vielleicht ahnte sie, daß sie diesen Satz mit dem *Bettuch* nicht hätte sagen dürfen. Im Verein mit anderen, längs in den Gräbern vergessenen ähnlichen Aussprüchen erklärt vielleicht dieser Satz mit dem *Bettuch*, warum Tante Herta und Reinhard nach der Grenzöffnung die Begegnung mit der Vergangenheit scheuten. – Es war so weit. Zum Abschied umarmte die alte Frau Reinhard.

Der Duft einer fremd vertrauten Welt benebelte Reinhard. Wo war er hingekommen? Nach Daheim in der Fremde. Dort war seine Vergangenheit eine Gegenwart geworden, von der er durch den Graben der Zeit getrennt blieb, an der er keinerlei gültigen Anteil hatte, obwohl sie zu ihm oder er zu ihr gehörte. Dort hinten auf dem Feldweg der Mann, hätte sein Freund geworden sein können, eine der Frauen am Brunnen seine Geliebte, dieses oder jenes luftige Mädchen eins seiner ungeborenen Kinder. Aber sein dortiges Beginnen war abgebrochen worden; seine mögliche Lebenslinie im dortigen Zusammenhang war zerbrochen. Aus seiner kindlichen Vergangenheit war eine fremde Gegenwart geworden, in die er dennoch sonderbar verquickt blieb. Verblaßte Erinnerungen, vergangene Bilder tanzten ihm vor den Augen, mischten sich mit dem gerade Gehörten, dem frisch Gesehen. Durch neue Kunde bereichert stückelten sich mit dem Altbekanntem die Splitter eines neuen Bildes zusammen. Sein Großvater war der Brauer von Buchau gewesen! das stimmte ihn fröhlich. Sein Vater hatte eine lustige Jugend gehabt, Tante Herta war gesellig & ihm ähnlich – gewesen. Auch Reinhard hatte eine Familie gehabt, deren Geschichte er sich aufs Neue erzählen mußte, erzählen konnte.

Erschüttert traumversponnen kam Reinhard gegen 21 Uhr zum Golfplatz. Robert saß beim Bier auf der Terrasse. Er wirkte zufrieden, entspannt, den Nachmittag hindurch war er in seiner Lieblingswelt gewesen & hatte gespielt. Obwohl es besser ist, mit dem Bier erst zu beginnen, wenn man einen abschließenden Parkplatz hat, machte auch Reinhard eine Ausnahme; es schmeckte köstlich. Robert ließ Reinhard verständnisvoll von seinen Erlebnissen bis zum vorläufigen Ende erzählen. An diesem Punkt erklärte Robert ernst: „Ich will. Ich muß morgen wieder Golf spielen.“ Um 7 Uhr 30 hatte er den ersten möglichen und letzten freien Termin gebucht. Der Schlag traf Reinhard im Magen. Das Bier konnte seine Vorahnung nicht lindern. Müde & Traurig blickte er über das wellige Grün seiner alten Heimat in die weite Landschaft. Hinten über Wäldern ballten sich Wolken. Da war es nun: das Problem mit Robert hatte begonnen. Sie waren in die Vergangenheit gefahren, um eine Erbschaftsangelegenheit zu regeln, und nun mußte Golf gespielt werden.

Sie diskutierten: Robert schlug vor, mit dem Transporter beim Golfplatz zu übernachten, dann könne Reinhard morgens, während er ans Spiel ging, in die Stadt fahren. – Reinhard erklärte, um Punkt 8 Uhr den Termin bei der Notarin zu haben, wo er unbedingt pünktlich erscheinen wolle, ohne vorher durch unberechenbaren Berufsverkehr fahren und mit dem Transporter einen Parkplatz in einer ihm unbekanntem Stadt suchen zu müssen. Er bestand darauf, ob im Hotel oder im Transporter, unten in Karlsbad zu

übernachten, um am kommenden Morgen auf jeden Fall pünktlich zu sein. Andere Vorschläge hatte Reinhard nicht, je nach dem wiederholte er seine Meinung bloß. – Das Robert-Problem aber bestand aus einer Fülle von Vorschlägen: Reinhard könne ihn am nächsten Morgen zum Golfplatz hinauf fahren, danach wieder zurück in die Stadt. – Er solle morgens für die lächerlichen 10 km ein Taxi nehmen, entgegnete Reinhard, nachdem er seine Angelegenheiten erledigt hätte, würde er ihn vom Golfplatz, wo er sich ja auf unbestimmte Zeit wohl fühle, abholen. – Taxis lehnte Robert grundsätzlich ab: „die bescheißen einen.“ – Reinhard wiederholte seine Gründe. – Robert weigerte sich, mit Reinhard zu einem Hotel in Karlsbad zu fahren und danach mit dem Transporter wieder zurück zum Golfplatz, um dort zu übernachten, er war auch nicht bereit, am kommenden Morgen aus Karlsbad alleine zum Golfplatz zu fahren. Beide Male hätte er Reinhard nach gehaltenem Spiel in der Stadt finden müssen. Dafür hätte Termin & Ort abgesprochen werden müssen, aber finden und absprechen bedeutete für Robert eine empfindliche Einschränkung seiner persönlichen Freiheit. – Handy? Keinesfalls wollte Robert über Handy „ferngelenkt“ werden. – Robert wollte gefahren werden. – Reinhard beharrte auf Handy oder Taxi oder Absprache. – Sie diskutierten Reinhard's terminliche Planung für den kommenden Tag. Er hatte keine. Abgesehen von dem Termin um 8 Uhr bei der Notarin blieb der restliche Tagesablauf offen, es würde sich je nach dem ergeben, welche Behörden zu besuchen, welche Fahrten zu machen waren. Da Reinhard's Termine nicht festgelegt waren, ließen sie sich mit Roberts festem nicht verzahnen. – Reinhard faltete seine Hände über seinem Magen und erklärte: Roberts Wunsch Golf zu spielen, sei ein Problem, daß die ohnehin vorhandenen Schwierigkeiten unnötig vermehre. Wenn er auf sein Spiel nicht verzichten könne, solle er am kommenden Morgen sein Problem mit einem Taxi selber lösen, im Verlauf des Nachmittags würde Reinhard ihn dann vom Golfplatz abholen.

In Reinhard's Hartnäckigkeit fühlte Robert einen böswilligen Widerstand gegen seinen Traum vom kommenden Tag. Robert wurde grundsätzlich und laut wie ein Deutscher im Ausland. Robert warf Reinhard an den Kopf: er könne nur deshalb nicht nachgeben und würde kompromißlos seine Position durchdrücken, weil er alleine lebe. In einer Familie aber würde man lernen, sich zu einigen, in einer Familie müsse man immer nachgeben. – Aber er habe doch den ganzen Nachmittag gespielt, hielt ihm Reinhard entgegen, das müsse doch genügen. – Ja, gab Robert zu, „du hast keine *Ahnung*, wie schrecklich es ist mit fetten Tschechen spielen zu müssen, die sich dauernd vordrängeln.“ Um 7 Uhr 30 aber schlafen die Tschechen noch, dann sei das Grün jungfräulich, wunderschön, einzigartig, bezaubernd sei es im Morgenlicht den weißen Ball über das betaute Grün hinweg ins Loch hinein zu treiben. Robert bestellt mit zitternder Kippe ein weiteres Bier und be-

redete die mystisch religiöse Dimension des Golfspiels. Sein Begehren sei mehr als ein Spiel, auf das man verzichten könne; es sei sein wahrhafter Traum, es sei umfassende Sinnstiftung. Mehrfach habe ihn, gab Robert eindringlich zu, Golf vor dem Selbstmord bewahrt. Reinhard's Problem wuchs, er wurde unsäglich müder. Sinn hin oder her, sagte er langsam, er hätte ja auch nicht unterwegs in Weimar angehalten, um Goethes Gartenhaus zu besuchen oder über das Schlachtfeld bei Jena zu laufen oder eine junge Frau wiederzusehen. Das Gespräch der beiden Käuze aus unserer Gegend drehte sich im Kreis. Endlich war es so weit, nach dem dritten Bier gab Robert sich geschlagen. Großzügig wie weiland ein Weltmann zückte er seine Karte, um zu bezahlen. Die Geldscheine von einem armen Schlucker wie Reinhard lehnte er mit der Begründung ab: „Ich mag es nicht, wenn Menschen mit dreckigen Scheinen schachern.“ In seiner Lieblingswelt glaubte er, mit Karte für wen zu gelten.

In Karlsbad fanden sie den selben Parkplatz wie am Vorabend und suchten ein Restaurant. Robert wurde so schwierig wie eine alternde Jungfer, die ihre Tage bekommt. Das Abendessen wurde ein Problem. Er finde essen widerlich, schnaubt er Reinhard an, und wolle weder in diese noch in jene „Kaschemme“. Endlich konnten sie sich kurz vor Küchenschluß auf ein Restaurant einigen, wo sie Fritten mit Schnitzel bekamen. Zum Absacken ging es nochmals ins „Rote Berlin“, es lag am Weg. Dort wurde mit Bargeld bezahlt, daher war Reinhard an der Reihe. In der Kneipe herrschte bunt lärmendes Treiben. Nach zwei Schlücken war es wieder so weit. Robert begann vom Golfspiel zu reden. In leichten Variationen wiederholte er seine mystischen Vorstellungen von diesem Spiel. Der Zauber des jungfräulichen Grüns ermüdete Reinhard, er beharrte auf seiner langweiligen Position und wollte auf jeden Fall pünktlich um 8 Uhr bei der Notarin sein. Wieder führte ihr Gerede ins Allgemeine und vom Allgemeinen zum Golf. Wieder wurden sie laut bis beleidigend. Aber in dem allgemeinen Lärm fielen sie kaum auf, nur ab und an schaute wer vom Nebentisch zu ihnen herüber, glaubte vermutlich, daß sie Geschäfte abzumachen hätten. Da Robert kein Bargeld hatte, holte Reinhard ihm noch eine Halbe. Das Gedränge und der Lärm an der Theke waren groß, aber er war froh, dort nichts von Golf zu hören. Laut Wandkarte kostete das Bier 25 Kronen, 80 Cent unserer neuesten Währung, spottbillig. „Jedno Pivo!“ rief Reinhard durch den Lärm dem Kellner zu, als es gezapft war, gab er ihm genau 25 Kronen in Münzen. Sofort gab der Kellner ihm 10 zurück. – In diesem Augenblick war Reinhard Mitglied der tschechischen Volksgemeinschaft. Ausgeschriebene Preise galten nur für Ausländer, die „Bier“ oder „Biére“ oder Ähnliches sagen, Scheine zücken, jedenfalls billige Krone nicht abzählen. – Zurück in der Ecke am Stehtisch bekam er von Robert Vorwürfe über seine allein stehende Lebensweise zu hören:

selbstsüchtig bis herzlos. Dann ereiferte sich Robert wieder über die heilende Wirkung des Golfspiels auf jungfräulichem Grün, als wolle er Reinhard bekehren. Er redete und redete von der wunderbaren Exaktheit des Spieles, seinen hervorragenden Regeln, jedoch Rechnen müsse man können, aber, gehässig verzog Robert den Mund: „die meisten Menschen können nicht rechnen.“ „Genau“, stimmte Reinhard zu, „dies ist einer der wenigen Gründe, Menschen zu lieben.“ Reinhard war abgekämpft und wollte endlich schlafen, Robert aber mußte weiter trinken. Da er keine Scheine hatte, hielt Reinhard ihm 200 Kronen hin, also 8 Bier für Ausländer.

Allein im Transporter in einer nicht besonders heimlichen Seitenstraße einer fremden Stadt ist schlecht schlafen. Bald trommelte auch noch Regen auf das Dach. Und auch nach 2 Uhr war Robert noch nicht da. Reinhard begann sich Sorgen um seinen Kameraden zu machen: was würde dessen Mutter Lisel daheim in der Gegend, was seine Geschwister sagen, wenn er ihm hier in der Fremde verloren ginge, abgestochen und ausgeraubt in die Eger geschmissen oder im Trunk verprügelt oder wegen unerlaubter Drogen verhaftet würde. Die Nacht war noch längst nicht vorbei. Gegen 4 Uhr polterte etwas um den Transporter herum. Jemand zog an der Schiebetür. Reinhard schaute aus dem Fenster: es war kein Dieb, sondern Robert wankte vor einem Baum und pißte. Damit fertig versuchte er wieder hereinzukommen. Die Tür, von Reinhard entriegelt, schob auf, Robert viel herein, sein Lippen zitterten: „So! Dat häste nun davon. Mit mir ist nicht mehr zu rechnen. Mal sehen, wie du den morgigen Tag gebügelt bekommst. Mir ist alles egal.“ Reinhard war mit einem Verrückten verweist, der nun rittlings auf ihm saß, sich schwankend an seiner Schulter fest hielt. Angst bekam Reinhard, Robert würde ihm gleich einen warmen Brei ins Gesicht kotzen. Endlich fiel der Besoffene auf seine Seite der Pritsche und redete, redete endlos, beleidigte so gut er konnte. Gesoffen hätte er, ja ordentlich Wodka gesoffen, lachte Robert. Denn Reinhard sei selbstsüchtig, brutal, herzlos lauteten seine um sich selbst kreisenden Variationen. Brutal und herzlos würde Reinhard ihn, der dem nichts entgegenzusetzen habe, mit seiner Sprachgewalt erdrücken, regelrecht niedermachen würde er ihn. Aber zu jedem Tschechen sei er freundlich, sogar verneigen würde er sich vor denen: „Widerlich!“ – Ob man sie draußen hören konnte? Es mußte wie das abgedroschene Ehegezänk deutscher Touristen klingen. Ob Robert bald einschlafen würde? Er mußte doch hundemüde sei. – Aber Roberts Wortschwall endete nicht. Alles andere als ein freundlicher Mensch sei Reinhard, für den man ihn daheim in der Gegend halten würde, den er dort spielen würde. Aber nun sei die Maske gefallen: Robert sehe klar: Reinhard sei brutal, herzlos, verständnislos, selbstsüchtig... Robert rappelte sich auf, hielt sich an dem eingebauten Küchenregal fest und kotzte in die kleine Spüle, zweimal, dreimal, endlich spuckte er bloß noch. Das mußte also sein. Ob er seinen Dreck wegmachen

würde? fragte Reinhard. Robert blickte verstört auf: „Nein!“ und warf sich auf die Pritsche. – Im Transporter war es trotz des Regens vom Sommertag warm & stickig, bald würde es ekelhaft stinken. Also stand Reinhard auf. Der kleine Abfluß in der Spüle war nur für Wasser gemacht und der Wassertank war ohnehin leer. Also nahm er einen Kochtopf aus dem Regal und schöpfte den Brei aus der Spüle in eine Plastetüte, trug sie hinaus und warf sie in einen Papierkorb auf dem Bürgersteig. Da es regnete, konnte er mit angefeuchtetem Klopapier den Schmier in der Spüle aufwischen, schließlich alles draußen in den Papierkorb werfen; erledigt. Derweil saß Robert wimmernd auf der Pritsche. Als Reinhard sich wieder auf seinen Schlafsack legte, begann Robert zu quäken: „Du, du hast mir keine Chance gegeben, nicht den Hauch einer Chance hast du mir gegeben, alles hast du selbst gemacht, meinen Dreck hast du weggemacht und mir keine Chance gegeben, du bist widerlich, gemein, herzlos, ein Herrenmensch bist du, so ein brutaler Herrenmensch wie die anderen, nie gebt ihr einem eine Chance, ...“ „Halt endlich dein Maul!“ sagte Reinhard. „Was sagst du mir, was soll ich?“ wimmerte Robert. „Du hast dich besoffen und wie ein Schwein bekotzt, also halt endlich dein Maul.“ – „Das sagst du mir, du nennst mich Schwein?!“, Robert jaulte, „du sollst sehen, was du davon hast.“ Er schmiß sich auf die Pritsche und schnarchte. Er schnarchte fort wie ein Lungenkranker, wälzte sich unablässig hin & her; Reinhard konnte seinen eignen Schlaf vergessen, aber wenigstens durfte er noch ein paar Stunden ruhig liegen.

So endet eine alte Kameradschaft.

Gegen 7 Uhr beschloß Reinhard aufzustehen. Es regnete in Strömen, an Golfspielen wäre an diesem Morgen ohnehin nicht zu denken gewesen. Hätten sie den Morgen abgewartet, hätte sich das Problem Golf von selbst erledigt. Reinhard ließ Robert liegen. Draußen setzte er sich in einen Hauseingang, aß ein mitgebrachtes Butterbrot, trank etwas alten Tee aus der Thermoskanne, Mineralwasser in kräftigen Zügen und schob ein Kaugummi hinterher. Gekämmt machte er sich mit Schirm & Sakko auf den Weg zur Notarin, nicht ohne vorher den Autoschlüssel an sich genommen zu haben. Robert konnte, um Rache für seine Misere zu nehmen, nur noch die Handbremse lösen; das ließ sich nicht vermeiden.

Karlsbad ist klein und Reinhard war genauso pünktlich wie die Nachbarin seiner Tante. Mit einem kleinen Schirm stand die junge Frau der Kanzlei gegenüber unter einem Baum und erwartete ihn. Die Notarin fand sofort Zeit für die beiden. Papiere wurden durchgegangen, Nachweise geprüft, Dokumente gemacht. Wieso Reinhard nicht Tschechisch sprechen würde? wollte die Notarin wissen. Als kleines Kind hätte man ihn nach Deutschland gebracht, entschuldigte ihn die Nachbarin. Sie und Reinhard kamen einan-

der näher, und als er, weil sie nach der Uhrzeit fragte, seinen Wecker aus dem Sakko zog, lachte sie los. Reinhard hatte die junge Frau für sich gewonnen, auch jenseits der Grenze hat nicht jeder eine regelrechte Uhr. Dann zog Reinhard in Begleitung der jungen Nachbarin, ausgestattet mit gestempelten Papieren, durch Karlsbad. Sie hatten ein Programm zu absolvieren. Zunächst mußten sie auf das Amtsgericht, um mit einer gesiegelten Bescheinigung das dort deponierte Sparbuch seiner verstorbenen Tante Herta auszulösen. Im zweiten Stock saß in einem kleinen, mit Aktenordnern überfüllten Zimmer eine unscheinbare Frau, die nach Vorlage der Dokumente verschiedene Aktenvermerke machte, dann Reinhard eine speckige Ledertasche aushändigte, in der das Postspargbuch seiner Tante Herta und ihre Wohnungsschlüssel waren. Wenn es keine Eigentumswohnung war, wer zahlt dann die Miete? Keinesfalls Reinhard! Die Sorge überfiel ihn, daß er in der Fremde nicht nur nichts zu erben bekomme, sondern offene Rechnungen zu begleichen habe. Das Honorar für die Notarin war entgegen seinen Befürchtungen glimpflich gewesen. Aber weitere Ausgaben wollte er sich nicht leisten. Auf dem Postspargbuch von Tante Herta waren 22 000 Kronen, die gehörten nun Reinhard. Trotz Reinhard's Stempel & Ausweis wollte man ihm im Hauptpostamt kein Geld auszahlen: die Auflösung des Kontos sei nur in der kontoführenden Geschäftsstelle von Buchau möglich. – Dennoch hatten sie viel erreicht. Auf dem Weg zum Transporter erklärte Reinhard der Nachbarin, damit sie nicht erschrecke oder Übles vermute, daß er nicht alleine, sondern mit einem Kameraden gereist sei. Und dieser Kamerad sei verrückt; zur Verdeutlichung des Gemeinten drehte er mit dem Zeigefinger einige Kreise vor seiner Stirn. An dem verrückten Kameraden möge sie sich nicht stören, der habe am Abend viel Wodka getrunken und läge nun hinten im Wagen. Die Nachbarin schaute Reinhard ernst an und fragte, ob es tschechischer oder russischer Wodka gewesen sei? Das wüßte er nicht. Lachend schlug sie ihm auf die Schulter: „Das kann ganze Tag dauern!“ Im Transporter roch es nicht besonders schlimm und Robert lag wie gehabt auf der Pritsche. Eine Frau würde nun einsteigen, sagte ihm Reinhard, und sie würden wieder nach Buchau fahren. – „Mir egal,“ röchelte es. Die Nachbarin kletterte auf den Beifahrersitz, zog sich so gut es ging ihren kurzen Rock hinab. Den Weg durch Karlsbad kannte Reinhard bereits, wieder ging es über die Eger hinweg, dann bergauf am Golfplatz vorbei über die Hochebene nach Buchau, in die kleine Stadt mit dem großen Marktplatz. In der Poststelle zahlte man Reinhard, abzüglich der Verwaltungsgebühren und nach Unterzeichnung einer Quittung 22 000 Kronen aus. Seine eigene kontoführende Geschäftsstelle schrieb ihm später für das Bündel Geldscheine 800 Euro gut; soviel hatte er noch nie geerbt. Zwei Monde ohne Not.

Reinhard mußte Aufschließen. Er betrat einen verwunschenen Raum: dunkler Flur, drei geräumige Zimmer, schlichte Küche und ein Bad mit

Behindertenklosett, alles war abgenutzt und sauber und aufgeräumt, schon eine Weile unbewohnt. Auch wenn Tante Herta dort mehr als ein Jahrzehnt mit der Großmutter zusammen gelebt hatte, war ihre Wohnung auffällig groß für sozialistische Verhältnisse. Vielleicht war es doch eine Eigentumswohnung gewesen, die sie als Entschädigung für das enteignete Elternhaus bekommen hatte, worüber aber kein Dokument zu finden war; vielleicht war ihr zur Entschädigung für ihr Elternhaus bloß lebenslängliches Wohnrecht in einer geräumigen Wohnung gewährt worden? Wer kann dergleichen wissen? Für Reinhard gab es den Kleinkram der Generationen zu erben, das Zeug hängte sich wie ein Mühlstein an seinen Hals. Sogleich sah er das Klavier seiner Kindheit, an den Wänden vertraute Bilder der Großeltern, in einem Glasschrank einen kleinen Kölnerdom. Schränke, Tische, Stühle, Vitrinen gehörten in diesem Augenblick ihm. Er las Reste seiner Vergangenheit auf, packe sie weg. Keinesfalls alles Vorhandene, nicht einmal das Meiste oder vermeintlich Wertvolles; was hat schon Wert? Nur Erinnerungsstücke wollte Reinhard zusammenklauben, einpacken, mitnehmen: Fotos, Bilder, Bücher, nur die deutschsprachigen Klassiker, Briefe, Geburts- und Sterbeurkunden, blaues Porzellan, klobige Kristallgläser mit dem Monogramm seiner Oma, Uhren, Armbänder, Ohrringe, Eheringe, dabei war auch der seines Opas, den er schon auf dem Foto als fescher K.u.K Soldat trug; als sie ihn im Februar 45 zum Volkssturm abholten, wußte er also, was die Stunde geschlagen hatte und ließ seinen Ehering seiner Frau. Da war leibhaftig die Geige seines Vaters, die später ungenutzt in Reinhard's Hütte verstaubte. Das Klavier ließ er ebenso zurück wie die alte, pedalbetriebene Nähmaschine, in der noch ein Faden eingefädelt war. Beim Kramen und Stöbern wurde Reinhard vom Staunen verschluckt. Er konnte es nicht fassen, unbegreiflich: für diese Begegnung war sein Zeitfenster furchtbar eng. Wie ein Eindringling, ein Räuber gar fühlte er sich. Ihm wurde heiß: die Angelegenheit mußte eilig beendet werden, also nur noch Kleinigkeiten zusammenraffen, die Armbanduhr, die er als Kleinkind getragen hatte, drei bunte Kistchen mit billigem Schmuck, in einem davon war ein Paßfoto von ihm als 18jährigem versteckt, daß er seinerzeit an ganz andere Leute geschickt hatte – mein Gott, war er seitdem alt geworden; selbst schon Vergangenheit, Traumbild einer verstorbenen Tante. Schnell noch einen der Bleistifte seiner gewesenen Tante eingesteckt. Der Rest der Einrichtung blieb der jungen Frau Nachbarin als Entschädigung für alle möglichen Mühen. Später schickte sie Reinhard eine detaillierte Abrechnung der Haushaltsauflösung: ihr blieben etwa 50 000 Kronen. Noch herzlich „Danke“ gesagt und fort von dort.

Es war erledigt. Endlich ging es hinaus aus Buchau – Sollte Reinhard den Ort jemals wiedersehen? Die alte Frau? – hinab nach Karlsbad und wieder hinauf. Die Rückfahrt zog sich hin. Immer wieder mußte Reinhard sich seine

neue Geschichte erzählen. Dazu hatte er Muße genug. Robert schlief hinten im Transporter inmitten der Trümmer von Reinhard's Vergangenheit den Schlaf des Trunkenen. In Grenznähe winkten wieder die willigen Mädchen. Kurz vor dem Übergang weckte Reinhard Robert und forderte ihn auf, seinen Ausweis bereitzuhalten und sich während des Übergangs auf den Beifahrersitz zu setzen, um bei einer möglichen Kontrolle nicht als trunkener Schläfer Verdacht zu erregen. Schweigend fügte Robert sich. Tatsächlich wurden sie kontrolliert, denn ein Transporter kann Schwarzarbeiter oder verbotene Güter aus/einführen. Da die kluge Notarin ein Dokument gestempelt hatte, war Reinhard berechtigt, alte Bücher und flohmarktfähigen Kram einschließlich einer alten Geige auszuführen. Die deutschen Grenzer ließen sich das Dokument übersetzen, stempelten es nochmals und wünschten höflich gute Fahrt. Nun gehörte auch diese Bescheinigung zu Reinhard's gesammelten Papieren, zu den Akten einer beendeten Geschichte. Robert litt unter seinem Rausch und seinem Groll und sprach bis zur gewesenen Grenze zwischen Deutschland und Deutschland kein Wort. Auf altem Bundesgebiet ließ er sich überreden zu pinkeln und zu essen. Bei Marburg begann er, angeregt durch Zeitungslektüre, über Türken zu schimpfen. Da Reinhard weder so noch so auf das Gerede einging, versank Robert wieder in sich. Bei Gießen wurde er gesprächig, versuchte seinen schweren Trunk zu rechtfertigen: die Einladung zweier tschechischer Soldaten hätte er unmöglich abschlagen können, ohne unhöflich zu sein, usw. Bei Siegen schaltete er wieder sein Handy an, um seine Frau zu benachrichtigen, daß alles in Ordnung sei und er bald heimkommen würde. Daheim trennten sich die beiden alten Kameraden mit Handschlag. Den war Reinhard los. Seinen Kram packte er alleine aus.



Die Alte

Die Begegnung mit seiner vergangenen Heimat erschütterte Reinhard. Trauer blieb von den versäumten Beziehungen zu den Angehörigen seiner eigenen Sippe. Wehmut erweckte der Nachglanz eines unter anderen Umständen möglichen, jedoch versäumten Lebens in einer anderen, seiner eigentlichen Heimat, in der ihm die Menschen im Nachhinein merkwürdig vertraut, seinem Gemüt ähnlicher erschienen waren als in der Gegend dort oben. Gewiß, dort oben lebte er gut & gerne, aber aus vielerlei Gründen war er dort in den Dörfern bloß eine geduldete Randfigur geblieben, kein wirkliches Mitglied der Gemeinde geworden. Dabei war er doch ein geselliger, der Gemeinschaft bedürftiger Mensch. Vielleicht wäre sein Leben in der alten Heimat, eingebettet in durch Generationen hindurch einander verbundene Familien, gelungener verlaufen. Vielleicht hätte er dann ihm gemäße Gesellschaft gefunden und seine Zeit wäre in freudvollerer Gemeinschaft vergangen, als seine wirklich verlebten Tage? Sollte er sein eigentliches Leben in der Fremde versäumt haben? – Der Geige seines Vaters vermochte er keine Klänge zu entlocken. – Beim einräumen der aus Böhmen geborgenen Bücher in seinen heimischen Bestand flatterte ihm ein Brief seiner Mutter in die Hand, der seinen Trübsinn wegen des verpaßten anderen Lebens in der gewesenen Heimat linderte. In einer sechs bändigen Ausgabe von Shakespeares Werken englisch/deutsch, der Schlegel/Tieckschen Fassung Leipzig o.J., steckte der Brief – Reinhardts Vater hatte Humor – in „The Taming of the Shrew/Der Widerspenstigen Zähmung“.

Seine Mutter war, auch das hatte ihm niemand erzählt, bereits sieben Jahre vor ihrer Flucht mit ihm, ihrem fünfjährigen Kinde, schon einmal aus der CSSR abgehauen. Damals war es ihr dank einem ordnungsgemäß gestempelten Attest über eine angeblich lebensbedrohliche Krankheit *ihrer* Mutter gelungen, für sich einschließlich seines späteren Vater die Genehmigung zu einem kurzen Verwandtenbesuch im feindlichen Ausland zu erhalten. Endlich draußen, so teilte sie seinem späteren Vater in dem langen Brief mit, konnte sie nicht glauben, daß er nach einigen Tagen in Frankfurt/M wieder in den Zug gestiegen war, um in *seiner* alte Heimat zurückzufahren. Für Reinhardts Mutter war es selbstverständlich, daß man, wenn es einem gelungen war, aus der tschechischen Misere herauszukommen, unter keinen Umständen dorthin zurückkehre. Als ihr Lebensgefährte in Frankfurt in den Zug stieg, glaubte sie zunächst vertrauensvoll, er würde nur einen seiner dummen Späße machen und an der nächsten Haltestelle aussteigen, um sogleich wieder zu ihr, seiner lieben Frau, zurückzukehren oder ihr in einem

Telegramm mitzuteilen, daß er am nächsten Tag wieder bei ihr sei. Aber die tatsächliche Rückreise über die Grenze hätte Reinhard's Mutter von seinem Vater niemals erwartet, denn sie hatten sich doch versprochen, einander bis ans Ende der Welt zu begleiten. Unbegreiflich war für Reinhard's Mutter, daß ihr Gefährte, anstatt bei ihr zu bleiben, zurück in dieses Land gefahren war. Warum bist du zurück? fragte sie in ihrem langen Brief. Wegen des Hundes? Wegen deiner alten Mutter? Wegen des baufälligen Hauses? Deine geliebte Heimat wirst du dort nicht finden, denn es gibt sie nicht mehr, sie ist zerstört worden. Deine Schulfreunde und deren Familien sind tot oder deportiert worden, Fremde wohnen in ihren Häusern und das Land verkommt unter dem Regime. Böhmen war zu einem Käfig geworden, in dem zu leben für Reinhard's vom Niederrhein stammende Mutter unerträglich war. Dort, in Böhmen, werde sie als Angehörige eines Verbrechervolkes schlechter denn das Vieh behandelt und habe, sollte sie nicht mehr arbeiten können, wie ein Hund einen Tritt zu erwarten. So ihre Worte und ihre Klagen. Verlassen von ihrem Gefährten war sie nach Westdeutschland heimgekehrt am Ende ihrer Kraft angelangt, fühlte sich zerrüttet, konnte nicht schlafen, reiste niedergeschlagen von Verwandten zu Bekannten, konnte nicht arbeiten und wußte nicht wohin ihr Haupt zu betten. Dennoch werde sie keinesfalls, erklärte sie nachdrücklich, zurück in jenes Land kommen, wo man sie schlimmer denn das Vieh behandle. – Reinhard's Mutter kehrte nach Böhmen zurück. Reinhard's Vater schrieb lange rührselige Briefe, groß war er im schönschreiben & überredet. Auf sein Betreiben hin bekam sie statt am Hochofen die Arbeit im Büro zugeteilt. Andere Versprechungen wie eine bessere Wohnung wird er ebensowenig erfüllt haben wie diese und jene Kleinigkeit des alltäglichen Lebens. Wie auch? Dafür bekam sie Reinhard. – Einige Jahre nach seiner Geburt klagte seine Mutter in einem Brief an *ihre* Mutter darüber, daß sie, die als Rheinländerin gerne schwätzt & lacht, im Dunstkreis des ganz anderen Humors des dortigen Menschenschlags verstumme. Die strengen böhmischen Winter quälten sie, die doch Sonne & Wärme liebte. Das alte Haus ließe sich schlecht heizen, und die endlose Arbeit führe aus Armut und Elend nicht hinaus. Die Mutter kränkelte. Manchmal setze sie sich hin und weine, dann setze Reinhard sich neben sie und weine verständnislos mit ihr. – Bevor er schulpflichtig wurde, raffte seine Mutter sich wieder auf und verließ mit ihrem Kind endgültig jenes sie quälende Land. Diesmal machte sie nicht den Fehler zurückzukehren. Die dicken, rührseligen Briefe des Vaters, die Reinhard nun *ad Akta* legte, ließ sie einige Zeit unbeantwortet. 68 war für einige Monde ein Loch im Zaun, durch das Reinhard's Vater hindurch zu seiner Gattin schlüpfte. Es war zu spät: Diktatur, Krieg, Sozialismus, Sehnsucht, Liebe, Elend hatten beide zerrieben. Sie starben bald. – Der Brief aus „Der Widerspenstigen“ ergänzte den Satz mit dem „Bettuch“. Es war Gut,

wurde sich Reinhard bewußt, daß seine Mutter mit ihm in die Fremde geflohen war.

Letztlich & endlich bestand Reinhard's böhmisches Erbe aus: zwei Kisten Bücher, einem Karton Briefe, zwei Fotoalben, einem Karton blauen Porzellan, einem Karton Kram, einer Geige. Eine Wanduhr war ihm herzlich anempfohlen worden. Die alte Uhr war ein dunkler Holzkasten von der Größe eines Kindersargs. Reinhard hing die alte Wanduhr in seiner Küche neben das Fenster an den Dübel, an dem bis dahin wahlweise eine Salami oder der Korkenzieher gehangen hatten. An der Wand neben dem Schrank aus Nußbaumholz wirkte die Uhr, als ob sie schon immer dort gehangen hätte. Und sie tickte. - - Eigentlich mochte Reinhard kein Ticken in seiner Wohnung hören; am liebsten hörte er daheim gar nichts, aber ein solcher Herzenswunsch ist in dieser unseren Zeit nahezu unerfüllbar. Weil ihm die alte Frau in Böhmen so eindringlich die alte Uhr empfohlen hatte, wollte er es ausnahmsweise mit ihrem Ticken versuchen. Sollte es ihn stören, konnte er das in dem braunen Holzkasten pochende Pendel einfach anhalten. - Stammt diese Uhr aus den 30er oder 20er Jahren? War sie älter? Stammt sie gar aus kaiserlich königlichen Zeiten? Reinhard wußte es nicht. Wieviel Leben hat ihr Ticken begleitet? Im oberen Drittel der Uhr schimmerte hinter der Verglasung das runde Zifferblatt mit den Zeigern. Wie viele Augen seiner Ahnen hatten schon erwartungsvoll, ängstlich, gereizt, beiläufig auf dieses Zifferblatt geschaut, während, wie jetzt, die Zeiger vorwärts rückten? Welchen Menschen hat diese Uhr ihre letzte Stunde geschlagen? Oma Karolina? Tante Herta. Nun schaute ihn dieses runde Blech des Zifferblatts durch das Glas hindurch an wie ein Auge. Merkwürdig vertraut tickte diese Uhr. Hörte Reinhard ihr Ticken, war ihm, als wäre er in einem anderen Raum und einer fernen Zeit. Wo genau er so hörend war, konnte er nicht sagen, denn die Vorstellung von dem Raum blieb undeutlich. Trotz der Ahnung, dereinst dort gewesen zu sein, konnte er sich an ihn nicht erinnern. In diesem anderen Raum war das Licht gedämpft, schwere, grüngraue Vorhänge hingen vor den Fenstern, dicke, rotbraune Teppiche lagen auf dem Fußboden, klobige, altertümliche Möbel standen im Schatten. Außer dem Ticken war nichts zu hören. In diesem Raum saß er auf einem weichen, abgenutzten, bräunlichen Kanapee und wartete gleichmütig auf Jemanden, dessen Eintritt bevorstand. Wer? Einer seiner verlorenen Verwandten? Der Tod? War er wirklich einmal in diesem Raum gewesen? - Jedenfalls war diese Uhr nun auf ihn gekommen, blickte ihn an und tickte. Er war übriggeblieben, noch war er da, es war seine Zeit, die da vertickte. Ihr Ticken weckte die Erinnerung an einen unheimlich heimlichen Raum. - Sollte ihm der Psychoquark zu toll werden, würde er die Wanduhr stoppen, abhängen, wegpacken, verkaufen. - In der dritten Nacht war es so weit: gegen 4 Uhr schwoll das Ticken laut an, hämmerte ihn hellwach, zwang seinen Herzschlag zu eiligem Takt. Um 4 Uhr 38,

der Stand der Zeiger blieb hernach unverändert, hielt er diese Uhr an. Seitdem leben beide unbeschwert nebeneinander.

Der Sommer wurde außerordentlich heiß und Trocken. Aus beißenden Frösten war sonnig schön der Frühling hervorgegangen. Auf die Wonnemonde folgend kam für viele Wochen Spanien in die Gegend dort oben. Sogar die Alten hatten keine Erinnerungen an eine vergleichbar anhaltende Hitze. Wochenlang brannte täglich die gleiche Sonne & verglühte das Land. Eine regelrechte Dürre verheerte die Gegend. In der Mittagszeit und am Nachmittag war es im Freien nicht auszuhalten, erst in den Abendstunden kamen die Zugezogenen mit ihren Hunden aus ihren abgedunkelten Häusern und gingen schwitzend ihre Runden. Während sonst im Sommer Fenster und Türen geöffnet wurden, um warme Luft ins Haus zu locken, blieben sie nun Tagsüber geschlossen, um, was dort oben außerordentlich ist, die Hitze aus der Wohnung fernzuhalten. Ende August waren Wiesen und Weiden gelb geworden, die Bäume begannen, ihre ermatteten Blätter abzuwerfen. Endlich regnete es wieder manchmal und die Temperaturen wurden sommerlich angenehm.

Als die größte Hitze vorüber war, fand Reinhard bei seinem Nachbarn Christian, der einen Schuppen aufzuräumen hatte, einen Broterwerb. Denn ganz ohne dieses oder jenes Geld konnte damals sogar ein bescheidener Einsiedler nicht auskommen. Roberts Scheune hatte er als mögliche Geldquelle aufgegeben. Nach ihrer gemeinsamen Reise war Reinhard überzeugt, daß die Zusammenarbeit mit Robert unmöglich geworden war und er den alten Schulfreund erst wieder bei einem der in Herbst zu erwartenden Feste zufällig & oberflächlich begegnen würde. Aber da täuschte sich Reinhard in der Bindekraft des Kitts, den die Jahrzehnte in die Fugen zwischen den Menschen schwemmen. Wenig mehr als ein läppischer Mond verging, bis Robert bei dem Einsiedler anrief, um ihm dies & das von Gartenbau und Tagespolitik zu erzählen. Obwohl die Kriege jener Jahre samt der Gerüchte um eine weltweite Verschwörung von Terroristen gegen das allgemeine Wohl reichlich Stoff zum Schwätzen boten, fürchtete Reinhard, im Schwall der Wörter könne jeden Augenblick die Scheune auftauchen. Dann hätte er eine Ausrede erlügen oder offen absagen müssen, was ihm beides unangenehm war. Denn er hatte sich fest vorgenommen, keinesfalls für einen Psychopaten, für nichts anderes hielt er seinen alten Kameraden damals, zu arbeiten. Geld und Verpflichtungen erschienen ihm bedeutungslos angesichts einer gemeinsamen Arbeit, die unweigerlich in heilloser Verwirrungen führen mußte. Von Robert waren klare Anweisungen nicht zu erwarten, und was als klare Anweisung verstanden worden wäre, wäre ein Mißverständnis gewesen. Trotz genauester Absprache würde sich täglich der Plan ändern. Unversehens konnte jeder Arbeitsgang zu einer Grundsatzdiskussion mit heftigen

Glaubensbekenntnissen einschließlich unberechenbarer Beleidigungen ausarten, sogar gewalttätige Auftritte waren zu befürchten. Widerwillig war Reinhard bereit, durch körperliche Arbeit Geld zu verdienen, tatsächlich und notgedrungen war er zu so was bereit, aber keinesfalls wollte er in die sich aus Roberts Träumereien ergebenden Händel auf dem gegenüberliegenden Hügeln verstrickt werden. Auf keinen Fall war er bereit, wieder in ein Geschwätz zu geraten, wie er es auf der Reise erlebt hatte und wie es jederzeit aus nichtigem Anlaß wieder entstehen konnte. Nach 10 Minuten brach Reinhard, das mußte freundlicher Weise genügen, das Telefongespräch unter Vortäuschung falscher Tatsachen ab. Aber schon in der übernächsten Woche rief ihn Robert wieder an, um über Gartenbau und Politik zu plaudern; deutlich meinte Reinhard im Hintergrund die Scheune zu hören. Aber auch diesmal ging sie an ihm vorüber.

Als es zaghaft zu herbsten begann, hatte Reinhard genügend Kleingeld, um wieder einige Wochen nach seiner Art zu leben. In Ruhe und Behagen genoß er seine Morgende, indem er sie auf der Bank hinter seiner Hütte versaß, wobei er in die Sonne blinzelte und sich seines Gärtchens freute, bis ihn ein Buch oder ein Spaziergang aus seiner Versonnenheit herauslockte. Selbstverständlich gelang es ihm nicht vollständig, der großen Maschine zu entgehen, in die wir damals alle eingebaut waren, denn auch über seiner Hütte dröhnten Flieger und von der Fernstraße her oder aus der Nachbarschaft wummerten Motoren. Dennoch gelang ihm inmitten des allgemeinen Getümmels ein für jene Zeit beachtliches Maß an Abgeschlossenheit. Den selten gewordenen Rausch der Stille pflegte er tagsüber durch Tee und am späten Abend durch minderen Wein zu begünstigen oder gar zu steigern. Eine Weile bevor er sich Wein erlaubte, machte er sich Abendbrot aus – wie der Name sagt – Butterbrot, nicht selten aber gab es Eintopf, ein Reis- oder Nudelgericht. Fast immer schnibbelte er sich einen Salat, würzte ihn mit Salz, Pfeffer, Essig und Olivenöl. Gerne aß er nebenher zum Brot von einem kleinen Teller Oliven mit den Fingern. Ja, die köstlichen Oliven sind nahrhaft und erinnern den Süden.

Im Nachglanz des sonnig heißen Sommers schmeckte Reinhard mit jeder Olive, daß es ihn in eine Gegend verschlagen hatte, in die er nicht recht eigentlich gehöre. Eigentlich habe seinesgleichen in Landstrichen beheimatet zu sein, in denen der Olivenbaum gedeiht, wo unter gleichbleibend wiederkehrender Sonne einfache, festliche Tage billiger zu führen sind, als unter den Drohungen nördlich bewölkter Himmel. Jedoch blieb auch für ihn seine Herzensheimat eine Fremde, die dem Fremden kein Auskommen bietet. Aber auch wo es ihm gut geht, nagt an einem Fremden die Sehnsucht nach einem zu ihm passenden Ort. Und in jenen Tagen ging es ihm gut, denn Reinhard verfügte endlich wieder über, zwar nicht gemäß allgemeinem

Urteil wohlverdiente, aber dennoch hart erworbene, weil den Umständen abgetrotzte: Zeit. Beim Hantieren in der Küche fiel sein Blick auf die alte Wanduhr. Unverrückt standen ihre Zeiger auf 4 Uhr 38, zwar blickte ihn das Zifferblatt an aber die Uhr schwieg. Schlohweißes Haar erschien neben der Uhr im Fenster. Knochiges Gesicht, seitlich geneigt kam es nah an die Fensterscheibe heran: Hertas große braunen Augen suchten etwas hinter dem Glas. Indem die Greisin Reinhard erkannte, nickte sie ihm lächelnd zu und fragte: „Ahh, du bist jetzt im Häuschen. Wohnst du gerne hier?“ – So selbstverständlich war das für Herta nicht, denn ihr Mann hatte sich in Reinhard's Küche, die nach dem Krieg noch eine Scheune gewesen war, erhängt. Reinhard aber fühlte sich in seiner Hütte Wohl, sie war wie für ihn gemacht, als ob sie genau für seine Bedürfnisse gebaut worden wäre. Es war, als wäre die jüngst vergangene Moderne an den drei Räumen in der ehemaligen Scheune vorbeigegangen.

Nach dem letzten großen Krieg, von dem mit dem ganzen Land sogar die Gegend dort oben heimgesucht worden war, hatte Herta mit ihren begrenzten Mitteln die kleine Scheune zu einem Häuschen umgebaut, um durch die Miete ihre Einkünfte und die ihr bevorstehende karge Rente zu ergänzen. Denn obwohl sie als beruflich nicht ausgebildete, unabhängige Bäuerin in die gesetzlichen Kassen so gut wie Nichts eingezahlt hatte, war ihr beschieden, ein langes Alter bestreiten zu müssen. Als damals die Menschen aus den Trümmern kamen, war ein Häuschen, wie Herta es hergerichtet hatte, begehrt: es bot kinderreichen Familien jahrelang Obdach, Wärme & Schutz. Dabei hatte die Hütte weder Keller noch Speicher, es fehlten isolierende Fenster oder ein Heizungssystem mit allzeit bereitem Warmwasser, auch all die Kabel und Anschlüsse, die für das neue Leben unentbehrlich geworden sind, wurden niemals verlegt. Indem die Trümmer vergessen wurden, wollte in einer schlichten, von einem Kohleofen geheizten Behausung kaum einer wohnen, deshalb war die Miete niedrig und für einen Tagelöhner wie Reinhard erschwinglich. Vor Jahr & Tag abgesprochen und mit Handschlag bekräftigt stand nicht zu befürchten, daß seine Miete erhöht werde, so lange die Greisin lebte. Erst wenn sich ein geschäftstüchtiger, auf Verbesserung & Erneuerung ausgerichteter Geist des Anwesens bemächtigt haben würde, waren unerfreuliche Veränderungen zu befürchten. Bis dahin würde der Tagedieb gewissermaßen im Schutz der Greisin wohnen. Im Schutz der Alten war er nicht alleine: Hinter dem mit Gras, Büschen, vereinzelt Bäumen, Blumen- & Gemüsebeeten bewachsenen Gärtchen hinter Reinhard's Hütte stand hinter Hecke & Zaun am abschüssigen Hang, oberhalb des brackigen Tümpels, um den herum das Dorf ursprünglich gewachsen war, ein Holzhaus, in dem Konradin der Kauz lebte. Auch er war nicht vom Himmel gefallen. Vor bald drei Jahrzehnten hatte der Schalk Herta gefragt, ob er den nutzlosen Hang von ihr pachten dürfe, um auf den Wiesenstreifen am Tümp-

pel ab & an mit Freunden in der Sonne zu sitzen, Bier zu trinken und träge Karpfen zu angeln. Herta, die weder für Hang noch Tümpel eine Verwendung hatte, willigte ein, an Konradin für 250 Mark jährlich zu verpachten. Kaum waren die Formalitäten abgetan, erschien im Dorf ein Sattelschlepper, beladen mit einem Holzhaus. Herta staunte nicht schlecht, aber obwohl sie noch längst keine Greisin gewesen war, ließ sie Konradin gewähren. Seitdem wohnte der Schalk dort am abschüssigen Hang oberhalb des Tümpels in seinem eigenen Holzhaus auf gepachtetem Grund. In Folge eines Überfalls durch einen Schwarm Erdwespen war Konradin als arbeitsunfähiger Kauz behördlich anerkannt und abgestempelt worden, also war es ihm frühzeitig, noch in seinen 40ern, vergönnt, Rentner zu sein. Für den langen Rest seiner Tage hatte er sich ein Heim verschafft. Unbehelligt vor sich hin alternd beserte der gelernte Sattler seine, wenn auch staatlich garantierten, kargen Einkünfte durch Schwarzarbeit aus, indem er Bezüge von Sesseln, Sofas, Stühlen, Bänken erneuerte. Wenn Konradin nicht in seinem Haus werkelte oder auf seinem Sofa liegend, des Lesens ungeübt, fernsah, pflegte er penibel seinen Garten am Hang. Dort humpelte der dicke Mann hinauf und hinab, wuselte wie ein runder Troll hinter seiner Hecke herum, harkte, rechte, schaufelte. In Konradins Garten blieb weder eine Blume noch ein Steinchen dem Zufall überlassen, während sein Nachbar oberhalb von Hecke & Maschendrahtzaun ungestörtes Wachstum gewährte. Die beiden Käuze im Schutze der Alten pflegten verschiedene Welten, hatten einander wenig mehr zu sagen als gelegentlich einen Gruß oder Scherz über den Zaun hinweg. Jeden der beiden Einsiedler, die unverdrossen an ihrer eigentümlichen Lebensart festhielten, störte natürlich ein fremdartiger Nachbar. Aber mitunter bewunderten sie einander heimlich. Obwohl beide Käuze gegensätzlich in die Welt blickten, erkannten sie im Anderen auch jemanden, der seine Eigentümlichkeit den Umständen, gewiß mit Schmerz, abgerungen hat. Bei Reinhard war seine Fremdartigkeit offensichtlich: ein erwachsener Mann verbringt, von anderen Macken zu schweigen, guten Gewissens seine Zeit nicht in Armut mit lesen und spazierengehen. Aber auch Konradins Holzhaus, mithin sein gesamtes Anwesen war bewunderungswürdig illegal: Strom, Wasser, Telephonleitung, Kanalanschluß, alles hatte er unter Umgehung der gesetzlichen Bestimmungen bekommen. Wie? Das wußte keiner. Gewissermaßen hatte Konradin ein gesicherteres und günstigeres Unterkommen gefunden, als sein Nachbar Reinhard. Aber wenn Menschen ihre Heimstatt gefunden haben, ziemen sich solche Vergleiche nicht.

Reinhard öffnete das Küchenfenster, um mit der Alten zu plaudern: „Natürlich wohne ich gerne hier. Ich fühle mich wohl. Und Sie? Wie geht es Ihnen?“ – Das Gesicht der Greisin verzog sich zu einer zerfurchten Grimasse, entspannte sich wieder zum Lächeln: „Ach ja.“ Bedächtig nickend fügte Herta hinzu: „man wird so merkwürdig alt. Aber man darf ja nicht klagen. ...

Das Dach, die alten Pfannen, ist es noch dicht?“ – Alles sei bestens, beruhigte sie Reinhard und verschwieg den feuchten Fleck an der Decke neben dem Kamin. – „Aber der Putz hier draußen, der bröckelt, und die Farbe blättert. Willst du nicht mal streichen?“ – „Ja, kommendes Frühjahr werde ich streichen,“ versicherte Reinhard. – So ist das mit alten Leuten, sie fallen gerne lästig. Obwohl ganz anderes ansteht, bemäkeln sie immer noch Äußerlichkeiten. Durch das offene Fenster hindurch flogen die üblichen Worte über das Wetter, dann ging die Greisin auf ihren Stock gestützt ihres Weges. – Noch vor einem Jahr, oder waren es schon zwei gewesen? war sie auf dem Fahrrad durchs Dorf gefahren, um Eier zu holen. Vor sechs oder sieben Jahren sah man die Unverwüstliche durch die umliegenden Ortschaften radeln, um Einkäufe oder Behördengänge zu machen. Noch in ihren frühen 80ern hatte sie Fernreisen unternommen und in ihren 70ern war sie mehrmals ihrem Sohn hinterher nach Amerika geflogen. In ihren 50ern bereiste die rastlos suchende Frau im Kabinenroller Italien und den Balkan. Und vorher, so erzählten die Leute das Unerhörte: soll sie, wenn es die Gelegenheit erlaubte, auf dem *Motorrad* in Deutschland unterwegs gewesen sein. Schon in ihren 20ern, also noch vor jenem Krieg, der viel der damals erblühenden Jugend ruinierte, war sie auf ihrem Kraftrad über die Landesgrenzen hinaus gefahren. Nun, in ihren 90ern, ging sie am Stock umher und lächelte neugierig fragend in die Welt.

Herta war mit abstand die älteste im Dorf. In der Gegend dort oben war sie ansässig, im Dorf war sie geboren worden, hatte dort ihr Leben verbracht und wurde uralte, ohne daß bis dahin solche Ortsgebundenheit Irgendwem anstößig erschien. Natürlich war sie durch die Generationen hindurch irgendwie mit allen im Dorf eingesessenen Familien ebenso verwandt wie mit den beiden Franzes, dem Schäfer, dem Schafstein, dem Altmann und dem Ennenbach, deren Namen, mit Ausnahme des letzteren, aus dem Dorf verschwunden und bloß noch am Ortseingang auf dem Gedenkkreuz für die Gefallenen zu lesen waren. Sechs Burschen waren draußen geblieben, wie man früher sagte. Das damalige Unheil hatte in dem kleinen Dorf jede Familie erwischt. Danach waren andere Namen ins Dorf gekommen, deren Frauen als geborene Franzes Schäfer Schafstein noch einige Jahrzehnte Gesichter zu den Namen am Kreuz erinnerten. Später aber zogen sogar ganz fremde zu, die mit den vergangenen Namen weder Gesichter noch Geschichten verbanden. Herta aber wurde inmitten ihrer Geschichten eine prachtvolle Greisin von kräftiger Gestalt. Ja! Sie wurde füllig, denn sie aß gerne reichlich, was bei ihrer Körpergröße nicht unförmig wirkte. Sie hielt sich aufrecht, bloß ihre Schultern wurden von der Last der Jahrzehnte gebeugt. Man muß sie in ihren letzten guten Monden gesehen haben, wie sie daher wandelte, wie ihr langes, weißes Haar von den beiden Schläfen und über der Stirn in drei

Flammen nach hinten oben züngelte, als ob sie eine entrückte Märchengestalt wäre. Ihre Hautfarbe war weder fahl noch dunkel, sondern rötlich gegerbt. An den Wangenknochen und um die Augenhöhlen herum war der Totenschädel zu ahnen. Ansonsten war ihr faltiges Gesicht fleischig fest und rund und ruhig. Ruhelos war nur ihr Mund, als ob er andauernd Worte suche, wölbten sich unablässig die Lippen vor, den bewegten Mund verschatteten zahllose Längsfalten, wieder entspannt ging der Unterkiefer auf und nieder, gemächlich kam die Zunge hervor, beleckte die Lippen und erneut wurde die Schnute gespitzt. Eindringlich freundlich schaute sie aus milden dunklen Augen, als ob sie einen durchforsche und ansprache, bevor sie Worte wagte. Hatte sie einen eine Weile beschaut und vielleicht dies oder jenes lächelnd gefragt, verlor sich mit dem Gedanken, der nicht mehr zu Worte kam, ihr Blick am Wegrand oder in der Betrachtung der eigenen Hände, deren Finger langsam umeinander spielten; auch trommelte Herta gerne leise mit dem Zeigefinger auf den Stockknauf, die Stuhllehne oder den Tisch.kehrte ihr Blick nach einer Weile von seinen Abschweifungen zurück, sah man wieder diese unausgesprochene Frage in ihrem Augenblick, bis sie ihn wieder irgendwohin wandte oder verlor. – Auch als sie längst nicht mehr verstand, wovon gesprochen wurde, lachte sie gern, vorsichtshalber auch zum Einstand oder einfach so.

Wie wir alle war auch Herta nicht immer so alt gewesen. Vor dem ersten großen Krieg, den die Zeitgenossen seiner Besonderheit halber noch nicht nummerierten, sondern mit schlichtem Schrecken „Weltkrieg“ genannt hatten, wurde Herta in ein Bauernhaus hineingeboren. Ihre Familie war autochthon, also vermutlich seit dem 16. Jahrhundert auf ihrem Flecken ansässig. Etwa aus dieser Zeit mochten die Grundsteine und Eckpfosten von Hertas Wohnhaus stammen. Älter konnte das ganze Dorf nicht sein, sonst hätte sein Name auf Hagen, Scheid, Roth, Rath, Siefen oder Bach enden müssen, was er nicht tat. Ohne irgendein Anhängsel lautete der Name des Dorfes nach dem Vornamen des ersten Siedlers auf dem flachen Hügel zwischen zwei höher gelegenen, älteren Kirchdörfern. Vermutlich waren Hertas Altvordern die ersten dort gewesen, denn ihr Haus hatte den günstigsten Platz in der windgeschützten Mulde nahe der Quelle am Tümpel. Und während Hertas Kindheit war ihr Hof der größte im Dorf. Um auf diesem Hügel der größte Bauer zu sein, bedurfte es wenig: auf etwa 16 oder 18 ha konnte man mit vier bis acht Kühen, einer Rotte Schweinen, kleinem Getier wie Hühnern, Gänsen und einem Gaul eine Familie mehr als satt machen. Seit Anbeginn bis damals genügte das Anwesen den Bedürfnissen der dort lebenden Menschen, ja der Hügel bot sogar Raum für mehrere ähnliche Familien. Natürlich gab es zu ihrer Zeit dort oben so gut wie kein Geld, dafür waren die Tage mit allerhand Arbeiten ausgefüllt. Was sonst hätte man auch machen sollen? Gewiß, man war dort gut katholisch, wie es sich für Bauern

geziemt, die alltäglich auf Segen & Fruchtbarkeit angewiesen sind. Also besuchte man alle Sonn- & Feiertage im Kirchdorf auf dem Hügel gegenüber die heilige Messe, feierte den verbleibenden Tage mit kräftigem Essen und eingeschränkter Arbeit; es gab Mußestunden. Dennoch ließ die Fruchtbarkeit zu wünschen übrig. Herta blieb das einzige Kind auf dem Hof. Da sich kein männlicher Erbe einstellte, bewirtschaftete Herta mit ihren Eltern Haus, Tiere & Land. Nichts desto Trotz war sie ein Mädchen, zu ihrer besten Zeit ein hübsches, kluges, wohlgeformtes Mädchen, das nicht ausschließlich für bäuerliche Arbeit geschaffen war, sondern, wie man damals meinte, auf ihren *natürlichen Beruf* vorbereitet werden mußte. Neuere Vorstellungen von der Verfeinerung der weiblichen Erziehung waren bis in die Gegend dort oben vorgedrungen. Und über verschlungene Erbschaftspfade war ein Klavier in das Bauernhaus gelangt. Da nach Kriegen vornehmlich Bauern über wichtige Güter verfügen, erhielt Herta für ein warmes Mittagessen und kleine Zugaben von Äpfeln & Eiern oder Butter vom Organisten der Pfarrkirche Klavierunterricht. Als nach einigen Jahren wieder an den Wert des Papiergelds geglaubt wurde, kam der Organist nicht mehr angedackelt und der Unterricht hörte auf. Zu spät: das Mädchen hatte genug gelernt, um ein Leben lang auf dem Klavier zu spielen. Noch als Greisin, als sie die Ereignisse des Tages, kaum daß sie geschehen waren, zu vergessen pflegte, phantasierte sie stundenlang an ihrem alten Klavier. Natürlich klangen manche Töne unvollkommen, einige paßten nicht recht zueinander, aber gelegentlich meinte man eine Melodie erkennen zu können. Noch in der Woche vor ihrem Ableben suchten ihre Finger auf den Tasten die Lieder früherer Tage.

Bücher? Wo gäbe es ohne Bücher etwas zu schreiben? Ja, Bücher gehörten auch zu Hertas lebenslänglichen Leidenschaften. Wie gesagt, während ihrer Kindheit und Jugend gab es Mußestunden. Und es gab die Nächte. Weder zerstückelte ein Volksempfänger die Stille noch wurde die Zeit eine Beute der Television. Aber woher kamen an jener Zeitenwende Bücher in ein Bauernhaus? Auch wenn es uns heute merkwürdig erscheinen mag: man laß damals wie selbstverständlich, mehr noch, man war begierig zu lesen, denn man wollte etwas über sich und die Welt da draußen, die sich neuerdings so unerhört schnell wandelte, erfahren. Lesen wurde nicht bloß geduldet, sondern es gehörte anfangs zu den Hoffnungen der neuen Zeit. Dennoch wurden Bücher nur ausnahmsweise gekauft, irgendwie sammelten sie sich über Generationen an, wuchsen einem zu oder wurden ererbt. Bücher und Menschen fanden einander. So lebte ihrerzeit auf dem benachbarten Hügel, auf dem mit Roberts Scheune, ein Zimmermann vom alten Schlag, der, als die Welt noch in Ordnung schien, den Dachstuhl der Gemeindebücherei auszubessern hatte. Bei seiner Arbeit fand er auf dem Speicher der Bücherei aussortierte Bücher, die des Verleihens nicht mehr für würdig befunden worden waren. Der Zimmermann packte das eingebundene Altpapier auf sei-

ne Schubkarre und schob einige Ladungen in seine Scheune, um einen Vorrat für seinen Ofen zu haben. Nur wenige der Bücher wurden tatsächlich verbrannt, das verbot die Scheu vor dem gedruckten Wort. Stattdessen fanden die ausrangierten Worte neue Leser. In der Scheune des Zimmermanns entdeckten Schulkinder Gelegenheiten, die ihnen angelehrte Fähigkeit des Lesens auszuüben und sich vor häuslichen Arbeiten zu drücken. Mit der Zeit schrumpfte der Bücherhort in der Scheune, seine Bestände wanderten in die Dachstuben der Höfe auf den umliegenden Hügeln. So irgendwie vermehrten sich auch die Bücher in Hertas Kammer. Nicht bloß die merkwürdige Achtung der damaligen Bauern und Handwerker vor dem gedruckten Wort und dem darin kundigen Menschen übertrug sich auf die heranwachsende Herta, sondern die Reden der Alten, das Palaver der Ausgewachsenen, die Vorträge der Lehrer, die Predigten der Pfarrer, die eine und andere Zeitungsnachricht, die geballte Besserwisserei der Schreibenden erregten Hertas Neugierde über das übliche Maß hinaus. Bei all dem Gerede meinte sie: richtig wissen zu müssen, wovon die Rede war und was die Wahrheit ist. Also mußte sie lebenslänglich lesen. Im Unterschied zum Klavierspielen waren zum Lesen die Nächte wie geschaffen. Waren die alltäglichen Handlungen verrichtet und die anderen Hausgenossen in ihren Betten, holte sie eines der Bücher hervor und las darin bis weit über Mitternacht hinweg. Noch bei der gealterten Leserin sah man oft bis drei oder vier Uhr Morgens Licht. Obwohl die Greisin schließlich zugab, beim Umblättern einer Seite das eben Gelesene vergessen zu haben, las sie ungestört weiter fort & fort.

Als werdende und junge Frau war Herta vollauf beschäftigt. An der Seite ihres Vaters fielen ihr nach dem frühen Tod ihrer Mutter die Pflichten der Bäuerin zu: der Haushalt mit Garten & Tieren mußte umsorgt werden, das Klavier wurde geübt, endlich durfte gelesen werden. In ihren 20er Jahren, die auf die sogenannt goldenen folgten, war Herta eine hübsche, üppige, aus mehr als einem Grund begehrte Frau. Obwohl sie offensichtlich keine ganz normale Frau war, war sie eine Bäuerin mit vergleichsweise viel Land an den Füßen und Holz vor der Hütte. Aber obwohl oder weil, durch Lesen & Klavierspielen, ihr Geist gebildet worden war, nahm sie weder einen der begierigen Burschen aus dem Dorf noch einen Kerl aus den umliegenden Orten zum Mann. Darin war sie hartnäckig. Warum blieb Herta in ihrer äußerlich frischesten Zeit alleine? Sollte sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen sein? Vielleicht machten die Bauernburschen einen allzu tölpelhaft unbelesen Eindruck auf sie oder spürte sie, daß statt ihrer selbst in ihr die Erbtöchter begehrt wurde, mit deren Land vereint so mancher Bursche ein großer Bauer zu werden hoffte? Oder meinte sie: ihrem alten Vaters zur Seite bleiben zu müssen? Zog sie das Geschlechtsleben, trotz oder wegen all der Tiere um sie her, nicht gewaltig an? Oder brannte der leidige Trieb unverhältnismäßig mächtig in ihr, so daß sie mit ausschließender

Leidenschaft einem Spröden verfallen gewesen war? Warum nahm sie später den Fremden? Oft bleiben die Geheimnisse eines Menschenlebens selbst dem Erlebenden verborgen. Wie dem auch war, Hertas Hartnäckigkeit erregte Unmut bei den geprellten Burschen und ihren Sippen.

Unmut zu erregen wurde gefährlicher denn je. Kaum hatte man wieder an das Geld zu glauben gelernt, kamen schlimme Jahre. Verdacht und Geifer und Haß drangen aus den Herzen der Menschen hervor und herrschten. Abseitsstehen galt als verwerflich. Abseitiges wurde nicht bloß pädagogisch bekämpft; Es wurde nicht hingenommen: Abweichler und Verweigerer und Widerspenstige wurden geächtet und verfolgt. Die Zeit wurde dermaßen sonderbar, daß die Sonderbaren in ihren Schlupfwinkeln um Leib & Leben fürchten mußten. Gestalten wie Reinhard oder Konradin, die später unter dem Schutz der Greisin eine geraume Weile dahinleben durften, wären in jenen braunen Jahren unmöglich gewesen. Und ein Weib, das seinen *natürlichen Beruf* nicht ausübte, erregte grundsätzlichen Verdacht. Damals, als die Welt im Argen lag, hatte Herta anderes im Kopf. Statt zu heiraten, fuhr die junge Frau auf ihrem Kraftrad hinweg zur Therese nach Konnersreuth. Denn Herta wollte nicht bloß glauben, sondern mußte, wenn möglich, mit eigenen Augen sehen, wie Therese blutet, um richtig zu wissen und vielleicht zu erfahren, was die Stunde geschlagen hat. Seit diesem unerhörten Ausflug galt sie auf ihrem Hügel für mehr als sonderbar. Offenbar war der jungen Frau ungewöhnliches zuzutrauen, also hielt man sie für unberechenbar.

Das Volk aber stürzte damals in ein abgründiges Abenteuer. Allen gehabten Erfahrungen und lesenden Hoffnungen zum Trotz wurde wieder ein Krieg angezettelt, dessen Greuel den vorherigen in jeder Hinsicht weit übertrafen. Im allgemeinen Wahnsinn durfte Keiner abseits stehen. Die Burschen des Dorfes mitsamt der Knechte und Tagelöhner, deren einer auch auf Hertas Hof gedient hatte, wurden aus der Gegend abberufen und in der Welt zerstreut. Bald sollten Kriegsgefangene die auf den Hügeln zurückgebliebene Arbeit erledigen. An Stelle ihres Knechts bekam die unverheiratet mit ihrem alten Vater alleine wirtschaftende Herta zwei französische Kriegsgefangene zugeteilt. In vieler Hinsicht hatten die beiden Gefangenen ein erträgliches Los. Immerhin waren sie nicht in eines dieser erbärmlichen Lager gekommen, in denen weder eine Sonne schien noch eine Blume wuchs, in denen Menschen bis auf die Knochen auspreßt und dann verbrannt wurden. Trotz des herrschenden Geifers hatten das Landvolk in der Gegend dort oben damals noch einen Rest dieses geheimen und wiederholt erprobten Einvernehmens mit ihren zu Feinden erklärten Schicksalsgenossen bewahrt. Weil man unmöglich wissen konnte, wohin einer der sich wie Unwetterplagen wiederholenden Kriege die eigenen Söhne und jungen Männer verschlug, behandelte man zugewiesene Gefangene in der Hoffnung pflöglich, den eigenen Leuten würde es in der Fremde ebenso ergehen. Stillschweigend galt

dieser grenzüberschreitende Pakt seit mehreren Generationen: heile Heimkehr war das geheime Kriegsziel der übernational verschworenen Bauern. Also gab es bei ihnen genügend zu essen, die Gefangenen saßen wie Knechte mit der Familie zu Tisch – wo sonst? –, teilten mit ihr Arbeit und Ruhe und erhielten kleine Vergünstigungen. So war es auch im vorletzten Kriegssommer, als Hertas Franzosen auf einer Wiese am Waldrand sensend Heu machten. Da es ein heißer Tag war, brachte ihnen Herta, wie sie es für jeden Knecht zu tun gewohnt war, zwei Krüge Bier hinaus aufs Feld. Damals waren Bierflaschen auf den Dörfern selten, daheim oder bei einem Nachbarn zapfte man im Keller vom Faß in steinerne Humpen, klappte den Deckel drüber, um beim Herumtragen nichts von der Köstlichkeit zu verschütten und sie vor Verunreinigung zu schützen. Als Herta mit ihren beiden Humpen zum Dorf hinaus ging, wurde sie gesehen. Einer derer, die es, als der Spuk vorbei war, nicht gewesen sein wollten, sagte es weiter. Einerlei ob dieser oder ein anderer: der Denunziant stellt sich ein, sobald er erwünscht ist, denn diebisch ergreifen gute Leute, deren Unmut man erregt, die Gelegenheit. Es wurde also gesagt und weiter gesagt, bis es endlich einer der Mitläufer hörte: „Die Herta jeht mit de Franzose in de Büsch.“ Das klingt so leicht und obenhin wie ein Scherz nebenher. Aber ist einmal alles Sinnen auf Abwegen unterwegs, konnte der Scherz nichts anderes bedeuten als: Herta, die Herta mit dem vielen Holz vor der Hütte, vergnüge sich mitten im Krieg mit dem gefangenen Feind in den sommerlichen Büschen. Die natürliche Möglichkeit aber galt in jener verkehrten Zeit als unerhört und eine Schande obendrein. Solchem Verdacht wurde mit Unbedingtheit nachgegangen. Der Mitläufer erfüllte seine Pflicht, *bloß* wie man hernach zu sagen pflegte, und machte Anzeige. Die Gestapo holte Herta hinunter in die Stadt an den Fluß, deren glühende Röte am abendlichen Horizont Herta vom Hügel her bereits mehrfach gesehen hatte und noch sehen sollte, während die Stadt verbrannte. Bei den täglichen Verhören dort unten versicherte die Frau: in den Büschen sei nichts gewesen. Ihre Biergabe entschuldigte sie mit der Behauptung: „Franzose sin doch uch Minsche.“ An dieser damals als altertümlich und folglich überlebt geltenden Sicht der Dinge hielt Herta fest. Nach zehn Tagen waren die Beamten endlich überzeugt, eine einfältige Katholikin vor sich zu haben, die, obwohl vom Geist der neuen Zeit unberührt, offensichtlich als unschädlich einzustufen war. Und es waren doch, wie die alte Herta uns in ihrer Küche offenherzig sagte, französische Soldaten gewesen, denen sie Bier gebracht hatte, und nicht etwa Polen oder Russen. Herta durfte wieder heim. An ihrem ärmlichen Leben änderte das wenig. Der Spuk währte noch annähernd zwei Jahre, schließlich rollten im April drei Shermanpanzer über den Hügel hinweg ohne den guten Leuten Zeit zu lassen, Laken aus den Fenstern zu hängen. Geifer, Haß und Verdacht wurden wieder in den Herzen der Menschen verborgen.

Die Katastrophe hatte hierzulande ihren bisherigen Höhepunkt überschritten. Aber die folgenden Jahre blieben karg und frostig. Das Schlimmste war zwar überstanden, aber die Zustände erschienen den Überlebenden in ihren Dörfern heillos verwirrt. Nachdem der Spuk geplatzt war, trieben die verstörten Menschen wie Schiffbrüchige im Strudel der Zeit, sie haschten nach Planken, ersehnten, an Treibgut geklammert, den festen Grund eines neuen Heils. In ihrer Sehnsucht nach Halt gierten die Leute nach den Bildern eines besseren Lebens, auf das sie hoffen können müssen, um es im gegebenen vorübergehend auszuhalten. Bis dahin wurde manches, was in gewöhnlichen Verhältnissen einen rascheren Gang genommen hätte, auf bessere Zeiten hoffend verschoben. – Sollten irgendwann gute Jahre kommen? Was liegt daran? Was sind schon gute Jahre? Mit den fetten Jahren haben sie jedenfalls wenig gemeinsam, obwohl sie im Vor- & Nachhinein oft mit ihnen wechselt werden. Eigentlich müßten wir uns freuen, wenn wir eine Weile unbehelligt dahinleben dürfen. Aber unser flüchtiges *Eigentlich*, in dem wir manchmal für Augenblicke wirklich sein dürfen, wird so selten wie das Glück bemerkt. – War den guten Leuten nicht gelehrt worden, sich unter allen Umständen nach der Decke zu strecken? Damals, als vielen von ihnen das Wasser bis zum Hals stand, waren ihre leiblichen Nöte dermaßen offensichtlich & handfest, daß man sie, ohne das eigentliche Ausmaß der Not zu überblicken, zu meistern wußte und hoffen durfte, auf ererbtem Gut mit erlerntem Fleiß sich mehr oder weniger rechtschaffend aus der größten Patsche selbst herauszuziehen.

Als endlich wieder eine Währung für fest genug galt, um es mit einer neuen Republik versuchen zu können, nahm Herta einen Mann an. Eigentlich waren ihre Jahre für solche Abenteuer vorüber, ihr 40stes Lebensjahr nahte. Aber Herta hatte Zeit, denn noch längst hatte sie nicht die Hälfte des ihr zugefallenen Lebens überstanden. Er war keiner der Burschen aus dem Dorf, wie auch, die meisten waren ja draußen geblieben. Er war ein Fremder. Was gefiel Herta so sehr an ihm, daß sie als gereifte Frau es mit diesem versuchte? Er war einer, der nicht draußen geblieben war, sondern heim kehrte. Das war viel. Er stand stellvertretend für Viele. Obendrein war er ein lustiger Geselle von der Art, wie sie unstete Zeiten hervorbringen. Auf seinem Motorrad, einem Krat mit Beiwagen, seinem Beutestück aus den Beständen der vernichteten Wehrmacht, brauste er im wehenden Ledermantel über die Hügel in der Gegend dort oben. Denn er war ein umtriebiger Mann. Und in der grotesken Welt jener durch zahllose Gesetze, Vorschriften, Zonen, Grenzen, Begehrlichkeiten zerklüfteten Trümmerlandschaft konnte ein beherzter Mann einträgliche Geschäfte machen, wie sie ihm unter normalen Umständen unmöglich gewesen wären. Indem eine Sache mangelt, wächst ihr Wert. Da im Zusammenbruch beinahe alles rar war, weil es zerstört, gestohlen,

verboten, überwacht, vorgeschrieben, verplant, geregelt oder schlicht nicht vorhanden war, winkten jenem beachtliche Gewinne, der die kostbaren Dinge des alltäglichen Bedarfs organisierte und unter der Hand verschacherte. Dazu brauchte er nicht großes Kapital oder besonderes Fachwissen. Abgesehen von dem unerläßlichen Mut, im Freien außerhalb gesetzlicher Schranken zu handeln, war hinreichend Vorwitz und innere Unrast wichtig, um mit den Leuten im Gespräch zu bleiben und unterwegs zu sein. Dafür war der Mann auf dem Krat wie gemacht: im Reden, Verhandeln, Pläne verknüpfen und rastlosen Umherfahren, dabei gute Laune verbreiten und die Ohren spitzen lag sein eigentlicher Beruf. Unordnung war sein Lebenselement. Und Hertas Mann griff auf seine ihm eigentümliche Weise beherzt nach den Versprechungen der neuen Zeit, um endlich doch noch sein Glück zu machen. Wozu sonst sollte er überlebt haben? Beschwingt von seinem Glauben an sein kommendes Glück erschien er fröhlich & anziehend. Er war leutselig, trank nicht, lachte dennoch gern und laut, kannte jeden, kannte sich scheint's aus in der Welt & wußte sie offensichtlich leicht zu nehmen. Das Schwerste schien ja ohnehin überstanden. Jedenfalls war der fremde Mann eine herzerfrischende Abwechslung für die geplagte Herta, seine Umtriebe brachten Hoffnung, Licht und Leben auf ihren bereits verwahrlosenden Hof. Sie mußte sich zu ihm, dessen windige Gestalt ihr aus den Büchern merkwürdig vertraut erschien, hingezogen fühlen. Vielleicht erkannte sie ihre Aufgabe oder gar ihre Berufung darin, diesen gefährdeten Menschen zu erretten, indem sie ihm Heimat gibt? Oft meinen ja Frauen, Männer retten zu können. – Wer weiß schon, warum Frauen wen erwählen? Obwohl Herta einem anderen Glauben treu geblieben war, glaubte auch sie an das Glück und nahm den Franzdampf zum Gefährten.

Der Mann fand bei Herta Haus Hof Heim mit einer um ihr 40tes Jahr herum kuscheligen Frau. Er fand nebst nahrhaftem Unterkommen einen Ausgangspunkt für seine Unternehmungen und eine Rückzugsmöglichkeit vor den Widrigkeiten der Welt. Herta aber wollte eine richtige Familie. Also wurde, die Shermans waren aus der Gegend weggezogen, geheiratet. Denn Herta wollte endlich das Kind. Damit war sie spät dran. Dennoch war es noch immer nicht so weit. Erst später, als nach einigen fruchtlosen Jahresläufen ein freundlicher Arzt es möglich machte, wurde sie in ihrem 44ten Jahr tatsächlich fruchtbar und gebar in ihrem 45ten ihren Sohn Franz zur Welt. Einer Wiederholung dieses Vorfalles widersetzte sich ihr Gatte, wie noch die Greisin gelegentlich bedauernd erzählte: „Ich wollte schon.“ – Als die alte Herta in einer anderen Zeit junge Frauen klagen hörte, wie kostspielig und aufwendig es sei, ein Kind zu ernähren, schüttelte sie verständnislos ihren Kopf und wischte dergleichen neumodische Bedenken vom Tisch: „Ach“, sagte Herta, „ein kleines Kind kostet doch nichts, dem genügt Haferbrei und hin

und wieder eine Apfelsine.“ Und so wird sie ihren Franz wohl aufgezogen haben.

Indem die Verhältnisse sich stabilisierten und die Lebensläufe wieder in gleichmäßigeren Bahnen verliefen, rutschte Hertas Mann aus seinem Gleis und bekam zunehmend Schwierigkeiten mit der umständlicher werdenden Welt. Die Gelegenheit, dank der Unordnung sein Glück einfach so nebenher zu machen, war an ihm vorbeigegangen. Die ausgebildeten, die größeren und großen Halunken verdarben den kleinen Gaunern wieder das Geschäft. Erneut mußte bei den kleinen Leuten der lange Atem der Disziplin herhalten, um sich über Wasser zu halten und durchzuwursteln. Gleichmaß und Beständigkeit und Planung und selbst verleugnende Hartnäckigkeit waren wieder von Nöten, um Glücksgüter zu ergattern. Die rücksichtslos disziplinierte Verfolgung selbst gesteckter Zwecke versprach zwar Erfolg, genügte aber nicht: Wer zu den Gewinnern im Lebensrennen gehören wollte, hatte ergänzend zur unerläßlichen Selbstverleugnung Apparate, Verwaltungen, Bedienstete, Kapital nebst Kredit statt des alten Glauben von Nöten, um sich Gelegenheiten zu verschaffen, an das heranzukommen, was von den Vielen mit dem Glück verwechselt wird. Die Dinge wurden bald in Überfülle hergestellt und angehäuft und verloren unter der Hand ihren Wert. Hertas Mann aber war weder rücksichtslos gegen sich noch gegen andere oder gar die Welt, er war ein Krauter von Geblüt, der vom Schacher mit den kleinen, dank der Unordnung kostbaren Dinge lebte. Ein so gearteter Mensch kann nur in Ausnahmezeiten gut leben. Mit einem Unruhigen Herzen begabt war es ihm unmöglich, anhaltend die gleiche Sache zu treiben. Es trieb ihn zu wechselnden Geschäften und eine schnelle Mark war ihm lieber als gleichbleibend niedriger Lohn. Lieber vertändelte er seine Zeit mit diesem oder jenem, anstatt sich selber oder einem ganz Fremden zu dienen. Da er sich nicht für einen Bauern hielt – für wen oder was er sich genau hielt, wußte selbst er nicht zu sagen – genügte ihm Hertas Hof nicht. Er, der doch für irgendein besseres Leben überlebt hatte, überließ das Bauern seinem Weib und ihrem vergreisenden Vater. Aber indem seine Trümpfe in den sich regelnden Zeitläufen nicht mehr stachen, verließen den Mann Witz & gute Laune, stattdessen überkam ihn die große Müdigkeit. Es kamen die Winterhalbjahre, die er regelrecht verschlief. Nein, Alkohol trank er keinen, obwohl man es hätte meinen können, wenn er sich mondehindurch im Bett vergrub. Aber ohne Aussicht auf ein verlockendes Wozu kam ihm schlicht keine Kraft, um herauszukommen, also lag er darnieder, bis ihm im Frühling mit dem Duft der Luft wieder etwas Kraft zuflog, um erneut auf der Jagt nach lohnenden Geschäften, um auf der Suche nach einem Zipfel vom versprochenen Glück, für das er ja aufgespart worden war, die Gegend zu durchstreifen. Woraus seine Geschäfte bestanden, wußte später auch die alte Herta nie-

mandem zu erklären. Ihr Gefährte war eben irgendwie geschäftlich unterwegs gewesen, während sie mit dem Kind an der Schürze Sommers wie Winters daheim blieb. In jenen frühen Jahren des Wirtschaftswunders kam sie vom Hof mit seinen Sorgen nicht weg. Eigenwillige Ausflüge der Frau waren unerwünscht, Hertas Motorrad wurde nicht mehr repariert, bevor es verrottete wurde es abgeschafft.

Hatte der Mann kleine Geschäfte gemacht, zog es ihn, um vielleicht doch noch ein großes Glück hervorzukitzeln, mit seinem erschacherten Geld zum Spiel, das heimlich im Hinterstübchen einer Kneipe abgehalten wurde und nur Eingeweihten offen stand. Nach ihrer großen Niederlage saßen dort die geschlagenen Männer am Spieltisch und betrogen sich gegenseitig. Jenseits von Recht & Gesetz galt die Begleichung der Spielschulden wie weiland im Roman als unbedingte *Ehrensache*, weshalb selbstverständlich nur ausgemachte *Ehrenmänner* mitspielen durften. So ist das im Leben. In ehrenhafter Heimlichkeit suchte auch Hertas Mann sein Glück, indem er es herausforderte. Als er den halben Hof verspielt hatte, also mit seinem Halt in der Welt das bißchen Achtung in den Augen der Seinen und den letzten Rest von Hoffnung auf sein Glück verloren hatte, packte ihn die große Müdigkeit im Nacken und er erhängte sich vor dem Backes in der kleinen Scheune. Abends, als Herta die Hühner füttern ging, fand sie ihn dort baumeln, wo er sich aus allem & jedem verdrückt hatte. Nach erschrecktem Händeklatschen mit „Ach Jott!“ und dem fälligen „Ave Maria“ eilte sie in die Küche, wo ihr Vater neben dem Ofen saß. Kaum hatte der Alte die Nachricht begriffen, erhob sich der Hagere von seinem Stuhl, nahm noch einmal Haltung an, schüttelte seinen Krückstock in der Faust und rief: „Endlich ist der Halunke dot!“

Nach zehn Ehejahren meinte die alternde Herta, aus einem Gefängnis entlassen zu werden. So erzählte es jedenfalls die alte Herta; jedoch beanspruchten jene zehn Jahre in ihren Erzählungen mehr Raum als ihre übrigen Erinnerungen; so jedenfalls erzählte es ihr Sohn Franz. Jedenfalls mußte wieder ein anderes Leben beginnen. Unversehens war Herta selbständig geworden. Aber die Zeiten für freie Bäuerinnen blieben aus. – Schon vormals, seit Hertas Jugendzeit schon, hatte die verzweigte Sippe den Bauernhof, da er ja ohne männlichen Erben geblieben war, ausgesogen: dieses Waldstück, jene Wiese, diese auch noch waren an vorgeblich rechtmäßigere Erben abgetreten worden, von denen der Hof sie zur Bewirtschaftung zurückpachten mußte. Was Recht ist, muß Recht bleiben: so dachten nun einmal damals noch viele Leute hinter den kleinen Fenstern in den niedrigen Hütten auf den Dörfern umher. Also wurde, der Aufschwung machte es möglich, Wiese als Bauland verkauft, um des erhängten Spielschulden bei den Ehrenmännern zu begleichen, dann auch um unvermeidliche Anschaffungen

zu bezahlen. Indem für kleine Höfe Knechte unerschwinglich wurden, konnte auch Herta dem Sog der Zeit nicht widerstehen, sondern wurde genötigt zu *investieren*: Sie mußte Maschinen kaufen, um Melken zu können oder mit einem Gebläse das Heu unter das Scheunendach zu pumpen. Folgekosten für Reparaturen waren unvermeidlich. Alles wurde komplizierter. Auf einen grünen Zweig zu kommen schien auf bescheidene Weise unmöglich. Nachdem der alte Vater neben dem Küchenofen seine Pfeife ausgeraucht & entschlafen war, wuchs die Mühsal der Frau über den Kopf. Obwohl Herta bis tief in die Nacht *arbeitete*, wie man dergleichen nannte, um leidlich über die Runden zu kommen, wobei sie ihren seltsamen Rhythmus: spät schlafen, spät aufstehen, auf ihre Milchkühe übertrug, konnte sie beim besten Willen den Verfall ihres Bauernhofes nicht aufhalten. In ihrer weltlichen Sorge – ihr Erbteil zerbröckele ihr unter den Händen – begann sie alles, was ihr brauchbar erschien, zu horten: veraltetes Gerät, ausgediente Möbel, abgelegte Kleider, übriggebliebene Kisten, Nägel, Latten, Balken, sogar die anfangs raren Konservendosen sowie die unvermeidlich werdenden Plastetüten wurden gesammelt. Im Zuge des wundersamen Wirtschaftsaufschwungs im Lande umher wuchs auch die Menge des Zeugs: Stall, Schuppen, Scheune und Wohnhaus wurden mehr denn jemals in den Nachkriegsjahrzehnten vollgepfropft. Wie in der vormals andauernden Zeit der Knappheit war in Hertas Augen nichts wert, weggeworfen zu werden. Hertas Küche verließ nicht einmal Biomüll, wie man später den Dreck nannten, denn sie schlürfte den Sud aus den Einmachgläsern, Katzen & Hunde fraßen die Reste, ihre Hühner pickten die Konservendosen sauber. Obendrein & nebenher wurde dem kleinen Franz ermöglicht, sich an einer Ecke des Küchentischs mit Latein zu quälen. Während die unverbesserliche Herta immer noch ganz Anderes im Kopf hatte, verschwanden Kleinbauern aus der Gegend, um sich irgendwo als Arbeiter oder gar Angestellte zu verdingen. Herta war damals bereits zu alt, um, zum Äußersten getrieben, ihren Hof aufzugeben und Fremden zu dienen. Aber – das Pferd hatte sie bereits mit ihrem Mann zum Verkauf hinab in die Stadt getrieben – seitdem sie alleine wirtschaftete, wurde jährlich eine der ehemals acht stolzen Kühe abgeschafft. Als Herta mit ihrem Söhnchen die letzte Kuh zu einem Bauern auf dem Nachbarhügel trieb, war der traurige Abschied da. Der Stall war leer. Für die 250 DeMark Kuhgeld wurde ein gebrauchter Kabinenroller gekauft. Die Zeit der rüstigen alten Herta begann.

Wagemutig rollte Herta in ihrem neuen Gefährt durch das Land, sogar über es hinaus bis auf den Balkan herum, überall mußte sie hin, wo es zu seltsamen Erscheinungen gekommen war. Die Jahr der eigenmächtigen Ausflüge blieben in ihrem Leben jedoch Episode, den nach diesem oder jenem Ausflug fühlte sich ihr mannbar gewordenes Söhnchen genötigt, ihren Kabinenroller wieder abzuschaffen, denn seine Mutter war in der Kugel einen der

heimischen Hänge hinabgekullert. Selbstverständlich hatte weder sie noch ihr Gefährt ernsthaft Schaden gelitten, aber die Sorge des Söhnchens um die mütterliche Sicherheit gebot die Beschneidung ihrer Bewegungsfreiheit. In Zukunft war sie wie in ihrer Jugend wieder auf dem Fahrrad unterwegs, um ihre Besuche & Erledigungen zu machen. Wollte Herta weiter weg, war sie auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen oder wurde von ihrem Sohn oder einem Nachbarn oder einem Bekannten oder Sonstwem durch die Gegend gefahren. Später, um ihren Franz in Amerika zu besuchen oder – noch später – um einige Wochen in Spanien zu verbringen, scheute sie das Fliegen nicht. Zu ihren vereinzelt Ausflügen hatte sie Gelegenheit, denn die alte Herta mußte nicht mehr bauern. Dank rechtskundiger Kniffe gelang es der 65jährigen, die erforderlichen Dokumente für eine minimale Rente vorzulegen. Die Pachtgelder für ihre gewesenen Weiden und die Miete für die zu Reinhards zukünftigen Hütte umgebauten kleinen Scheune ergänzten ihre bescheidenen Einkünfte. Unbehelligt konnte Herta ihr sonderbares Leben zu Ende leben und die werden, als die wir sie seinerzeit, als Robert seine Scheune umbaute und so Vieles sich veränderte, erinnerten. Und nebenher hatte sie ein Söhnchen großgezogen, lang & länger war Fränzchen unter ihrer Aufsicht geworden. Als die neuen jungen Frauen auch in der Gegend dort oben zu klagen begannen, wie kostspielig und aufwendig es sei, ein Kind zu ernähren, schüttelte die Greisen verständnislos ihren Kopf und wischte die neumodischen Bedenken vom Tisch: „Ach“, pflegte Herta dann zu sagen, „ein kleines Kind kostet doch nichts, dem genügt Haferbrei und hin und wieder eine Apfelsine.“



Die Weiber

Unfruchtbarkeit war in vieler Hinsicht eine Zeiterscheinung. Damals, als Herta rückblickend von ihren Muttersorgen erzählte, hatten viele Frauen andere Träume und bekamen oft keine Kinder mehr. Etliche Jahre bevor Robert mit dem Plan zu seiner Scheune schwanger ging, begannen vermehrt Frauen in der Gegend dort oben zu erscheinen, um im Abseits zu siedeln. Die äußerlich frischeste Zeit solcher Weiber war meistens vorbei. Indem sie auf ihr 40stes Lebensjahr zugehen oder diese leidige Wegmarke gar hinter sich gelassen hatten, meinten sie endlich die Gelegenheit ergreifen zu müssen, um Versäumtes nachzuholen und doch noch irgend etwas Bestimmtes zu Wege zu bringen. Von ihrem bisherigen Leben belehrt ließen sie gewohnte Rücksichten fallen und ergriffen, was sich ihnen bot. Dabei handelte es sich bloß ausnahmsweise kurzfristig um lebensfrohe junge Männer. Zunächst wollten ja mußten sich die Weiber alte Träume erfüllen, indem sie sich selbstständig machten, wie sie es nannten. Also ließen sie ihre bisherigen Lebensräume, Tätigkeiten, Männer, die ebenso wie ältere Kinder ohnehin oft schon eigene Wege gingen, hinter sich und bezogen allein oder in Gesellschaft gleichgesinnter Freundinnen leer stehende Fachwerkhäuser oder adrett hergerichtete Scheunen in der Gegend dort oben. Im Verlauf der Jahre waren beinahe in jedem Dorf ein bis zwei Weiberhaushalte entstanden, deren Hausordnungen und sonstigen Lebensverhältnisse sich sowohl voneinander als auch von denen der Einheimischen oft beträchtlich unterschieden. Einige dieser Frauen lehnten es grundsätzlich ab, sich in ihrem neuen Leben einer auf materiellen Erwerb zielenden Tätigkeit zu unterwerfen, statt dessen beabsichtigten sie, endlich uneingeschränkt ihre Weiblichkeit mitsamt entsprechender Formen der Freiheit, von deren beglückender Besonderheit überzeugt, zu leben. Solche Geschöpfe entkamen oft materiell gut gestellten Häusern, sie ließen sich wie selbstverständlich ihren Unterhalt von ihren irgendwo unten in der Stadt tätigen, rechtlich so und so gebundenen Gatten oder anderen Männern überweisen. Beneidenswert! Wie gerne hätte Reinhard, der das Alleinsein in Untätigkeit schätzte, dort unten in der Stadt einen Mann im Rücken gehabt, der ihm auch nur die Hälfte oder wenigstens einen Bruchteil von dem, was manch eine der Frauen bekam, überwiesen hätte. Eines solchen Mannes hätte der Einsiedler wohlwollend gedacht, von Zeit zu Zeit seinem Gönner freundschaftlich ermunternde, ihm bestärkende, heitere, ja witzige Briefe zur Unterhaltung hinab in die Stadt gesandt. Bei den Frauen war das anders. Die neuen Herrinnen über ihnen reichlich zugewiesene Zeit fanden dort oben auf den Hügeln Gesinnungsgenossinnen, mit

denen sie sich im trauten Kreis nach Herzenslust besprachen. Unweigerlich drehten sich über Kaffee & Kuchen, über Sekt & leichten Wein hinweg bis hin zum obligatorischen Likör, dem wohlverdienten Absacker in den Armen der unverhofft entdeckten Freundin & Leidensgefährtin, ihre Gespräche um die Undankbarkeit und das Unverständnis, ja die Unverschämtheit ihrer im alten Leben zurückgebliebenen Männer. In endlos sich wiederholenden Schleifen, Bögen, Arabesken, Schnörkeln aller Art erklärten sie einander belehrend, flüsternd, schnatternd, geifernd, weinend die männliche Gefühllosigkeit, deren unverbesserliche Verständnislosigkeit, erschreckende Einfallslosigkeit, Untreue oder Lahmarschigkeit, klagten über enttäuschtes Hoffen & unbefriedigtes Wünschen, karge oder gar ausbleibende Überweisungen, unverschämte Anwaltskosten, ungerechte Gerichtsurteile: das Alleinsein als Frau. Die Abende und Nächte der Klage waren lang.

Manche der Frauen waren tatsächlich allein. Die meisten aber waren mit ein, zwei Kindern, mit einem jugendlichen Liebhaber oder ihrer besten Freundin aus dem Ungemach der Städte am Fluß ausgebrochen, um auf den Hügeln in der Gegend dort oben ein neues Leben zu beginnen. Ein Pärchen ehemals gewiß verlockender Weibchen war nach einem halben Eheleben samt Ferienreisen, Nachwuchssorgen, Bauvorhaben mit Krediten und zahlreichen anderen Anschaffungen zu der Einsicht gelangt, mit ihren anderweitig gebundenen und vollauf beschäftigten Gatten bloß noch durch unwesentliche Gemeinsamkeiten verbunden zu sein sowie eigentlich einander zu lieben. Selbstbewußt hatten die beiden besten Freundinnen das fade Programm ihrer Ehebetten aufgekündigt und auf einem der Hügel in der Gegend eine Villa bezogen, um endlich durchzuatmen und ein freies Leben zu führen. In Gesellschaft einiger schulpflichtigen Kinder saßen sie gerne unbeschwert plaudernd im weitläufigen Garten, ernährten sich bewußt und trieben der bedrohten Figur zu Liebe leichten Sport, gaben & besuchten witzige Feste und gewährten ihren Ehemännern zwei Wochen Besuchszeit im Quartal. Einer der Männer wurde ein Fall für die Männergruppe, der andere lebte ohnehin bloß seiner Berufstätigkeit.

Aber die meisten der Frauen, vielleicht weil hinter ihnen weder ein persönlich noch vertraglich fest gebundener Mann stand, auf dessen Zahlungskraft sie hätten vertrauen können, oder aus dem Bedürfnis, *moralisch* – solch Rang wurde damals materiellem Erwerb zugesprochen – gerechtfertigt zu erscheinen, wenn nicht gar aus wirklicher Selbstachtung versuchten sie, auch finanziell selbständig zu werden. Diesbezüglich ist die weibliche Kreativität unermeßlich. Selbstverständlich war „Tinas Weibliche Bücherstube“ nicht mit einem der üblichen Buchläden dort unten in der Stadt zu vergleichen. Allseitig bemüht bot Tina neben handfesten Ratgebern und geistigen Lehrbüchern für weibliche Lebenslagen ein erlesenes Sortiment Kinderbücher und eine beachtliche Sammlung Fachliteratur zur Menopause ihren

Kundinnen an. Zu den Besonderheiten ihrer Bücherstube gehörten eine Meditationsecke im verdunkelten Hinterzimmer und eine Gemüsetheke im Eingangsbereich. Abgesehen von jenen wenigen Frauen, die sich zukünftig kompromißlos ihrer Kunst widmen wollten, nutzten viele Weiberhaushalte in der Umgebung die sich ihnen mit der Gemüsetheke bietende Gelegenheit zu einem *sinnvollen* Nebenverdienst, indem sie über den eigenen Bedarf hinaus Hühner hielten sowie Blumen und Gemüse zogen, um mit unverdorbenen Eiern und reinen Grundnahrungsmitteln die Gemüsetheke von Tinas esoterischer Bücherstube zu beliefern. Da viele der Frauen in den Handverlesenen Büchern, die auch leihweise heimgenommen werden durften, endlich Zuspruch und Verständnis fanden, entwickelte sich Tinas Bücherstube zu einem rege besuchten Zentrum der neuen Weiblichkeit in der Gegend dort oben: dort sprudelte eine der Quelle weiblicher Energie.

Geschäftlich am erfolgreichsten war jedoch Lydia. Unweit des Turmes im Kirchdorf hatte Lydia eine alte, weitläufige Diele mit bunten Tüchern, Matratzen und flohmarktfähigem Kram eingerichtet und darin ein rauchfreies, ansonsten gemütliches Lokal eröffnet, das sie „Begegnungsstätte“ nannte. Alkoholische Getränke wurden nicht ausgeschenkt, also waren, obwohl ihnen der Eintritt grundsätzlich frei stand, zudringliche Männer nicht zu befürchten. Bei Kerzenlicht & Tee aus aller Herren Länder verkaufte Lydia nicht bloß preiswerten selbstgebackenen Kuchen, sondern auch bunt wal-lende Kleider aus der Provence oder Indien, exotisch leuchtende Stoffe, bestickte Handtaschen und handgezogene Kerzen oder funkelnde Halsketten und Armbänder aus stärkend glimmerndem Gestein, auch duftende Kräuter und orientalische Essenzen nebst allerhand besänftigendem oder erregendem oder beglückendem Räucherwerk waren zu finden. Aber besonders mit den Teppichen aus dem Maghreb sowie der Berberei, die sie in einer benachbarten Scheune aufgestapelt lagerte, erzielte Lydia eine beeindruckende Gewinnspanne zwischen An- & Verkauf. Neben schwarzen Masken hingen an den Wänden grelle Aquarelle, die ein bärtig schweigsamer Maler, den Lydia aus ihrer städtischen Zeit kannte, alle Monde auswechselte. Die unheimlich heimliche Atmosphäre in Lydias „Begegnungsstätte“ erzeugten sphärische Klänge, die ihre Freundin Annegret daheim auf ihrem PC entwarf und auf selbstgebrannten CDs zum Verkauf anbot. Saß des Abends bei Kerzenlicht ein trauer Kreis von Gespielinnen beisammen, ertönten mitunter schamanische Gesänge, die Annegret in ihrem früheren Leben als Völkerkundlerin im inneren Afrika gesammelt und auf Tonträger gebannt hatte. – Das also war echt! Irgendwo im Dunkeln und doch zum Greifen nahe, solch Überzeugung durchdrang an gelungenen Abenden die Anwesenden, mußte die eigentliche Wirklichkeit liegen. Sie drohte jeden Augenblick zu erschei-

nen. Wie gruselig! empfand manch eine der Besucherinnen den Budenzauber.

Arabella aber hatte nach ihrer Flucht damit begonnen, hübsche Stoffe mit bunten Stickereien, mit Glimmer und Glasperlen zu verzieren, um modische Handtaschen daraus zu nähen, womit sie die Märkte der Stadt erobern wollte. Jedoch stockte der Absatz ihrer Kunstprodukte, nachdem die Weiberhaushalte in der Umgebung versorgt waren. Helga hingegen mochte keine grellen Aquarelle, sondern malte hübsche Blumen und Bäume im Abendrot und Büsche im Nebelglanz. Von dem unmittelbar bevorstehenden Durchbruch ihrer Kunst war Helga überzeugt, sie hatte bloß noch nicht den richtigen Galeristen gefunden. Ursula gab Gesangs- und Klavierunterricht, Paula gab Yogakurse und Clara unterhielt einen schwunghaften Handel mit Nahrungsersatzstoffen. Titania ging mit dem Projekt zu einer Eselsfarm um. Die gutmütigen Tiere sollten verstörten Kindern aus der Stadt zu ihrem inneren Gleichgewicht verhelfen und für Sommerfeste oder Wanderungen vermietet werden. Rastlos fuhr Titania durch die Dörfer, warb für ihr Eselsprojekt und suchte nach einem angemessenen Haus inmitten weitläufiger Weiden.

Angela, eine praktizierende Heilerin, gehörte zu den ausgeprägten Blüten im Garten der Weiber. Gequält von innerer Unruhe hatte sie die lärmende Stadt verlassen, um sich dort oben in der Gegend selber gut zu sein. Doch wollte sich auch im Abseits das rechte Wohlsein nicht einstellen. Also erprobte Angela an sich ihre Kunst: sie aß ausschließlich hochwertige Nahrungsmittel und ließ stärkende Bücher, verzichtete auf Fleisch und unerfreuliche Vorstellungen, mied Wein und Likör, trank statt dessen pünktlich diesen reinigenden, bald darauf jenen mineralischen, dann den abführenden Kräutersud, wechselte die Kompositionen homöopathischer Pillen und mischte sich in lauwarmem Wasser mal diese mal jene Salze aus vier Weltteilen zusammen, salbte sich mit ätherischen Ölen oder ließ es bleiben, änderte jeden Mond die Zusammensetzung der Präparate sowie den Ablauf ihrer Kur, schlief ausgiebig oder kurz, meditierte oder lief oder radelte in der Gegend herum. Allem Aufwand zum Trotz blieb die erwünschte Wirkung aus. Angela wurde nicht frei von der Unruhe, dem Unwohlsein, dem Unbehagen in der eigenen Haut, die da & dort bereits tiefe Falten zeigte. Auch Angela war sich vollauf bewußt, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein ist. Also suchte sie nach dem Freund ihres Herzens. Angelas griffig weibliches Erscheinungsbild in Verbindung mit einem entgrenzenden Kommunikationssystem, in dem die Vielzuvielen auf ihrer rastlosen Suche im Netz der Möglichkeiten zusammenfanden, erleichterten es ihr, mehrfach im Mond eine der möglichen Erfahrung zu machen. Aber der eine trieb es zu hart mit ihr, der andere suchte nur Kurzweil außerhalb seines Ehebettes, dieser hatte bereits zwei Kinder

am Hals, der nächste war unansehnlich, der folgende scheute Verantwortung oder stellte Ansprüche, jener würde es im Leben zu nichts bringen, der noch wie ein ausgemachter Lump, ein Trunkenbold war auch dabei und einer weinte sogar danach. Vorerst fand Angela weder den für sie bestimmten Herzensfreund noch ihr Gemüt den ersehnten Gleichmut. Jedoch wurde Angela sehr geschickt im Erfahrungen machen, blieb dabei zuversichtlich, unablässig suchend demnächst die Nadel im Heuhaufen zu finden. Ihre Hoffnung in unbestimmte Betten werfend wuchs ihr Glaube, daß der nächste noch unbekannte gewiß geeigneter sei; dabei schwand ihre Fähigkeit, sich auf einen Bestimmten einzulassen. Angela leierte aus. Doch gab die tapfere Frau sich nicht geschlagen, sondern trainierte unverdrossen ihre Beckenmuskulatur auf dem Trampolin.

Wie so viele der entlaufenen Weiber wollten auch Agnes, Vreni, Ute, Isabella und Sabine oder Christine ihren Unterhalt verdienen, indem sie heilend, sorgend, pflegend bedürftigen Menschen beistehen. Eifrig besuchten sie, weder Zeit noch Kosten scheuend, Seminare und Lehrgänge in den einschlägigen Künsten, machten Übungen und Kontakte und bildeten sich fort. Nein, Krankenschwester oder Altenpflegerin zu werden erschien ihnen bloß als ein Notbehelf, denn sie wollten ja selbständig heilend wirken. Am liebsten aber hätten sie zaubern gelernt, die Geister beschwören, die Sterne deuten und die Zukunft lesen. Wie gerne wären sie kundige Frauen geworden, die aus dem Verborgenen heraus diese oder jene vertrackte Kleinigkeit mit Geisterhand selbstlos in Ordnung bringen. Mitunter bezeichneten sie sich verschmitzt als „Hexen“, wollten aber eigentlich als Engel sein, um ihren Zeitgenossen den rechten Weg zu weisen. In der Sparkasse, im Rathaus, im Getränkemarkt, in der Tankstelle, im Pfarrheim (Pater Michael ließ sie gewähren), in der Gemeindebücherei, in den Supermärkten, im Schwimmbad oder im Schreibwarenladen, beinahe an allen öffentlich zugänglichen Orten, sogar in einigen Schenken lagen die mit ihren Angeboten bedruckten Faltblätter aus. Darauf war zu lesen, was sie zu bieten hatten. Und die umwerfenden Angebote der Weiber kamen nicht aus irgendeiner Ferne weit hinter den Hügeln, sondern direkt von nebenan aus einer der umgebauten Scheunen in der Umgebung. Die bunt glänzenden, aufwendig, aber auch schlicht gestalteten Faltblätter waren mit altehrwürdigen oder gerade erfundenen Zeichen, mit Kreisen oder Ovalen, Kringeln, Herzchen, Ranken, Schlangen, Besen, Dreiecken, Vierecken, abstrakten Gebilden, Blumen, Tieren verziert und am Ende mit Telephonnummer, E-Mail sowie Webseitenadresse versehen. Ein oder zwei frisch ausgeruhte, heiter entspannte, ja befreit wirkende Gesichter lächelten einem von den Faltblättern wie aus einer besseren Welt entgegen. So lag für jedes körperliche & geistige & seelische Handicap in der Nachbarschaft Hilfe bereit. Die platonische Dreieinig-

keit wurde im Hinblick auf ein so oder so umfassendes Ganzes gedeutet und also behandelt. Die auf *Ganzheitlichkeit* schwörenden HelferInnen gingen neue, sanfte Wege:

Bioenergetik war damals beinahe ein verpönter, alter Hut geworden, dem das Stigma rationalistischer Wissenschaft anhaftete, denn entsprechende *Schnupperkurse* waren bereits während unser aller Jugend an der Uni in der Stadt gegeben worden. So verdienstvoll seinerzeit die Pionierarbeit der *Schreitherapeuten* gewesen war, galt sie nun als eine der experimentierfreudig brutalen Methoden aus einer längst überlebten Aufbruchszeit. Heilgymnastik, Akupunktur oder Hypnose waren zu geläufigen Therapien geworden, nach denen die Bedürftigen auch ohne Werbung suchten. Spazierengehen wurde belächelt, während Yoga, Meditationen oder Atemübungen breiten Zuspruch fanden. Stille war in jener Zeit ein knappes Gut, somit ein Gegenstand der Sehnsucht geworden: für Stille wurde bezahlt. Still sitzen – stehen – liegen – gehen – sein wurden unter Anleitung geübt. Eine Schreibtherapeutin aus der Erwachsenenbildung lehrte als Voraussetzung für *heil-sames Schreiben* *Achtsamkeistübungen* im Sitzen, Gehen und Liegen. „Muskelanspannung“ wurde gelehrt, um Selbstsicherheit & innere Ruhe durch ein gesteigertes Körpergefühl selbständig herbeizuführen. Tanzkurse galten längst nicht mehr als Einführung in zweigeschlechtliche Werberituale, sondern lehrten in „*Workshops*“ die Selbstfindung beim „Tanz des Lebens“ gemäß der „*Rhythmen der Erde*“. *Ganzheitliches Fasten* in Gemeinschaft Gleichgesinnter diente sowohl der inneren Reinigung wie der geistigen Erweiterung; Gewichtsabnahme war bloß noch eine angenehme Nebenwirkung. *Spezialtherapien* zur Raucherentwöhnung und Gewichtsabnahme linderten nebenbei „*Umwelterkrankungen*“ wie Allergien, Migräne, rheumatische und chronische Beschwerden aller Art. Auch Knochen sollten gerichtet, Nerven besänftigt oder wiedererweckt werden. Massagen brachten verborgene Kreisläufe wieder in den rechten Fluß und den betroffenen Menschen in sein eigentliches Gleichgewicht. Ausgehend von der Erkenntnis, daß Krankheit in der Seele beginne, versprach die „spirituelle Ausbildung zur *Blütenberaterin*“ mit einer sanften Methode das Übel an der Wurzel zu packen. Ein Kurs im *Aura Sehen* sollte dazu beitragen, die persönliche Kraft, mithin die Freude am Leben zu mehren. Das eigentliche Sein sollte sich endlich wieder offenbaren. Die unerschöpfliche Energiequelle des eigenen Körpers sollte wieder entdeckt, angezapft und die „*Erlebniswelt Körper*“ durch ganzheitliche Körperarbeit andauernd nutzbar gemacht werden, um so viel Freude wie irgend möglich aus ihm herauszuziehen. In Gruppen wurde erfahren, „was die Seele belastet und was sie befreit“. *Familienaufstellungen* öffneten einen *spirituellen* Weg, um die Verhältnisse zu lebenden & toten Verwandten zurechtzurücken. Die *Arbeit am Spirituellen* führte auf „*Wege der Wandlung*“ (Bild: Raupe & Schmetterling) vermittelt Familienstellen von Mensch & Pferd.

Da bereits gewöhnliche Ärzte zu heilpraktikern begonnen hatten, mußten einschlägige Naturheiler ihren Kunden mit besonderen Qualifikationen aufwarten. Damals kamen die *Schamanen* und *Schamaninnen* auf, die konnten, nachdem sie in den Tiefen Afrikas oder Lateinamerikas von echten Zaubernern darüber belehrt worden waren, was die Welt im Innersten zusammenhält sowie die rechten Wege zur Quelle der *heilig heilenden Schöpfungskraft* in den Tiefen des *Körperbewußtseins*, dort, wo auf *zellularer Ebene Körper & Geist & Seele zusammentreffen*. Eine „Praxis für ganzheitliche *Energie-Balance*“ versprach nicht nur das „Ausbalancieren von Disharmonien bis auf zellulare Ebene“ und das „Heilwerden von innen... durch intuitive Berührung“, sondern bot auch eine *schamanische Reise* zurück zur „Quelle der Kraft“ und „zum inneren Frieden“ an. Ein bescheidenes Faltblatt brachte die Absicht der abendländischen Schamanen auf den Punkt: „*Sind Körper & Geist in Harmonie, erfreut sich die Seele des Lebens in unbegrenzter Freiheit*“. – Kann einem in der Sparkasse oder der Schenke mehr versprochen werden? Auf manchen Faltblättern waren nur für Kundige oder sonstwie Eingeweihte verständliche Worte aus fernen Weltteilen oder vergangenen Epochen zu lesen:

„*Ayurveda* : 5 000 Jahre Erfahrung für die Gesundheit von heute.“ Auch diese „Wissenschaft vom Leben“ stand selbstredend mit den „Gesetzmäßigkeiten der Natur“ in vollkommenem Einklang und verhalf auf *sanftem Wege* zu allgemeinem *Wohlsein*.

Die „*Hawaiianische Energie-Massage*“ hingegen löste alle körperlich-geistigen Verspannungen.

Eine liebeliche Töpferin aus der Gegend schuf mit ihrer *indianischen Keramik* zugleich eine friedliche Welt; *poiesis*.

Im Verlauf der altehrwürdigen *Schwitzhüttenzeremonien* der Sioux wurden Körper & Geist & Seele gereinigt. Indem sich die Schwitzenden still und andächtig um die heißen Steine versammelten, wurde die Verbindung mit den vier Elementen (hier sind es: Feuer, Wasser, Luft, Erde) wiederhergestellt sowie wegweisende Visionen herbeigeführt. Hitze, Gebete und traditionelle Lieder der Sioux förderten die demütige Anerkennung dessen, was eben ist. Es galt: endlich loszulassen.

Aus Japan kam das Wissen, wie die *göttliche Kraft* unmittelbar anzuzapfen sei, um sie gegen unsere Gebrechen zu wenden. Ein Meister dieser Kunst vermag andere Menschen an die Quelle der Kraft anzuschließen, an jene „feinstoffliche Energie“, hieß es in dem Faltblatt, „die fähig ist, uns in all unseren Körpern und sieben Charakteren ständig mit der universellen Energie zu versorgen, die wir genau in diesem Moment benötigen. Durch spezielle Einweihung kann in jedem Menschen der Kanal für immer geöffnet werden.“ Selbstverständlich war eine so umfassende Einführung nicht von heute auf Morgen möglich, sondern hatte, indem eine Reihe von Ritualen und Besin-

nungsübungen durchlaufen werden mußte, in drei Graden zu geschehen: Alles in Allem für 910,- Ohren zu haben.

Auch ein *deutscher* Mediziner versprach Heilung „auf geistigem Wege“. Der Mensch sei, stand auf dem Faltblatt seiner Anhänger gedruckt, mit einer „*Batterie*“ zu vergleichen, „die im täglichen Gebrauch Kraft abgibt und immer wieder aufgeladen werden muß.“ Um *Lebensenergie* „aufzutanken“, müsse jeder Mensch an den allumgebenden „Heilstrom“ angeschlossen werden. Denn: „der Mensch ist überall von Heilwelten umgeben“, die er nur anzupapfen brauche. „Der Glaube an das Gute ist hierfür ebenso Voraussetzung wie der Wille zur Gesundheit.“ Nicht bloß banale Schmerzen, sondern auch Trunk- und Drogensucht, Liebeskummer, Ängste oder Frustrationen aller Art fanden in den Heilwelten Heilung.

Der nationale *Heilerverband* bot Fortbildungskurse zu allen Gebrechen von Appetitlosigkeit bis Krebs.

Eine Säule der traditionellen chinesischen Medizin bildet die „Fünf-Elemente-Ernährung“. Auf dem entsprechenden Faltblatt verband ein Kreis die chinesischen Elementarzeichen für Feuer, Erde, Metall, Wasser und Holz. Köstliche Gerichte aus Fleisch, Fisch, Gemüse, Zwiebeln und Porree, so wurde versprochen, verbannen heimische Tabletten & Pillen. Jedoch führe die chinesische Medizin weit über die körperliche Heilung hinaus. Durch die Vermittlung bestimmter Körperhaltungen, die Verlangsamung der Bewegungsabläufe, rechtes Atmen und geistige Übungen sollte die den Körper durchströmende *Lebenskraft*, die *Lebensenergie* oder die *Vitalität* dermaßen gestärkt werden, daß nicht nur Kopfscherzen, Migräne, Bluthochdruck, Knochenfraß, Rückenschmerzen, Rheuma, Menstruationsbeschwerden, Asthma und andere, damals allgemein verbreitete, Gebrechen gelindert, sondern ein neues, besseres Bewußtsein vom Hiersein gefördert werde. So konnte mit Hilfe der *sechs heilenden Laute* der Geist streßfest und der Körper widerstandsfähig gemacht werden. Als Königsweg zur inneren Harmonie lehrte *Tao Yoga* das *innere Lächeln*. Ausgeklügelte Stellungen setzten die verstopfte Sexualenergie frei, damit Körper & Geist an *heilender Liebe* gesunden.

Auf dem Glanzpapier der professionell gestalteten Broschüre eines der Institute aus der Stadt am Fluß lächelten hübsche & glückliche Menschenkinder. Offensichtlich hatten sie im Verlauf *tantrischer* Übungen die Vereinigung des Einzelnen mit dem Großen & Ganzen erfahren. Ihre indischen Heiligen lehrten die *geschlechtliche* Vereinigung als eine *geistige* Methode, um den Einklang von Freiheit und Liebe zu erlangen, als wäre es die Quadratur des Kreises oder das *perpetuo mobile*. In der äußeren Vereinigung mit einem anderen oder mit dem Anderen in sich wurden die geschlechtlichen Gegensätze überwunden und Liebe & Innigkeit & Ganzheit geübt. Die Eingeweihten beschworen die Allmacht im beliebigen, aber perfekten Akt. Eine einschlägige Vortragsreihe versprach gar das Rätsel der „Sphinx der Sexualität“

zu lösen, indem die bisherige Unvereinbarkeit der Gier nach „ekstatischem Sex“ mit der Sehnsucht nach „ewiger Liebe“ in einem neuen Lebensentwurf vereint werde.

Bei Allem & Jedem bilden *Frauen* einen Sonderfall im Großen & Ganzen. Migräne, Hitzewallungen, Bauchschmerzen, Rückenschmerzen, schlechte Laune vor der Periode, Gier nach Süßigkeiten, Brustspannungen, allerhand Traurigkeiten, Schlaflosigkeit, Müdigkeit versprach eine Heilerin mit spitzen Nadeln zu bekämpfen. „Im Kreis der Frauen“ wiederum sollte der Wechsel gestaltet und die weibliche Kraft gestärkt werden. Die *Wechseljahre*, von den Betroffenen bisher meist mit „Alter, Verlust der Weiblichkeit, Depressionen, Hitzewallungen, Hormonmangel“ verbunden, sollten unter Anleitung weiser Indianerinnen und unter Ausnutzung des „inneren Feuers“ den Aufbruch in eine neue, schöpferische Zeit des *Frauseins* einleiten. Damit nicht genug. Den Betroffenen mußte geholfen werden, ihr „FrauSein“ zu entdecken. „Neumondabende für Frauen“ boten Gelegenheit zum *Innehalten* und zum „Spüren des scheinbar Leeren“ als Ausgangspunkt der Selbstwahrnehmung und des Aufbruchs „in das Neue“. *TAYE*, eine sinnreiche Verknüpfung von **T**anzen, **Y**oga und **E**ntspannung, versprach Frauen: neue Energie, Lust am Tanzen, Lebensfreude, Lebendigkeit, Achtsamkeit und Gesundheit, Wertschätzung von Körper & Geist & Seele, somit Entspannung, Genuß und viel Spaß. Die „Initiativ psychosomatische Seminar-Projekte-Gruppe *Steinkreis*“ warb für eine „Entdeckungsreise zum Wesen des Weiblichen“. Vor dem Wagnis einer dermaßen bedenklichen Reise zu unbekanntem Ufern wird auf dem Faltblatt durch den Satz gewarnt: „Die eigene Weiblichkeit zu entfalten heißt, den Mut aufzubringen, sich zu lieben und zu zeigen, wie *frau* ist.“ Wenn der nötige Wagemut in Gemeinschaft erarbeitet sei, entpuppe sich schließlich & endlich unter dem warmen Licht der Selbstliebe sowohl diese wie jene Frau, wie nicht anders zu erwarten, in vielfältigen Gestalten als: *Heilerin & WildeFrau & Kriegerin & Mutter & Königin...*

Der *sanfte Terror* emotionaler Gewalt wurde in Gesprächskreisen verdeutlicht, entsprechende Konfliktmuster aufgebrochen und Bedrängendes in die Schranken gewiesen, um dem selbstbestimmten Leben eine Gasse zu öffnen. Ein „Abgrenzungseminar“ lehrte nicht nur Grenzen wahrzunehmen, sondern auch bei sich und anderen zu achten, sie selbstbewußt und verantwortlich zu setzen, statt sie brüsk zu verletzen oder gar unter ihnen zu leiden. Ein Institut für praktische Philosophie lehrte die gelungene Kommunikation oder die entspannte Partnerschaft durch Selbstorganisation. Ein arbeitsloser Sozialpädagoge versuchte sich als *Kommunikationstrainer*, um mit „Coaching“ und „Supervision“ den Betroffenen zu helfen, sich in den Widersprüchen des Alltags zurechtzufinden und die Herausforderungen des

Daseins doch noch erfolgreich zu absolvieren wie die Reifeprüfung durch Nachhilfe. Eine katholische *Landvolkshochschule* bot unter dem Titel: „Achtsam und authentisch leiten“ ein spezielles „*Coaching* für Frauen in Führungspositionen“ an. Das spirituell psychologische Beratungsgespräch versprach den Schlüssel zum Erfolg. Eine selbständige Sozialpsychologin brachte in ihrem bescheidenen Faltblatt „Lichtblick“ die Sehnsucht ihrer ZeitgenossInnen auf den Punkt und versprach die überfällige „Standortbestimmung“ durch die Beantwortung der Fragen: „Wo stehe ich in meinem Leben / Wo will ich hin? / Persönliches und berufliches Coaching“. Konkurrenz machte ihr ein gestandener Betriebswirt, dessen Faltblatt „Von der Fachkraft zur Führungskraft“ kleinbürgerlichen Bedürfnissen aus dem Herzen sprach: dank seiner *Organisationsberatung & Supervision & Coaching* lernten abhängig Beschäftigte in einem „Karrierebegleitendes Training in 4 Modulen“ professionell zu *managen & zu führen*.

Unter dem Schlagwort: „Hunde helfen Kids“ wurden „tiergestützte Entspannungskurse für Kinder“ angeboten, um in den Gemütern der bedauernswerten Kleinen dem *Streß* einer „schnellebigen Zeit“ entgegenzuwirken sowie Kopf- oder Bauchweh, Konzentrations- und Wahrnehmungsstörungen, Aggressivität, Unsicherheit, Ängste und andere Schwierigkeiten in der Schule zu lindern. Der Umgang mit Tieren, so wurde versprochen, würde Kinder entspannen und ihre Verantwortungsfähigkeit wecken. Die parteilose Bürgermeisterkandidatin versprach, die Bürgerschaft nicht zu spalten. Neben Wegweisern durch die „Mineralstoffe des Lebens“ gab es solche für die zu lange vernachlässigten *Männer*. Auch sie sollten ihr eigenes Leben verändern, ja selber gestalten und endlich auf neue Wege jenseits ausgetretener Pfade geführt werden. Auf einer „Forschungsreise Mannsein“ sollten „im Kreis der Männer Vision und Identität“ erfahren werden. Unter geschulter Anleitung lernten zivilisationsgeschädigte Männer nicht nur über ihr Unbehagen miteinander zu sprechen, sondern erlebten – die kostspieligen Kurse waren für ein betucht bedürftiges Klientel gedacht – in Schwitzhütten und auf Trommelreisen wegweisende Visionen. Gemeinsame Nachtwanderungen führten jeden der Männer schrittweise an das beängstigende Erlebnis einer einsam zu durchwachenden Nacht im Freien heran. Der Königsweg der Initiation in das *Mannsein* war der „Wolfsweg“, in dessen Geheimnisse *man* erst nach der Teilnahme an mehreren Kursen und einer Reihe bestandener Prüfungen eingeführt wurde. Schließlich & endlich sollten auch Männer lernen, sich in ihrer ganzheitlichen & verletzlichen Vielfalt zu entdecken: als *Heiler & WilderMann*, als *Krieg* wie dazumal, *König & Zauberer* & endlich als *Liebhaber* oder worin sonst noch seit ehedem ihre wechselnden zeitlichen Rollen bestanden haben mögen.

Ein Zweimann-Institut rückte mit der verheißungsvollen Parole: „Er will Sie – aber – Sie will Ihn“ dem Single zu Leibe. Einsamkeit sei bloß, so hieß es verharmlosend, ein leicht zu behebendes kleines Mißverständnis. Es galt: „*EINS werden und doch ZWEI bleiben*“. Alten und jungen Paaren verhalf ein etabliertes Partnerschaftsinstitut zur Lösung des fundamentalen Gegensatzes zwischen Individuum und der von ihm begehrten Partnerschaft mit einem anderen, ebenso vertrackten Individuum. *Arbeit* galt es zu leisten, um der „Herausforderung Partnerschaft zu begegnen“. *Jasagen* und *Neinsagen* mußten ebenso erarbeitet werden wie *Wohlfühlen* und polare *Verstrickungen*. Die unermüdliche *Arbeit* umfaßte die gesamte soziopädagogische Palette: Erfahrungsaustausch, Rollenspiele, Gestaltarbeit, Entspannungstechnik, Tanz, Bewegungsmeditation, Atemenergetik, Astrologie, Familienaufstellungen... . Die Härte der Arbeit war nicht jedem zuzumuten, sondern setzte „normale psychische und körperliche Belastbarkeit voraus“; schwächliche Charaktere oder Geisteskranke waren von vornherein ausgeschlossen und wurden ausdrücklich an Psychotherapeuten verwiesen.

– Gab es damals noch Jemanden, der nicht erkrankt war? Suchte man auch in der Gegend dort oben ein Heil-Land? Wurde die Welt eine Heil-Anstalt? Stand damals für jeden Leidenden tatsächlich ein Heiler bereit? Oder waren die leidenden Insassen in Ermangelung auswärtiger Hilfe darauf verfallen, einander gegenseitig den Heiler vorzuspielen, um, wenn schon nicht im Anderen sich selbst zu kurieren, so doch wenigstens ihm zu Leibe zu rücken? Bestand damals überhaupt noch eine Aussicht auf Heilung, oder hatte sich das Streben nach Heil bereits dermaßen in Sackgassen vertieft, daß es beim besten Willen nicht mehr über hilflose Zeremonien, mit denen immerhin ein besseres Leben gefahr- und folgenlos beschworen wurde, hinausführen konnte? Mit einer Unmenge von Ritualen wurde in nahezu jeder Hinsicht die Heilung vom Gegebenen heraufbeschworen. Die entlaufenen Weiber entwarfen nicht nur ihren eigenen Mondkalender, sondern auch eigene Eßgewohnheiten, Sexualpraktiken, Liebesspiele, Kleiderordnungen, Trinksitten, Heilmethoden, Sterberituale, Begräbniszeremonien, Säugungsregeln oder ausgeklügelte Lernprogramme, um die sich vereinzelt immer mal wieder einstellenden Kinder ihrer geballten Fürsorge auszusetzen. Die Kreativität war Grenzenlos. Eine *Zukunftswerkstatt* förderte durch individuelle *Bewegungsrituale* nicht bloß das körperliche Wohlbefinden, sondern verhieß Entspannung, Genuß, Kraft, Heilung und die Einsicht in die Gegebenheiten höherer Welten. Auch singend wurde die Allmacht berührt. Musik als Nahrung für die Seele produzierte Bollmann, der einheimische Schamane mit Pferdeschwanz & Trommel. Um das menschliche Energiefeld, welches, so lehrte Bollmann, zu 90% von Klängen gespeist wird, mit entsprechender Nahrung, also mit Belebung, Bewußtheit, Kreativität und heilsamer Harmonie zu ver-

sorgen, verkaufte Bollmann seine CDs mit wohlklingenden Titeln über seine Homepage für 10 Ohren zuzüglich Versandkosten. Auch seine Seminare: „Obertonsingen für Anfänger“, „Heilende Klänge im Wasser“ oder „Klang & Stille“ waren erschwinglich. Genügte es einem Abenteuerlustigen nicht, durch leichte Übungen in warmem, tönendem Wasser das Eigentliche in ihm wieder in Bewegung und in den rechten Fluß zu bringen, konnte er eine *Klang-Exkursionen* auf die Insel Lesbos buchen. Aber gleich auf einem der nächstgelegenen Hügel wurden in einem *Atelier für Lebensraumgestaltung* „lebendige Formen für eine neue Zeit“ geschaffen, deren beschwingte Figuren die Logik des menschlichen Verstandes überschritten und als lebendige Gestalten in die vierte Dimension eindringen. Überflüssig war es, nach Patmos oder Puna zu reisen, denn auch auf einem Hügel in der Gegend dort oben konnten die Schwingungen des Lebens vermittels frei schwingender Formen sinnlich erfahren, die Energie der lebendigen Umgebung endlos variiert & in schöpferische Vibrationen verwandelt werden. Der geballten Allmacht hatte Pater Michael, abgesehen von der vermeintlich unmittelbaren Gegenwart seines Gottes während des Meßopfers, wenig entgegenzusetzen. Das Wunder der unbefleckten Empfängnis wagte er ebenso wie die Wiederauferstehung der Leiber in der knackigen Fülle ihrer etwa 30jährigen Gestalt schon längst nicht mehr in der Öffentlichkeit zu erwähnen. War Pater Michael ein Geheimniskrämer?

Den Vogel aber schoß Jürgen ab. Jürgen war von seinem spirituellen Partner JOSHUA über alles & jedes unmittelbar aufgeklärt worden. Sein offener Brief, eine eng beschriebene, schmucklose Seite wendet sich an Betroffene, die bereits „in die Bewußtseinswerdung gegangen“ und „etliche Seminare besucht“ hatten. Sollte ein solchermaßen Fortgeschrittener an den Punkt gekommen sein, wo er nicht mehr weiter weiß, versprach Jürgen, ihn aus der Enge heraus in die innere & äußere Freiheit zu führen. Dergleichen habe mit Zauberei nichts zu tun, denn, so versicherte Jürgen, „die Seele sehnt sich danach, frei zu werden“. An einer Weggabelung oder in einer Sackgasse könne die Seele auf Hilfe rechnen, wenn „sie wahrhaftig an sich arbeiten“ wolle, echte Veränderungen anstrebe sowie sich mit der *göttlichen Energie* verbinde. Da Jürgen seit einigen Jahren „mediale Durchsagen“ von seinem spirituellen Begleiter erhalte, der im „göttlichen Rat“ den „Engeln zu Seite“ sitze, sei er ein berufener Seelenführer. Nach der Begegnung mit *Joshua* verließ Jürgen seinen Arbeitsplatz und eröffnete eine Praxis, um energetische Arbeit zu leisten und durch Handauflegen körperliche sowie seelische Blockaden und Traumata zu lösen. Joshua erteile für alle Lebenslagen Rat, fördere Mut und Selbstvertrauen, entschädige für mangelnde Liebe, Schläge oder Kränkungen. Wer zur Arbeit an der Lösung seiner eigenen Probleme bereit sei, würde mit Joshuas Hilfe lernen, Liebe zu zeigen und eigenverant-

wortlich seinen Weg in die Freiheit zu gehen. Denn: „JOSHUA möchte mit seinen Worten erreichen, daß wir wieder auf unseren *Lebensplan* kommen.“ Würden wir jedoch den uns vorgegebenen Weg verlassen, beginne das Leid. – Eine Stunde Einzelberatung bei Jürgen/Joshua kostete 60 Ohren.

– Inmitten des allgemeinen Unbehagens versprachen die Faltblätter Abhilfe beim Unwohlsein. So sehen Kinderträume aus: *Alles wird wieder gut*, lautet das Versprechen, womit man die Kleinen besänftigt, wenn sie greinen. Die Diagnose der Faltblätter jedoch traf den Geist der Zeit. Er war heillos. Das Mosaik der Faltblätter bestand aus den Splittern eines zerstörten Gefüges. Die Fülle der Faltblätter offenbarte die umfassende Mangelhaftigkeit der damaligen Menschen. Zu gerne wären die guten Leute Teil eines Ganzen geworden, das Bedeutsam ist, weshalb sie in den hintersten Winkeln ihrer Umgebung nach einer Erinnerung an Geborgenheit suchten. Aber längst war die Achse zerbrochen. Weit hatten sich die Menschen von ihren Mittelpunkten entfernt, hatten ihre Heimaten in der Welt verloren und waren irgendwo gestrandet. Offensichtlich sowohl wie insgeheim litten die damaligen Menschen mehr denn je an ihrem ererbten Mangel. Wieder einmal waren sie des Heiles besonders bedürftig. Jedoch, und darin blieben sie Kinder ihrer Zeit, ging ihr Streben nach Heil, all dem Aufwand zum Trotz, den sie mit aufs Neue erfundenen Wörtern wie: „Geist“, „Seele“ oder „Leben“ und „Energie“ oder „Kraft“ trieben, nur unwesentlich über Körperliches hinaus. Zu viel war bereits in ihnen verloren gegangen. In ihrer Mangelhaftigkeit am Leibe klebend versuchten sie ihr Unbehagen mit sportlich medizinisch technischen Mitteln zu kurieren. Viele ersehnten Hilfe von außerhalb, suchten weltweit nach Mitteln & Werkzeugen, um sich in Ordnung zu bringen, wünschten sich Instrumente oder Prothesen zur Ergänzung ihres verkümmerten Innenlebens. Öffneten die Faltblätter tatsächlich Fenster & Türen, hinter denen eine andere Welt zum Greifen nahe lag? Die Flut der gedruckten Verheißungen erweckte mitunter den Eindruck, als stünde die Zeit vor einem großen, bedeutsamen Umbruch, dem Aufbruch zu den neuen Ufern gelingenden Lebens. Aber es war bloß die glitzernde Gischt auf dem umschlagenden Kamm einer weitaus gewaltigeren Welle gewesen. Was da glitzerte waren die Splitter unserer gewesenen Kultur gewesen.

Christiane war eine andere Frau. Mit den heilend helfenden hatte sie wenig am Hut. Dennoch kam auch sie in jenem Jahr, von merkwürdigen Gerüchten angelockt, in die Gegend, um sich umzusehen. Nahezu zwei Dezennien früher war Christiane eine Jugendgespielin einiger der Käuze dort oben gewesen. Nun hingen ihre seinerzeit so prall gewölbten Brüste flach unter ihrem weiten Pullover. Aber kurz vor Toresschluß hatte sie es doch noch geschafft. Nein, nicht bei den Käuzen dort oben, sondern dort unten in der

Stadt am Fluß war sie geschwängert worden. Der dazugehörige Mann zog sich nicht aus der Klemme, sonder bezog mit ihr eine gemeinsame Wohnung, ohnehin hatte er aus vorhergehenden Beziehungen drei unmündige Kinder am Hals und brauchte eine Hausfrau mit gutem Einkommen. Von Heute auf Morgen war aus einer deftigen Kneipgängerin eine Vollmutter geworden. Dabei hatte Christiane in ihren jüngeren Jahren den Anschein erweckt, der Literatur verfallen zu sein, hatte sich auch sonst alle möglichen Freiheiten gegönnt, auch später noch, als ihre wilde Zeit abklang und sie im Büro – dem landläufigen Schicksal derer, die lesen können – verantwortungsvoll Gelder verwaltete und Löhne machte, bestand sie auf die ihr angestammte Freiheit des Trunks und des Geschlechts. Obwohl sie in ihren über das übliche Maß ausgedehnten stürmend drängenden Jahren einen aufmüpfigen Wildfang vorgestellt hatte, war sie dem Büroschicksal nicht entkommen. Für die fünf darin versessenen Tage entschädigte sie sich am Sechsten durch den wohlverdienten Trunk, vögelte danach mit einem der Beliebigen in den Siebten hinein, um am Ruhetag auszunüchtern. Das ist der Preis der Freiheit. Endlich war Schluß mit dergleichen Ausflüchten, die neue Rolle als Vollmutter füllte sie auf einmal vollständig aus. Christiane war in ihrem Hafen angekommen, den zu verlassen sie wenig Gelegenheit hatte, denn endlich war sie rundum beschäftigt. Ausnahmsweise besuchte sie in jenen Tagen ihre frühere Freundin Paula in der Gegend dort oben, um, wie es sich auf dem Lande gehört, spazieren zu gehen. Wie ein Flaggschiff umgeben von Jollen wallte die neue Matrone im Kreise der ihr zugefallenen Kleinen, schob ihren Kinderwagen durch Hertas Dorf, grüßte jeden Entgegenkommenden freundlich und zeigte, wer sie geworden war. Christiane fühlte sich in ihrer neuen, und doch so alten, dennoch städtisch zeitgemäßen Position den Dörflerinnen überlegen und hielt zu ihnen Abstand. Jedoch wurde auch sie von einer der unter den Frauen damals verbreiteten Leidenschaft ergriffen. Sowohl bei zugezogenen wie bei ansässigen Frauen war es besonders beliebt geworden zu reiten. Auch Christiane kaufte sich in jenem Jahr endlich das Pferd, verschaffte ihm Kost & Unterkunft bei einem der Bauern dort oben und kam nun beinahe wöchentlich hinauf, um in der Gegend auszureiten.

Frauen und ihre Pferde. – Das ist, beinahe so sehr wie Frauen & Schuhe, eines dieser männlichen Zeitgenossen weitestgehend unzugänglichen Kapitel. Dabei sind Schubkarren voll Bücher darüber geschrieben worden, einzelne soll es sogar dem *Frauenverstehrer* vergleichbare *Pferdeflüsterer* geben, denen ganze Herden nachlaufen. Dergleichen Männer sind Ausnahmen, sie sind die wenigen in das Verhältnis zwischen Frau und Pferd Eingeweihten. Ein Außenstehender sollte eigentlich zu dieser Erscheinung schweigen, aber auf Spaziergängen ist es unvermeidlich, Frauen auf Pferden zu

begegnen und ihnen etwas hinterherzudenken. Die ungewöhnliche Faszination, die Mädchen, junge Frauen, sogar gestandene Weiber Pferden entgegenbringen, ist auffällig. Ihre Faszination ist anders geartet, als die Freude eines Mannes, der gerne mit Pferden umgeht. Kaum haben sie den Spaziergänger Reinhard überholt, rufen die beiden jungendlichen Frauen schon im Auto nach ihren Pferden. Kaum ist der Wagen abgestellt, laufen die Weibchen auf die Tiere zu, um sie zu begrüßen: umhalsen ihre Pferde, als ob sie nach langer Trennung unversehens liebe Bekannte wiedersehen würden. Endlich ist ihnen der Rest der Welt wieder gleichgültig. Noch zwei Wegbiegungen weiter hört der Spaziergänger hinter sich die beiden Frauen bei den Pferdeden jauchzen, drängen sie sich in seine Gedanken. Endlich, nachdem die Vorbereitungen erledigt sind, schwingen sie sich auf ihre Tiere, als dürften sie nun ewig reiten. Unvermeidlich ist auf den Feld- & Waldwegen die Begegnung mit geruhsam dahertrottenden Pferden geworden, auf denen Frauen sitzen und laut schwätzen. Selten reitet eine alleine daher, meist sind es zwei oder drei, auch vier oder fünf sind nicht selten. Indem sie sich ausleben, sitzen sie auf klassischen Sätteln oder auf Westernsätteln oder auf dem blanken Pferderücken wie eine Indianerprinzessin; jedoch ist der Frauensattel aus der Mode gekommen. Wieder überholen sie den Spaziergänger, ebenso wie die braune schmiegt sich die schwarze Reithose um kräftige Frauenschenkel, Zöpfe wippen im Einklang mit dem Pferdeschweif. Schließlich sieht der Spaziergänger über den gemächlich runden Hinterteilen der Pferde, deren kleinere Gegenstücke hoppeln. In einem vergangenen Winter, die Felder waren verschneit, galoppierte eine von Horizont zu Horizont einem Traumbild gleich.

Schon die alten Hellenen hatten die seltsame Beziehung zwischen Weib und Pferd bemerkt. Damals erzählten sie sich dazu Geschichten von den Kentauren, von sagenhaften Pferdemennern. Diese wundersamen Mischwesen waren wegen ihres Wissens um die Heilkunde im Lande geachtet. Das zechfreudige Volk jedoch verspottete die Pferdemenner, weil sie keinen Wein vertrugen. Natürlich konnten auch die Pferdemenner den Trunk nicht lassen, aber trunken gerieten sie untereinander in Streit und erschlugen einander gegenseitig. Als der letzte von ihnen – Cheiron – wieder einmal trunken raste, erschlug ihn der Hellenen Held. Die pferdige Konkurrenz waren sie los. – Was zieht das ewig Weibliche zum Pferd? Enttäuschung? Eine die Wirklichkeit übersteigende Sehnsucht? Gewährt das Pferd endlich die im Schatten männlicher Kraft und Schönheit vergeblich ersehnte Geborgenheit? Männlicher als ein Mann jemals sein kann ist das Pferd. Nicht einmal im Traum kann es einer der Kerle mit des Pferdes mächtiger Brust, seinem starken Rücken, den kräftigen Beinen, von dem furchteinflößenden Glied ganz zu schweigen, aufnehmen. Und! Das begeistert jedes Weib: das Pferd ist gezähmt, durch ein kleinwenig Druck läßt es sich führen, es läßt

sich leiten, als könne Sie ewig darauf reiten. – – – Eigentlich ist das Reiten bloß der kleinste Teil der Pferdehaltung, ihr Höhepunkt könnte ein Außenstehender meinen. Denn hauptsächlich reiten die Frauen gar nicht, sondern putzen, pflegen, füttern, striegeln ihre Tiere, sie besorgen, kaufen, verkaufen, tauschen entsprechendes Zubehör, vorher und nachher und währenddem reden sie von ihren Pferden. Irgendwie ist das Pferd einer Frau immer ein ganz besonders toller Kerl. Dabei ist es gleichgültig, ob ein Pferd schön, gelenkig, besonders willig, fügsam oder störrisch oder geschmeidig, hübsch und eigenwillig, verspielt oder stolz oder etwas schäbig ist: auf jeden Fall ist es ein echter Charakter, dabei natürlich außergewöhnlich feinfühlig. Frauen rivalisieren untereinander durch ihre Pferde: wer hat den schönsten, besten, klügsten, schnellsten usw. Mit dem Pferd hat Frau ein Thema. Das moderne Frauenpferd ist kein Arbeitstier mit bestimmten Qualitäten, sondern ein Zweck an sich selbst. Die Entdeckung des Pferdes durch das Weib, war von einer leidenschaftlichen Reiterin zu hören, bezeichne nach dem jahrtausendelangen Mißbrauch, ja der Mißhandlung dieser Kreatur durch den Mann, den Beginn einer neuen Epoche des Glücks, des Friedens, der Eintracht und gelingender Lebensentwürfe.

In jenen Jahren, als landläufig Moral mit Betriebswirtschaft verwechselt, Rationalität und Ökonomie vergötzt und die Leute im Dienst an den letzten Idolen zusehends verhunzt & verhetzt wurden, hätten die in die Gegend geflüchteten Weiber eigentlich in den dort oben ansässigen Käuzen natürliche Verbündete finden müssen. Aber die Gegensätze zwischen ihren neuen Weisen selbständiger Abweichung und kauzig althergebrachten Formen eigenwilligen Widerstands waren kaum zu überbrücken. Natürlich erregten die neuen Weiber Neugierde bei den Käuzen und Krautern dort oben, aber nur selten konnte sich einer genügend verstellen, um bei den Frauen ein bleibender Gast zu werden. Die Weiber erwarteten eine bessere, eine wohlige Zukunft und sahen in den vereinzelt merkwürdigen Gestalten, die sich auf den Hügeln in abgelegenen Hütten irgendwie eingerichtet hatten, überlebte, aussterbende Menschenarten, von denen Frau sich wenig erhoffte. In seiner Eigenschaft als Tagelöhner fand Reinhard jedoch Einblick in einen der Weiberhaushalte, die ihm ansonsten verschlossen blieben, da die Weiber an seinen eigentlichen Eigenschaften nicht interessiert waren. Immerhin war er wirklich belesen, was jedoch dem Bedürfnis nach einem klaren und deutlichen und bestimmten Weltbild nebst Einkommen nicht dienlich ist.

Dort erwarte ihn ein Weiberhaushalt, war ihm gesagt worden. Weil er nicht ungebührlich neugierig erscheinen wollte, was er aus natürlichen Gründen war, behielt er seinen Vorwitz für sich. Ein Weiberhaushalt, so spekulierte Reinhard, könnte eine fidele Lesben-WG sein. Oder mehrere Frauen von 40 plus hatten sich nach einer Serie mißratener Beziehungen auf eigene

Rechnung den Traum vom Eigenheim erfüllt, saßen nun im Grünen, versuchten in ihrer Weiberkiste die mit ihren Kerlen mißlungene Harmonie zu spielen, schimpften abendlang über die abwesenden Männer, versicherten einander, wie gut, ja besser es auch ohne gehe und belauerten einander eifersüchtig. Ihn könnte auch der vielversprechende Haushalt einer 40er Mutter mit ihrer 20jährigen Tochter erwarten, weiblicher Sexus könnte begleitet vom Hauch des jugendlichen Eros erscheinen. Solch entzückende Konstellation hielt er aber, um sein diesbezügliches Geschick wissend, für äußerst unwahrscheinlich.

Zum Haushalt gehörten eine 65jährige Mutter und eine Tochter in ihren 40ern. Letztere war Heilpraktikerin, wie das Messingschild an der Straße auswies. Selbstverständlich war die Tochter, die seine Auftraggeberin hätte werden sollen, noch nicht zu Hause; in jener Zeit gehörte Zeitnot zum guten Ton, manfrau erschien vielbeschäftigt und abgearbeitet. Die Mutter, schlank und mittelgroß, vermutlich ehemals dunkles, nun vermutlich graues, jedenfalls flammend rot gefärbtes Haar, blickte ihn aus großen dunklen Augen an und empfing ihn neugierig freundlich. Sie führte ihn zur Garage, zeigte ihm die fingerdicken Risse in den Wänden des Hauses. Wegen dieser Schäden war er dorthin bestellt worden. Er sollte sie flicken. Natürlich gemäß den Anweisungen einer Architektin, die an diesem Mittag auch hinzukommen sollte. Nach einer Weile wußte die Mutter mit ihm nichts mehr anzufangen, setzte ihn mit Mineralwasser & Apfelsaft auf die Terrasse, bot ihm zum Zeitvertreib die Tageszeitung an. Aber er wollte ohne zu lesen in der Sonne sitzen, dies konnte er, im Gegensatz zu den meisten seiner Zeitgenossen, besonders gut. Ein zottiger Hund umschmeichelte ihn. Im Garten werkelte Richard, ein massiger Rentner, der von der Mutter, wie auch später von der Tochter, wenig Beachtung erhielt und offenbar als hilfreicher Geist des Hauses wie ein notwendiges Übel hingenommen wurde.

Ein Wagen knirschte, mit ihm kam die überraschend stämmige Tochter Renate: flammend rot gefärbte Haare. Sie wirkte etwas abgehetzt, fahrig, grüßte freundlich, wuselte zwischen der Terrasse und ihrem Wohnbereich – separater Eingang – hin & her. Zwei Kater schlichen aus ihrem Zimmer ans Tageslicht, räkelten sich in der Sonne. Der kleinere rotbraune sei heilsam. Wodurch? „Durch seine Anwesenheit, seine Ausstrahlung.“ Klar. Der Schwarze machte sich an den Hund heran, legte sich auf den Rücken und ließ sich den Bauch lecken. „Immer dieser Hund!“, sagte Renate, „bin schon ganz eifersüchtig.“ Renate fand keine Ruhe, versprach Tee, am liebsten Bier, kicherte sie, winkte aber ab, brachte Schokolade, dann Kaffee. Schnell wurde das altbackene Sie durch das bequeme Du ersetzt. „Oder willst du lieber schwarzen Tee?“ Das war sein Lieblingsgetränk. Mit zusammengekniffenen Augen musterte sie ihn, als hätte er Verdacht erregt. Auch ihre Kleidung veränderte sich beim Hin & Her: zunächst wechselte sie die modischen Turn-

schuhe gegen Barfuß, dann erschien sie in einer luftigen Bluse, deren waltender Stoff mitsamt ihrer üppigen Brüste auch andere Rundung verbarg. Zwischen den Gängen blieb sie einmal stehen, kniff die Augen zusammen und sagte: „Tschuldigung, aber ich bin noch nicht da.“ Die langsame Seele, verstand er, da sie mit dem Auto nicht mithalten kann, kommt etwas später.

Wieder fuhr ein Wagen vor. Zweifellos war das die versprochene Architektin. Langes seidigblondes Haar, stapfender Gang in Blau unter Grün; das mächtig runde Gesäß in der engen Hose viel ihm sogleich auf. Auf massigen Schenkeln zockelte sie zur Terrasse hinauf. Unter dem anliegenden Sweathirt wölbte sich ihr Bauch, im Verhältnis zu ihrer Figur unauffällige Brüste. Aber ihr offener Gesichtsausdruck mit den eindringlich blickenden grauen Augen ließ die Mängel ihrer Proportionen vergessen. Blickte sie einen an, war sie eine erotische Frau. Nach flüchtiger Begrüßung begannen die Frauen sogleich über ihr Thema zu sprechen: Familienaufstellungen. Dieses Gesellschaftsspiel verbreitete sich damals epidemisch unter den Frauen zwischen 30 und 50. Mit freundlicher Anteilnahme hörte er als Tagelöhner zu, ohne zu erkennen zu geben, daß er ähnliche Reden öfters hörte. Plötzlich sagte Renate zu Mila, der Architektin, „Hast du den Mann mitgebracht? Der steht schon einige Zeit vor dem Fenster.“ Reflexhaft reckte Reinhard seinen Hals, schaute an der Architektin vorbei und sah Nichts. Sofort nahm er wieder seine gewöhnliche Haltung an und tat, als wäre nichts gewesen; so ähnlich hatte er es erwartet. „Nein, ich habe niemanden mitgebracht“, Mila kniff ihre grauen Augen zusammen, sah gleichsam in sich hinein, schüttelte energisch den Kopf, „nein, ich habe bestimmt niemanden mitgebracht. Wie sieht er denn aus?“ Es sei ein dunkelhaariger, bärtiger Mann Mitte 30. Mit einem abschätzenden Blick zu ihm, dem vermeintlichen Fassadenflicker, sagte Renate, „es kann nur einer von dir oder mir sein.“

Kichernd unterbrachen die beiden Frauen das Gerede über ihr Thema. „Wir waren wieder abgehoben“, entschuldigte sich Renate lächelnd. Die Risse in den Wänden des Hauses, der Garage und in Renates Zimmer mußten begutachtet werden. Der vordere Teil des Hanges, auf dem das Haus gebaut worden war, bestand aus Bauschutt, der im vergangenen Jahrzehnt langsam absackend die Front mitgezogen hatte, weshalb zum Teil beachtliche Risse in den Wänden entstanden waren. Mit der Architektin war beim inspizieren der Risse gut Fachsimpeln. Gern sah Reinhard in ihre milde fesselnden Augen, verkniff sich manchmal sogar einen Blick auf die beiden ungeheuren Rundungen ihres Hinterns nicht. Schnell einigten sie sich über die notwendigen Flickarbeiten, denn aus Kostengründen sollte es nicht perfekt werden. Mila und er gingen davon aus, daß der Hang vorerst nicht weiter rutschen würde. Ganz sicher konnte man sich aber nicht sein. Alles war eben in Bewegung, nichts war fest oder sicher. Dieser Gedanke, so sehr er auf der Hand liege, sei Renate bisher fremd und beängstige sie, aber sie ver-

sprach, seine Bedeutung zu lernen. Jedenfalls sollten die Risse verschmiert und die Mauersteine mit Eisenstangen wieder verbunden werden, um dem Ganzen vorerst Halt zu geben. Durch die Risse zog bereits der Gestank von Lösungsmitteln, mit denen Richard in der Garage werkelt, und verbreitete sich in der ganzen Wohnung. In Renates Zimmer waren hinter der orangen Rauhfaser tapete nur kleine Risse, aber der Fußboden war bereits gebrochen, er knickte mit der Betonplatte des Balkons nach vorne weg. Daran konnte der Tagelöhner nichts machen, aber er konnte sich umsehen. Renate war dürftig eingerichtet: Bett aus Matratzen mit rötlich bunten Überzügen für den Tag, schmaler Schreibtisch, an den Wänden zwei Reihen Regale mit Büchern, auf einem dicken, blauen, vorstehenden Buchrücken stand in fettem Schwarz: „MÄNNER“. Ein paar Bilder klebten an der Wand, auf zwei Fotos war sie zu sehen, einige Jahre jünger und bestens in Schuß als Bauchtänzerin vor Publikum mit Titten und Hüften wackelnd. Er tat, als bemerke er es nicht. Die beiden Frauen konnten sich nicht einig werden, ob Renates Wohnung nun ziemlich klein oder groß sei. Beim Hinausgehen erzählte Renate: als sie mit der Pyramide gearbeitet habe, selbstverständlich nicht in ihrem Zimmer, der Strahlungen wegen, sondern unten, sei der Raum kleiner und größer geworden. Wenn nicht der Hang aus Bauschutt gewesen wäre, dachte sich unser Fassadenflicker, wäre nun geklärt, woher die Risse in den Wänden kommen. Selbstverständlich verschwieg er seine Theorie.

Beim abschließenden Gespräch auf der Terrasse, man trank Wasser, knabberte Gebäck, verfielen die beiden Frauen sogleich wieder in ihr Thema. Mila erzählte von einem kuriosen Autounfall, der seinen Grund in der betreffenden Familienkonstellationen haben mußte: „Die junge Schwester war es“, rief Renate, kniff die Augen zusammen, „ich sehe sie vor mir, etwa 20 Jahre alt.“ „Du meinst die Schwester, als sie etwa 20 war“, vergewisserte sich Mila und notierte den Befund auf den Zettel neben den Bauanweisungen. Die Frauen kicherten, „wir waren wieder ganz wo anders.“ Man plauderte über die Neubauten gegenüber, in deren jedem bloß eine kleine Familie einzog, obwohl jeweils zwei bequem Platz gefunden hätten; früher. Renate freute sich nicht auf die neuen Leute gleich gegenüber, ließ sich aber von Mila überzeugen, daß sie sich wohlgesinnt auf die neuen Nachbarn einstimmen müsse, wolle sie nicht von Anfang an alles verderben. Schließlich kamen die Frauen doch wieder auf ihn zu sprechen und man klärte den Preis und das Vorgehen. Die Architektin wolle die Materialien noch genau bestimmen und sich ein schönes Mischungsverhältnis für den Zement überlegen. Das freue ihn, erklärte er, denn Mischungsverhältnisse konnte er sich nicht merken. Mit ihrem Sternblick fragte Mila nach seiner Telefonnummer und notierte sich auch seinen vollständigen Namen. Öffnete sich nun ein Weg zu einem kuriosen Zweiertreffen? Obwohl auch er in die Jahre gekommen war, war er

im Gegensatz zu vielen seiner Jahrgangsgenossen ein vorerst gut erhaltener Mann, der es bloß in dem, was man gemeinhin das Leben nennt, zu nichts gebracht hatte. In vieler Hinsicht war er unverbraucht. Da eiserne Stangen in die Mauersteine eingefügt werden sollten, fragte er, ob Mila eine Schlitzmaschine habe, die an Stelle des Meißels die Arbeit sehr erleichtern würde. Sie hätte dergleichen nicht, erwiderte die Architektin, aber man könne solche Maschinen im Baumarkt mieten. „Ah“, fiel es ihm wieder ein, „ich sehe es vor mir.“ „Nicht wahr“, glitzerten ihm Milas Augen an & sie säuselte, „du siehst es richtig vor dir.“

Und die beiden Frauen begannen wieder, seiner nicht achtend, eifrig gedrängt von Familienkonstellationen zu redeten, von Beziehungen & ihren Krisen, von Unfällen, Ausstrahlungen und Ahnen. „Man muß lernen, sich zu bedanken und Abschied zu nehmen.“ Er kannte dergleichen Rezepte, oft hatte er dergleichen Beschwichtigungen auf Kalenderblättern oder Postkarten gelesen. Eine Kanne mit Früchtetee, vermutlich zog er schon seit einer geschlagenen Stunde, stand auf dem Tisch, aber Niemand machte Anstalten, ihm daraus einzuschenken. Da dies fürderhin nicht zu erwarten war und die Flickarbeiten betreffend alles gesagt worden war, entschied er sich, um nicht aufdringlich zu erscheinen, nun unaufgefordert zu gehen. Er wurde freundlich verabschiedet. Sich nach einigen Schritten umblickend, sah Reinhard die Frauen in ihrem Gespräch versunken. Vorerst hatte er genug gesehen & gehört. Er war gespannt auf die Fortsetzung dieser Begegnung. Hoffentlich, überlegte er heiter auf seinem Heimweg, kann die Geisterseherin nicht besonders gut Gedanken lesen. Jedenfalls war es jetzt schon, obwohl gerade erst Mittag vorüber war, ein gelungener Tag gewesen, der jedoch in jeder Hinsicht folgenlos blieb.



Der Geist

Wie es sich für einen bodenständigen Menschen gehört, war Herta ganz & gar auf ihrem Hof beheimatet. Ihr Haus war einmalig. Verlebt wie es war und vollgepfropft mit den Hinterlassenschaften aus zig Dezennien, war im Haus an allen Ecken & Enden das Nagen des Zahns der Zeit sichtbar. Drinnen roch es etwas streng, feucht und muffig wie nach Hund oder nach gebratenen Zwiebeln mit Speck oder Erbsensuppe oder Ofenqualm oder Weihrauch oder Blumen oder Werweißwas. Ihr Haus war kein Ort für empfindliche Nasen, deren Besitzer sich darin ungern irgendwohin setzten; überwanden zartbesaitete Besucher ihre Berührungssängste dann doch aus Höflichkeit und plazierten einen halben Hintern vorsichtig auf einer knarrenden Sofaecke oder auf dem haarig fleckigen Filslappen auf dem Großvaterstuhl, schwand nach einer Weile ihr Befremden. – All die Räume in Hertas Haus waren überladen mit Möbeln, Hausrat, Erinnerungsstücken, Kleidern, Decken, jedweder Kram fand einen Platz. Das obere Geschoß, in dem die Schlafräume von Herta und ihrem Sohn Franz verborgen waren, war jedoch ein für Besucher verbotener Bereich. Das Verbot, denn Herta fand nichts Anstößiges an ihrer Lebensweise, hatte der erwachsene Franz erlassen, und er überwachte es streng, denn er schämte sich seiner Mutter und ihrer Habe. Das sogenannte Wohnzimmer hingegen war begehbar, soweit zwischen den mächtigen Polstermöbeln, die irgendein Verwandter dort abgeladen haben mochte, zu gehen möglich war. Hatte man in dieser muffig gepolsterten Höhle seine Berührungssängste überwunden oder vergessen und roch das Ungewöhnliche nicht mehr, wurde es darin behaglich: Sorgen, etwas in Unordnung zu bringen oder zu verschmutzen, waren unnötig. Überhaupt war Hertas Haus ein Ort jenseits gewöhnlicher Sorge. Nur an wenigen schmalen Stellen sah man im sogenannten Wohnzimmer zwischen den dunklen Schränken, hinter deren trüben Glasscheiben inmitten von Kram und vertrockneten Blumen Bücher warteten, sah man zwischen ergrauten Bildern verblichener Ahnen die vergilbten Wände, an deren einer das schwer zugängliche aber immer noch eifrig bespielte Klavier stand. In die Ecke neben der Tür war der helle Schreibtischschrank – der sogenannte „Sekretär“ – geklemmt worden, den Franz als Gesellenstück gefertigt hatte. Auch dieser verhältnismäßig rechteckig neumodische Gegenstand paßte sich bald den allgemeinen Lebensumständen um ihn herum an: er vergilbte überhäuft von allerhand Papieren, Rechnungen, Broschüren, Heften, Büchern, Fotos, Dokumenten, Schreibgerät nebst Krims & Krams. Gewiß: Unordnung ist nicht besonders hilfreich, wenn man sich selbst verwalten will, aber ebenso-

wenig wie sonstwo in Hertas Haus gingen im Schreibtischschrank die Dinge verloren, zu Überraschung und Freude wurden sie nach Jahren wiederentdeckt. Trotz oder wegen ihrer mannigfaltigen Geheimnisse stand, wie seit jeher in der dortigen Gegend üblich, die sogenannte „gute Stube“ nicht andauernd offen für Besucher.

Das eigentliche Herzstück des Hauses war die Küche. Dort wurde mit und ohne Besuch generationenlang alltäglich gelebt. Das Küchenleben spielte sich im Trüben ab und konnte einen kränklichen Charakter, dessen Eigentümlichkeit schwächlich oder unterentwickelt ist, melancholisch stimmen, wenn an gleißend blauen Augusttagen die durch ein Nordfenster einfallende Helligkeit von den dunklen Wänden so sehr verschluckt wurde, daß die mittägliche Dämmerung mit elektrischem Licht übertüncht werden mußte. Obwohl die Küche immer künstlich erhellt war, bemerkte man die sich auflösenden Tapeten mit ihren vergrauten Mustern von vor dem Krieg kaum. Auf den spärlichen Flächen zwischen den Schränken waren die Wände mit Postkarten, Kinderzeichnungen oder farbigen Glückwünschen zu ungezählten Geburtstagen vergangener Jahrzehnte oder mit Fotos alternder oder verbliebener Sippschaft nebst gilbenden Heiligenbildern sowie einem bleichenden Illustriertenbild des gerade amtierenden Papstes, unweit des gerahmten Fotos seines Vorvorgängers, gespickt und vom Küchendunst aller Tage imprägniert. Der Niederschlag von Jahrzehnten hatte sich in die Wände gegraben, hielt sie zusammen und verlieh ihnen ein Gesicht. In ihrer ureigenen Küche werkelte die alte Herta selten allein. Obwohl die Hintertür (die eigentliche Haustüre war unpassierbar) noch aus zwei Hälften bestand, damit durch die obere Hälfte gelegentlich frische Luft mit Licht eingelassen werden konnten, während die untere Hälfte geschlossen blieb, um kleines Getier draußen zu halten, trieben sich oft Hühner in der Küche herum. Herta nahm sie herein, wenn sie anscheinend krank waren; die gewitzten Hühner kannten sich mit Herta aus: sie stellten sich krank, um sich die begehrten Plätze beim Ofen zu erschleichen. Die beiden Gänse jedoch durften nur bei Frost in die Küche, oder wenn er drohte. Die beiden Heidschnucken, die das Gras auf der Wiese hinter der Scheune unauffällig und geräuschlos kurz hielten, wobei sie anscheinend das ewige Leben gepachtet hatten, kamen nie in die Küche, denn sie hatten eine eigene Stallecke in der Scheune. Jedoch die beiden Hunde lagen früher oft hinter dem langen Küchentisch auf dem Sofa, wenn sie sich nicht lieber beim Ofen herumtrieben; später war es nur noch einer, im letzten Jahrzehnt – denn Alter kann lange währen – war auch der verschwunden. Aber bis zu Letzt lebten dort im Warmen zwei Katzen, schliefen zusammengerollt auf dem Sofa oder auf einem der Stühle oder trippelten umher, um in der Küche Essensreste zu erschnuppern, schleckten in ihren Näpfen, schlichen über den Tisch und schnurrten Herta um die Beine oder dösten auf ihrem Schoß, wenn sie über den Tisch gebeugt ließ. Selbst-

verständlich war nur ein Ende des Küchentisches, was also sein Kopfende genannt werden mußte, freigeräumt, um essen, lesen oder schreiben zu können. Das lange Endstück hingegen war vollgestellt mit Schächtelchen, Päckchen, Medikamenten, Flaschen, Gläsern, Vasen, Brillen, Papieren, Ausgaben der Kirchenzeitung, zerlesenen Büchern, Kleinkram & Krimskrams. Und selbstverständlich hing allzeit von der Decke mittig über dem Tisch herab der gelbklebrige Fliegenfänger, betupft mit einigen ihrer schwarzen Leichen. Das abgewetzt entfärbte Sofa hinter dem Tisch war durchgesessen, besonders an Franz' Sitzplatz versank man regelrecht; so war es ihm an seinem Platz unmöglich gewesen zu wachsen. Neben seiner Mutter, die an der Kopfseite des Tisches aufrecht auf einem Stuhl zu sitzen pflegte, blieb unser Franz allzeit das kleine Fränzchen.

In Hertas Küche herrschte reges Leben, dem nur junge Leute gewachsen sind, deren Lebensfreude Unordnung noch nicht bekümmert. Gerne ergriff der eine oder andere jugendliche Menschen aus der Gegend dort oben, wenn er auf der Heimkehr von einem seiner abendlichen Ausflüge, die damals oft fruchtlos ins Leere führten, bei Herta noch Licht sah, die Gelegenheit, um doch noch im Warmen einzukehren. Und bei Herta leuchtete Licht meist bis in die Morgenstunden. Noch gegen Mitternacht erschienen Gäste wie selbstverständlich; mitunter stand dann Herta am Waffeleisen und freute sich, wie auf Bestellung ihr Gebäck verteilen zu können. Zur Unzeit war in Hertas Küche alles in Ordnung. Weder das Radio plärrte einem dazwischen noch flimmerte die Television einem was vor. Und selbstverständlich spielte Zeit keine Rolle. Und wo erst zwei oder drei versammelt sind, werden wie Motten vom Licht weitere Menschenkinder angelockt, sie laufen wie von selbst hinzu. Sogar in tiefer Nacht blieb der Eintritt des Unwahrscheinlichen möglich. Allzeit blieb möglich, daß ein unwahrscheinlicher Gast an der Doppeltür klopft oder die über ihr hängende Glocke schollernd das Zeichen gibt, es sei ein Unvorhergesehener in den Flur getreten: plötzlich steht inmitten der Küche eine dieser jungen Frauen: bildhübsch, wie man sagt, zunächst verlegen doch bald lächelnd. Unweigerlich wird es lustig & redefroh. Ein fröhliches Leben stand uns bevor. Es gab Nächte, in denen summt Hertas Küche von Geschwätz, alle Stühle und das Sofa waren der Länge nach von gackernd lachendem Volk besetzt. Jugend sei Trunkenheit ohne Wein, schwärmte einer der alten Trunkenbolde. In solch Küchennächten konnte man meinen, der damals noch jugendliche Hertasohn böte seinen Altersgenossen bloß den Vorwand für unzeitige Besuche, eigentlich aber gälte ihr Kommen der alten Frau. – In ihrem langen Leben hatte Herta vielerlei merkwürdige Dinge gelesen, also kam sie mit jedem von uns ins Gespräch. Sobald es sich wer bequem gemacht hatte, hatte sie etwas zu fragen: „Hör mal: wat hältst de denn davon?“ Oder: „Has de auch jehört, dat ...?“ Oder (lachend): „Bis doll, dat kann doch nit sinn! De Minsche sinn so dumm,

(kopfschüttelnd) die jlauben och alles.“ Oder: „Du bis doch jescheit. Sag mir mal wat über...“ Oder: „Jlaubs'te auch, dat de Zeiten widder schlimm werden?“ Oder (lächelnd): „Dat muß doch 'n armer Minsch sein, dä an jar nichts jlaubt.“ Einmal angestoßen gab ein Wort das nächste, von da & dort mischten sich Gedanken ein und gelegentlich entsponnen sich vertrackte Gespräche, in deren Verlauf Herta die eine oder andere ihrer Geschichten von früher oder von ganz früher erzählte, die wieder in einer allgemeinen Erörterung mündete, die nicht selten die Alte zu der Frage veranlaßte: „Et wird doch nich widder Kriech jeben?“ Hatte Herta einen von uns Burschen im Verlauf einiger Gesprächsrunden zu mögen begonnen, fragte sie ihn bei seinem Erscheinen in der Küche regelmäßig: „Und wann wirst du denn heiraten?“ Nach einigen Jahren bekam man zu hören: „Willst du immer noch nich heiraten?“ Die leidige Frage richtete sich vorbei an den unverbesserlich alternenden Burschen, die aus Hertas Sicht allzeit junge Kerle blieben, vornehmlich an ihren Sohn, der dergleichen nicht hören mochte. – Aus manch einem der jungen Burschen in Hertas Küche waren in unseren Tagen alte Käuze oder Krauter geworden, die gelegentlich mit Ihresgleichen, seien es heimische Eigenbrödler oder zugezogne Hagestolze oder durchwandernde Sonderlinge, auf der Straße schwätzten. Denn gastfreie Küchen wie die der alten Herta gerieten mit der Zeit aus der Mode. Überhaupt, die meisten Frauen waren gar nicht mehr zuhause anzutreffen. Für Menschen dies- oder jenseits der Brauchbarkeit waren die Zeiten schwer geworden.

Während die sogenannt normalen Menschen beiderlei Geschlechts ihrer Erwerbstätigkeit nachgingen, sorgten sich die Käuze & Krauter um Anderes. Ursprünglich haben sich alle Menschen um Anderes gesorgt. Gewiß, diejenigen, die sich um die Entfaltung ihres Menschentums und den in ihnen werdenden Geist mühten, waren im Verlauf der Zeit zusehends weniger geworden, bis von ihnen in den Tagen und Jahren unserer Erzählung immerhin noch vereinzelt Krauter & Käuze übriggeblieben waren. Aber zwischen den solchermaßen vernünftigen Geistern und den vielzuvielen bloß verständigen Leuten hatte sich eine kaum zu überbrückende Kluft aufgetan. In den damaligen durchzivilisierten Gesellschaften konnte man sich kaum noch vorstellen, wie zahlreich eigen *willige* und selbst *herrliche* Menschen kaum hundert oder hundertfünfzig Jahre vorher gewesen sein mochten. Kleine Adelige, selbstgewisse Gutsbesitzer oder Rentiers, auch manch selbstsichere Großbauer oder Handwerksmeister, die eine oder andere verwirrte Witwe sowohl wie ein verschrobner Häusler, fahrende Gesellen oder der vogelfreie Gaukler am Arm des Bettelstudenten waren in ihren Winkeln Herren ihrer selbst gewesen und führten sich auch so auf: sie hatten ihre unerschütterliche Eigentümlichkeit. An allen Enden muß einst eine leibhaftige Verschrobenheit gehockt haben, jederzeit muß eine Unmöglichkeit um die Ecken gebogen

sein. Um die anarchischen Leidenschaften ungezügelter Selbstherrlichkeiten, die, da der Glaube an Bindungen schwand, das Gleichmaß der neuen Zeitordnung von Anbeginn zerrüttet hätten, zu dämpfen, begannen am Beginn unserer neuen, der Produktivität verpflichteten Ordnung Moralwegweiser den Leuten Selbstbindung & Dienst & Resignation & Erwerbsarbeit als den Umständen eines besseren Lebens angemessene Verhaltensweisen einzureden. Mit der Zeit waren damals, als die Weiber begannen, aus den Städten auszubrechen und in die Gegend vorzudringen, fast alle Leute in Diensten gebunden und hatten an Pflichten gefesselt hatten der Freiheit entsagt. In ihren verplanten & durchstrukturierten, überfüllten & entmenschten Räumen wäre wahrscheinlich nicht einmal genügend Platz gewesen, um einigen wenigen wahrhaft eigenwilligen Menschenwesen genügend Auslauf zu gewähren. Während mit größt möglichem, mit geradezu weltumspannendem Aufwand an der Vervollkommnung der Bequemlichkeiten und der Verlängerung der geistlos nackten Existenz rastlos gearbeitet wurde, kamen die dem Common Sense durch ihr Erscheinungsbild *und* ihr Verhalten in aller Öffentlichkeit selbstbewußt *und* materielle unbesorgt widersprechenden Gestalten aus der Mode. Jedoch in der Gegend dort oben, von der wir erzählen, hatte der alte Geist sich in einige merkwürdige Gestalten zurückgezogen, des Geistes Käuze und Krauter sah man dort noch unbehelligt und also unbeschwert auf der Straße. In der Abgelegenheit der Dörfer dort oben waren eigenartige Menschen immer noch möglich gewesen.

Die Käuze oder Krauter in der Gegend dort oben waren übriggebliebene. Zwar blieb die Gemeinschaft der Käuze für beinahe Jedermann offen, doch wollten immer weniger Leute sich zu ihrer Gemeinschaft bekennen. Kraute & Käuze lebten im Widerspruch zur damals allgemein gewollten & allgegenwärtigen Arbeitsgesellschaft. An den Rändern der gewaltigen Werkstättenlandschaften, die alle Lande bis an die Küste wie Schimmelpilze überzogen, in denen weltlichen Erfolg zu haben nahezu zwangsläufig bedeutete, sich selbst, somit sein ureigenes Kauztum zu verfehlen, an eben diesen Rändern der verfehlten, der damals maßgeblichen Welt verharreten vereinzelte Geister dem allgemeinen Meinen zum Trotz eigensinnig in ihrer kümmerlichen Existenz. Wer damals, warum auch immer, ein irgendwie noch immer eigenwilliges oder doch eigentümliches Selbst war, paßte nicht ins Getriebe der Werkstatthallen oder Bürohochhäuser. So ein uneingepaßter Kauz blieb unversorgt, so Einer mußte selber sehen, wo er bleibt & wie er auf eigene Hand außerhalb der damals als geordnet geltenden Bahnen zurecht kommt. Gewissermaßen lebte inmitten der Zivilisation jeder der Käuze in freier Wildbahn. Sein Selbstsein konnte natürlich lebensbedrohlich werden; nur ritterliche Herzen wagen den Gang ins Ungeordnete. Aber zu den Gefahren & Freuden des Kauztums entscheidet man sich nicht: man ist wer oder eben nicht. – Von Kindheit an, vielleicht konnte deshalb aus Reinhard nichts

Brauchbares werden, empfand er die in einem geschlossenen Raum verbrachten Stunden als verlorene Zeit. Im Kindergarten, später in Schulzimmern beschlich ihn unweigerlich das quälende Gefühl, Wichtiges zu versäumen. Der Knabe konnte sich der Empfindung nicht erwehren: draußen verginge das eigentliche Leben, hinter der Türe beginne die eigentliche Wirklichkeit: Jenseits der Fenster scheint die Sonne, wachsen die Blumen, lärmen die Vögel des Himmels, sogar Getier oder fremde Menschen könnten einem dort draußen begegnen. Zwar dringt vom Atem des großen Wechsels der Jahreszeiten auch einiges in die Räume, aber in ihnen entgeht einem der Vergänglichkeit zitternder Augenblick. Abgetrennt von der sich dort draußen unaufhörlich wandelnden Wirklichkeit vergehen zahllose Augenblicke eines Tages, deren jeder doch unwiederbringlich da ist, unbeachtet. Ungehört geht das Säuseln der Winde, das Rauschen der Blätter verloren. Abgesondert in den Räumen entgehen einem Hitze & Kälte, das zittern des Grases im Windhauch, die sich laufend verändernden Düfte und glitzernden Farben im wechselnden Licht. Da draußen, so empfand träumend der Knabe, ereigne sich Einzigartiges: dort vergehe die köstliche Zeit. Wurde man endlich entlassen und durfte hinaus, war das Meiste schon vorbei. Die Trauer um die in den Räumen versäumte Zeit brannte eine bleibende Wunde in sein kindliches Gemüt. Der Eindruck, vom eigentlichen Leben in den geordneten Räumen bloß einen Abglanz zu erhaschen, erweckte in ihm eine bleibende Sehnsucht, die ihn hinauszog, so daß er bereits als Knabe begann, in die andere, die entgegengesetzte Richtung zu gehen. Während seine Schulkameraden in ihren freien Stunden miteinander auf den Straßen des Städtchens ihr Vergnügen fanden, ging Reinhard hinaus auf die Felder & Weiden in Richtung Wald. Was er damals noch nicht wußte oder gar beabsichtigte (denn eigentlich suchte der Jüngling auf seinen Abwegen abenteuerliche Begegnungen): auf Waldgängen bleibt man allein. Jeder Spaziergang ist auch eine Flucht vor gesellschaftlichen Zumutungen.

Beinahe alle Menschen, abgesehen von den vereinzelt da oder dort versteckten Käuzen, meinten damals Besseres und Wichtigeres zu tun zu haben als spazierenzugehen. Jedoch gibt es, das hatte man vollkommen vergessen, wichtige Dinge nicht, wie es Tische, Stühle, Bänke, Autos, Flugzeuge, Atomkraftwerke, Aktien gibt; nur unwichtige Dinge gibt es so. Wichtige Dinge sind nicht realistisch, sie sind wirklich. Sie wirken auf den Geist oder das Herz, das Gemüt oder die Seele, den Willen, das Wohlgefühl oder den Mut des Menschen wie ein Gedicht oder ein Kuß. Der also wirkende Geist in seinen vielfältigen Erscheinungsformen war in jener Zeit aus der Mode gekommen wie ein verschlissenes Narrenkostüm. Es war dahin gekommen, daß man Geist mit Geistern verwechselte, mit abgetanen, nebulösen Spukgestalten einer verblichenen Vorzeit, die anscheinend niemanden mehr berühren können. Der Glaube war herrschend geworden, wonach es nur

noch gebe, was in Zahlen oder Bildern begriffen und als irgendwie brauchbar oder zweckmäßig angesehen werden könne. Unbrauchbares überstieg die Vorstellungskraft der damals gewöhnlichen Menschen. Unbrauchbares durfte es gemäß gebündeltem Meinen eigentlich gar nicht mehr geben. Eigentlich hätte es Reinhard gar nicht geben dürfen. Da von den damaligen Zeitgenossen das unbegreifliche Ereignis der Welt grundsätzlich verkannt worden war, wurde das Hiersein im Namen rationalisierter Realitäten so lange verzweckt & verstümmelt, bis die vereinheitlichten Leute sich tatsächlich damit zufrieden gaben, einen Posten im Getriebe der Zeit zu haben. Machte sich der in den Gemütern der guten Leute unterdrückte Geist gelegentlich dennoch einmal geltend, schämte man sich seiner in den Städten unten am Fluß sowie in den von Werkstätigkeit geprägten weiten Ebenen zum Meer hinab, man verbarg oder betäubte sein innerliches Rumoren vor sich und anderen, riß sich zusammen und nahm, wie sie es nannten, *Vernunft* an. Doch meinten sie damit bloß eine eingeschränkte Art von Verstand. Hartnäckige Fälle von Begeisterung, die das in ihnen rumorende Unbehagen nicht zu zügeln vermochten, begaben sich von selbst, so groß war der Leidensdruck für Begeisterte, in Behandlung oder wohnten freiwillig, um ihren Nebenmenschen & Mitleuten keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, vielleicht sogar in der Hoffnung, dort Linderung zu finden, für eine Weile in Heilanstalten. Gelegentlich zogen sich Ergriffene, wie die hexenden Weiber, in abgelegene Gegenden zurück. Noch waren die Abgelegenen nicht vollkommen verplant und erfaßt, noch konnten in manchen Winkeln eigensinnige Geister ihrem eigenen Sinn nachgehen. In unserer Gegend erschien der Geist in Gestalt einiger Käuze oder Kräuter und verschiedener schräger Vögel, die hier oben ihre Bleibe gefunden hatten und unbehelligt herumliefen. In einer der modernen Städte wäre die Eine oder Andere unserer kauzigen Gestalten zweifellos als verrückt aufgefallen und, bevor sie verhungert oder anderweitig zur Last gefallen wäre, weggesperrt worden. Aber auf den Hügeln hier oben war man den Anblick verschrobener Gestalten noch gewohnt und nahm wenig Anstoß an ihnen.

Einige merkwürdige Gestalten trafen sich in jenem besonderen Sommer, wenn schon nicht regelmäßig so doch gelegentlich, auf der Straße des Dorfes auf dem gegenüber Roberts Scheune gelegenen Hügel. Genau: je nach dem wie es sich gab begegneten sie einander im Vorübergehen in Hertas Dorf, und zwar in etwa dort, wo zwischen Reinhard's Hütte und Christians Haus ein Feldweg auf die geteerte Dorfstraße trifft. Diese halbherzige Kreuzung bot den der Rede Bedürftigen eine Art Platz, um sich wie vormals auf der Agora zu besprechen. Neuerdings, lange waren sie achtlos an dem Gelegenheit bietenden Platz vorübergegangen, fanden sie dort einen ersten Ansprechpartner und also einen Haltepunkt auf ihren Wegen. Und wo auch immer zwei mit-

einander ins Gespräch gekommen sind, fliegen weitere hinzu wie die Motten zum Licht. Da Dr. Christian mitsamt Weib & Tim andere Teile der Welt erforsche, um sie hernach beruflich zu verzeichnen, war Charly vorübergehend in des Promovierten Haus eingezogen, um es vor dem Leerstehen zu bewahren. Nun saß er, wenn es nicht regnete, gerne vor der Türe an der Straße als wartete er auf Nichts. Charlys Ansitz bot den Vorübergehenden um so mehr eine Gelegenheit zum Verweilen, da er, der selber wenig sprach, allzeit freundlich verständig blickend zuhörte. Pater Michael etwa führten seine ausgedehnten Nachmittagsspaziergänge immer öfter durch das Dorf. Nun wußte er warum. Aus der entgegengesetzten Richtung kam alle paar Tage auch Micha auf seiner Schnorrtour vorbei. Und Reinhard, der lieber hinter dem Haus saß, lockte es nach vorne, wenn er auf der Straße das Gespräch der Käuze hörte. Der alte Konradin, den alle Conny nannten, jedoch, den mittlerweile das Durcheinander krautigen Geredes verwirrte, kam aus seinem Garten nicht hervor; aber die auf der Straße hörten ihn im Schatten seiner Hecken & Büsche werkeln & lauschen; manchmal warf er ihnen einen Scherz über den Zaun. Robert, der statt in seinem Kabuff seine Zeit zu vertun, bei schönem Wetter auch hätte spazieren gehen & vorbeikommen können, verkniff sich den Umgang mit den Redefreunden, denn neuerdings verachtete er ihren öffentlichen Müßiggang und gab vor sich & Allerwelt vor: Besseres und Ernsthafteres zu tun zu haben: Er hatte zu planen. Und sein Bruder Heinz, der in seinen freien Nachmittagsstunden auf dem Mofa einer seiner schulpflichtigen Töchter ziellose Runden um die Hügel herum zu drehen sich angewöhnt hatte, fuhr zunächst bloß grüßend vorbei, denn offiziell hielt er sich für einen ordentlichen Bürger, weil er täglich arbeiten ging und eine Familie samt Haus mit Schuldverpflichtungen am Hals hatte. Bald aber hielt er manchmal an, um auch seinen Senf dazuzutun. Wenn er es schaffte, schleppte sich sogar Wolly vorbei, und staunte vergnügt wie aus seinem Anderswo in die Welt gefallen. Leider roch er übel, seine Kleidung war ungewaschen, seine Zähne waren ihm ausgegangen, zu verstehen war sein Nuscheln schlecht, doch erhielt er Durchsagen von irgendwo, die er wenn schon nicht Irgendwem so doch uns weiterlallen mußte; diese seine Pflicht erfüllte er gewissenhaft. Peter hingegen wäre in normalen Zeiten wie seine Väter schlicht Müller geblieben, doch vom Kapitalismus getrieben dirigierte er ein Dutzend Lastkraftwagen, die fraßen ihm die Haare vom Kopf. Die Aberwitzigkeiten seiner alltäglichen Geschäfte überfüllten seinen Kahlkopf, drückten ihm so sehr auf Herz & Mund, daß er, der doch gerne redete, um sein Gemüt zu entlasten, seinen alltäglich erlebten Irrsinn zumindest wöchentlich einmal lossagen mußte, wegsagen, den Widersinn wem weitersagen: wem? bei wem, wenn nicht bei den Käuze auf der Kreuzung, hätte er ein Ohr für seine um sich selbst kreisenden Klagen finden können? Der in Hertas Dorf alteingesessene Siegbert wäre am liebsten Schäfer geworden, doch seine Mutter hatte besse-

res mit ihm im Sinn: statt als Hüter seiner Herde saß er auf einem Posten in einer Bank. Gerne hätte er den Burschen von sich und seiner Sehnsucht nach Tieren erzählt. Tatsächlich redete er reichlich und laut das immer gleiche, doch verstand man ihn nicht: seine Sprach hatte er vertrunken. Doch mit den Käuzen ging es auch so. Wenn nicht zur Mittagszeit so doch am späten Nachmittag knatterte der bärtige Kerl auf seinem Motorrad an den Schwätzern auf der Kreuzung vorbei, um Lydias allabendlichen Budenzauber nicht zu versäumen. Von Weile zu Weile kamen Weiber mit kläffenden Hunden durchs Dorf oder ritten, in den Hüften wippend, an den bedächtigen Käuzen vorbei. Franz Hertasohn aber war ein abtrünniger Kauz, aus dem Büro kommend fuhr er, aus dem Auto winkend, zwischen den Kameraden hindurch. Wie sehr es sein Gemüt auch zu ihnen hinzog, er blieb daheim, um seine Scheune aufzuräumen. Peter Squenz war seit seinem Geburtstag nicht mehr gesehen worden. Friedrich kam leider gar nicht herauf, schon jahrelang lebte er unten in der Stadt am Fluß in einer Dachkammer und zürnte. Man hörte nur noch kuriose Gerüchte von ihm. Am Ende kam er nach einem Verkehrsunfall mit einem Esel in eine Irrenanstalt. Ach wäre er doch bei uns hier oben geblieben. Manch einer der Zugezogenen hielt, standen einige Schwätzer am Wegrand, sein silbriges oder schwarzes oder sonstwie Großraumauto an, um aus dem herabgelassenen Fenster auch etwas zu sagen oder wenigstens zu hören und so zu tun, als ob auch er einer von dort wäre, doch brummte so wer nach wenigen Minuten wieder davon. Alles in allem war es ein besonders schöner Sommer gewesen, in dem die Käuze sich beiläufig in Hertas Dorf auf der Kreuzung zu treffen pflegten.

Bei einer der Zusammenkünfte der Käuze kam der Geist des Dorfes zur Sprache. Peter, übervoll von seinen Lastwagengeschichten, hatte an jenem Nachmittag auf der Straße keinen der Schwätzer vorgefunden. Aber er mußte es unbedingt loswerden: den neuesten Vorfall mußte er, bevor er seinen kahlen Kopf sprengte, so bald als möglich wem weitererzählen. Wie meistens hatte er Ärger mit den Fahrern, die nur noch von Satelliten ferngelenkt ihren Weg durch die Dörfer finden würden, die, ahnungslos von Motoren, nicht einmal den kleinsten Schaden eigenhändig beheben würden, sogar wegen belangloser Unstimmigkeiten würden sie sogleich zum Handy greifen, um eine Werkstatt, die Ehefrau, einen Notdienst, einen Dienstleister oder ihn, Peter in der Zentrale, anzurufen, um alles was nicht ferngelenktes Fahren sei, von anderen geregelt zu bekommen. So oder ähnlich, verpackt in wechselnde Begebenheiten, klagte Peter gewöhnlich, so fand er mit Sicherheit bei Heinz offene Ohren, aber auch Siegberts lallende Zustimmung war ihm für seine Arbeitergeschichten gewiß, machte der mißratene Schäfer doch auf seiner Bank ähnliche Erfahrungen, jedoch verstand man ihn nicht. Robert oder Franz, wären sie zugegen gewesen, hätten es auch besser gewußt. Reinhard lächelte verständnisvoll, erschien ihm doch ohnehin die

neueste Welt jenseits von Garten & Wald oder Buch widersinnig. Conny blieb stumm. Micha hatte anders im Sinn. Nur Wolly, seine wulstigen Lippen aneinander reibend, langweilten offensichtlich Alltagsgeschichten. Gewöhnlich waren die Lastwagenfahrergeschichten, deren alltäglicher Aberwitz dem biedereren Peter Verzweiflung bereitete, ein endloser Hörererfolg. Doch an diesem Morgen hatte einer der Fahrer den Vogel abgeschossen: unbedingt mußte Peter sich Luft machen, mußte er sich das Unbegreifliche von der Seele reden: Wer weiß wie war wem der Laster die Autobahnbrücke heruntergekippt! Unbegreiflich! Der Fahrer war unversehrt, denn der Mann war gar nicht drin gewesen: er war pinkeln gewesen. Jetzt können sie nicht einmal mehr pinkeln! hämmerte es in Peters Schädel. – Wie ein Mantra kreiste der Pinkelgedanke in Peters Hirn, bedrängte sein Herz, verwirrte sein Gemüt. Unbedingt mußte er die Geschichte vom Pinkeln wem weitererzählen, um nicht in der in ihm kreisenden Pinkelei zu ersaufen. Also ging er, da er auf der Straße niemanden sah, die offenstehende Türe bemerkend, in Christops Haus. Da saß Charly im Schneidersitz auf dem Küchentisch und lächelte. Und Peter erzählte und erzählte und als er auch von den begriffsstutzigen Polizisten und dem Nachrichtengeilen Regional-TV und dem Bergekran und den Schwierigkeiten mit der Versicherung erzählt hatte, war er vorerst über das Schlimmste hinweg; gemeinsam schwiegen die beiden weiter. Charly lächelte gütig vom Küchentisch herab. – Da klopfte es. Ein Hammerschlag knallte links oben – dann ratterten Schläge zickzack über die Zimmerdecke, es pochte in der rechten Ecke, Pause, dann der Schlag im Pfosten links vorne. Stille. –

Aufmerksam lächelnd beobachtete Carly vom Tisch herab Peter. Handwerker seien keine im Haus. Das Klopfen hätte er, seit er in Christians Haus wohne, schon manchmal gehört, antwortete Charly kopfschüttelnd auf Peters zaghafte Fragen, aber jedes Mal, wenn er oben nachschaue, wer da klopfe, sehe er Nichts. Die Erscheinung sei harmlos, wie alles andere auch eine Illusion. – Das war zu viel für Peter: Schweiß perlte auf seiner Stirn: hastig humpelte er hinaus: da standen sie in der Abendsonne und schwätzten als wäre nichts gewesen: „Der Klopfgeist ist da!“ Peters Ruf erregte Aufsehen, sie verstummten, er wurde Mittelpunkt und mußte erzählen. Der Schrecken der Käuze hielt sich in Grenzen, alle hatten sie irgendwann von Christian oder Paula, oder von Christians Brüdern oder von seinen Gästen oder von seinen Nachbarn oder von einem der Alten irgendwas von dem Klopfgeist gehört, der im Dorf sein Unwesen trieb. Aber keiner der Käuze hatte ihn jemals leibhaftig gehört. Während Peter vom Klopfen erzählte, schaute Wolly neugierig mümmelnd zum Schornstein hinauf, ob er nicht vielleicht einen Geist in obszöner Gestalt hinausfahren sähe? Doch türmte sich über dem Dach nur Sommergewölk. Meister Heinz erklärte selbstgewiß den Geist für eine Ohrentäuschung: das Gebälk alter Fachwerkhäuser wür-

de nun einmal Knarren, mehr sei da nicht dran, vielleicht ein Siebenschläfer oder Marder zwischen Fußbodendielen und Deckenverkleidung, mehr nicht; empfindliche Weiber oder überanstrengte Kerle, so pflegte Heinz die Faulpelze zu sticheln, würden aus Nichts werweißwas heraushören. „Du bist doch mit nem Klammerbeutel jepudert“, ließ sich Conny hinter der Hecke hören. Pater Michael hätte am liebsten die Gelegenheit ergriffen, die ihm die Erscheinung von Übersinnlichem bot, um vom ewigen Wunder des Lebens zu sprechen, doch traute er sich seiner Schöngesterei nicht, wagte aber nach einiger Bedenkzeit und verschiedenen Widerreden die kauzige Gemeinde zu ermahnen: Klopfgestglaube werde Aberglaube genant. „Aber Weihwasser vertickern und Kanonen, neuerdings sogar Autos segnen“, hechelte Conny hinter der Hecke. „Auch wenn es“, der Pater nahm Zuflucht zu einer gebräuchlichen Redewendung: *„zwischen Himmel & Erde mehr gibt, als sich unsere Schulweißheit erklären kann*, dürfen wir nicht alles glauben, was wir hören.“ „Nicht wahr“, sprach ihm Charly von der Seite dazwischen: „Klopfgest sind eine Illusion wie alles andere auch.“ Die beiden merkwürdigen Heiligen kamen ins Gespräch über Sinn & Widersinn geistiger Realitäten. Dieser glaubte Nichts, jener beinahe Nichts. Der Unterschied ist jedoch entscheidend für unser Verhalten in Raum & Zeit. Woher der Klopfgest kam, wußten beide nicht zu erklären. Auch der im Vorjahr verblichene Clemens war als Verursacher unverdächtig, denn es klopfte bereits lange vor seinem Dahinscheiden. Aber von Clemens dem Patriarchen hatte auf einem gemeinsamen Spaziergang zum Dorf hinaus, an der Wiese vorbei durch den Wald zum See hinab Reinhard eine Geschichte erzählen hören, in der berichtet wurde, wie der Geist ins Dorf gekommen war. Das wollten nun auch die versammelten Käuze hören, auch Heinz, der seinem Vater zu Lebzeiten aus dem Weg gegangen war, blieb als Hörer auf der Kreuzung, sogar der skeptisch ungläubige Micha, der nur allzugut wußte, wie man sich Vorstellungen synthetisch macht, war neugierig auf die Klopfgeschichte, wie Wolly sie nannte.

Gehe man zum Dorf hinaus an der Kapelle vorbei über den Feldweg weiter, begann Reinhard die Clemenserzählung weiterzuerzählen, komme man dort, wo der Weg von der Höhe zum Bach hinab abknicke an ein dem Joseph geweihtes Heiligtum. Darauf sei die bemerkenswerte Bitte zu lesen: *Heiliger Joseph, Schrecken der bösen Geister, bewahre die Seelen der Unsrigen vor den Dämonen*. Denn früher begann, so wußte Clemens von seinem Großvater gehört zu haben, ab der Stelle, wo der Weg von der Höhe in den Sifen abknicke, das Reich der Geister. Das Heiligtum war der Grenzstein. Denn früher, als das Tal noch keine Bundesstraße durchzog, floß dort der Bach für sich allein & ungezügelt, zwischen unzugänglichen Büschen & Sträuchern blieb es feucht & kühl, im Sifen war es diesig & neblig, von dort unten

zogen gelegentlich abends weißgraue Schwaden hinauf auf die Wiesen & Weiden und griffen nächtens oder im Morgenrauen oder an düsteren Tagen wie die knotigen Finger übergroßer Hände nach den Schuppen & Hütten des Dorfes und schreckten die Kinder & Frauen. Und hinter dem Josephheilig-tum geradeaus lag auf dem Grat seit ehemals der Stein: die Teufelskiste. Rechts hinab aber, unterhalb des Steins war die Wüstung. An ihr führte der Waldweg vorbei, im Vorübergehen konnte einem Clemens die drei von den Ecken des ehemaligen Hofes gebliebenen Eichen, verschiedene Bruchstein-mauerreste, den morastigen Tümpel, der einst ein Keller gewesen war, zeigen. Da hatten einst Menschen gewohnt: Gewiß hatte die Familie in dieser oder auch in der folgenden Generation eine wenn nicht gar drei hübsche Töchter gehabt: blonde Zöpfe schlichte Kleider enge Stuben voll Menschen-geruch, Heimlichkeit & Gelächter & Träume & Gram, gewiß auch Wärme & Kälte, Schmerz & Lust. Gewiß waren da auch derbe Söhne, ein Hund, ver-spielte Katzen in der Sonne, blökendes Getier im Stall, Garten & Weiden & Acker hinter dem Haus auf dem nach Süden gelegenen Hang bis zum Bach hinab, und Holz aus dem Wäldchen und Steine von der Kiste. Mit denen aus Hertas höhergelegenen Dorf waren die Leute vom Hof an Feiertagen gewiß den Kirchweg über den Bach hinüber zum Kirchdorf hinaufgegangen. Und unten an der Bundesstraße war auf dem Gedenkkreuz zu lesen: die Leute seien dazumal nach Übersee ausgewandert. Ihr Hof wurde & blieb Wüs-tung. – Wie es zwischen Menschen so ist: Fremde werden umschmeichelt, aber Nachbarn erregen Argwohn, werden zu Erbfeinden. Man ist sich zu nahe, ist einander zu ähnlich, kennt sich zu gut, um gut voneinander zu denken. Und diese Nachbarn hatten zu allem Überfluß ihren Hof drunten im Geisterland. Bestimmt hätten die da oben im Dorf, argwöhnte Clemens an einem seiner guten Tage, in ihre Furcht vor den Nebelschwaden von dort unten auch die Höfler am Hang in ihre Angst eingeschlossen, sie zumindest mißtrauisch beäugelt, sie schließlich wegen irgendwas, wegen irgendeinem Mißverständnis oder Mißverhalten verachtet oder ihre Knaben nach etwel-chen Streitereien – unvermeidlich wegen Weiden Kühen Mädchen – gehaßt und bekämpft. Vielleicht hat man im Oberdorf, aus bösem Urteil, den Leuten dort unten im Geisterreich in irgendeiner Drangsal oder Not nicht geholfen, ihnen aus bösem Willen nicht geholfen, weshalb ihnen in einem entschei-denden Augenblick hier weiterzuleben verleidet worden war. Jedenfalls sind die Leute vom Südhang weggezogen und ausgewandert. Und kaum waren sie weg haben die Leute aus Hertas Dorf den leerstehenden Hof geplündert: alles haben sie weggeschleppt: Bretter, Balken, Schindeln, Dachpfannen, Türen, Fenster, Steine. Sogar die Bruchsteine der Kellerwände, weshalb dort nun der Tümpel sei, wurden herausgebrochen, um damit Häuser im Dorf auszustatten. Christians Haus, damals ein Neubau an der zum Reiche der Geister hin gelegenen Ecke des Dorfes, scheint am Meisten von der Beute

abbekommen zu haben. Sein gemauerter Keller bestehe, versicherte Clemens von seinem Großvater gehört zu haben, aus Stein von der Wüstung, der wiederum Stein von der Kiste ist. Vielleicht sei deshalb, so vermutete auf ihrem Gang zum See hinab Clemens der Patriarch, jener Geist mit eingezogen, der in dem Eckhaus bekanntermaßen nun seit bald fünf Generationen, vielleicht zur Erinnerung des Frevels oder einfach nur so, gelegentlich klopfe. – So oder ähnlich muß es wohl gekommen sein, stimmten einige der Käuze bei, andere hielten sich ruhig, jedenfalls ging man vor anbrechendem Dunkel wieder seiner Wege. Vormal, das war bekannt, hatte das Dorf Schuld auf sich geladen. Später gewiß wieder, mit der Zeit nahm sie in der ganzen Gegend zu und hörte im Lande nicht auf. Nicht einmal die Leute dort oben konnten das Gerümpel im Schleppnetz ihrer Erinnerung wieder los werden.

Charly war unbelastet, in jenem besonderen Sommer war er neu im Dorf. Der Meditationskünstler Charly war arbeitslos, seine Kenntnisse & Fertigkeiten wurden damals nicht nachgefragt, für andere Arbeiten aber hielt er sich nicht für zuständig. Er war aus seinem Aschram in Puna, wo er Belehrung gesucht und irgendwelche gefunden hatte, wieder in die Gegend gekommen, wo er eine Weile über die Dörfer wanderte. Sein hiesiges Weib hatte das nötige Verständnis für Charlys langwierigen Werdegang mit Abwesenheit in erotisch ungewisser Ferne nicht aufgebracht; zwischenzeitlich hatte sie sich einen gewöhnlichen Kerl angelacht. Da sie, um langwierige Diskussionen zu vermeiden, auch die Schlösser der Mietwohnung ausgewechselt hatte, stand Charly bei seiner Heimkehr unbehaust auf der Straße. Eigentlich hatte er genau das in Asien gelernt, aber offenbar nur ungenügend. Wider die Regel fragte er sich: was tun? Der Weg entstehe beim gehen, hatte man ihm in der Ferne eingeschärft, und so begab er sich auf die Wanderschaft durch die Gegend dort oben mit dem Ziel, bei diesem oder jenem, den er aus seinem früheren Leben, aus einer seiner geregelten oder wilden Zeiten kannte, vorübergehend unterzukommen. Aber bei jenem war kein Platz, dort wurde man nach einer Woche unfreundlich, diese waren verzogen, hier war es ungemütlich, die meisten waren verspießert. Micha wäre es eigentlich gewesen, bei dem der alte Kamerad mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf unbestimmte Zeit vorübergehende Gastfreundschaft zu finden hoffte. Micha & Charly kannten einander aus ihrem früheren Leben in trunkener Zeit. Jedoch Michas wilde Zeit war echt wild gewesen und hatte ihn über die üblichen Jugendausschweifungen hinaus an den Rand des Abgrundes, ja in ihn hinein geführt. Darin saß er nun ohne Platz für einen anderen. In seiner Schulzeit hatte Micha damit begonnen, sich mit dem Geist der Drogen einzulassen. Denn sein seelischer Durst ließ sich durch die üblichen Trinkereien der Knaben nicht stillen, auch über verschiedene Erfahrungen mit rauchbaren Kräutern drängte er hinweg, um mit Hilfe von Chemikalien, zunächst in

Tabletten, dann in der Spritze, weit hinaus in eine ganz andere Begeisterung hinein zu gelangen. Schließlich waren ihm Chemikalien unentbehrlich geworden, um es hier auszuhalten. Das war teuer. Um gelegentlich schmerzfrei in seine eigene Eigentlichkeit zu gelangen, mußte sich Micha – wie sehr ihn auch die Knochen, besonders die Gelenke, peinigten, und obwohl er viel lieber ausgiebig geschlafen hätte, wenn er dazu seelenruhig genug gewesen wäre – auf Schnorrtouren durch die Dörfer begeben. Wie ein zerzauster Wolf, denn hager abgekämpft war unser Micha damals, Schnittwunden an den Wangen und unter der Kleidung verborgen im Leib bezeugten seinen Kampf um sein Hiersein, so kam er arg gebeutelt daher und zog wie ein verhinderter Räuber über die Landwege von Haus zu Haus und bat jeden, den er antraf, um eine Gabe für seinen unstillbaren Durst. Die gewöhnlichen Leute, bleibt man ihnen auf den Fersen, haben immer etwas zu geben. Conny jedoch war zu alt, Heinz zu selbstgewiß und schnell auf dem Mofa, Robert, der eigentlich auch dazu gehörte, wollte nichts davon wissen, und Siegbert verstand es nicht, aber schon Peter hatte ein gutes Herz und opferte wie die meisten der Käuze sein Teil dem sehnsüchtigen Geist. Bei Reinhard war die Gabe oft bloß symbolisch, Herta hingegen versuchte es mit Naturalien, reichte wie weiland in den goldenen Zwanzigern Äpfel, Haferbrei oder Apfelsinen oder Waffeln zum Fenster hinaus. – Den halben Weg in die Chemikalien hinein waren Micha & Charly Seite an Seite gegangen, plötzlich jedoch hatte sich Charly in die Büsche geschlagen. Charly hatte nicht einfach so, oder durch die zufällige Lektüre eines Faltblattes oder eines einschlägigen Buches oder aus willentlicher Entscheidung oder gar vernünftiger Einsicht oder exotischer Liebelei zur Meditation gefunden. Auch er hatte mit sich bis aufs Messer gekämpft. Trunk und Drogen gepaart mit selbstzerstörerischen Weibereien hatten ihn rücklings niedergeworfen. Auch er hatte am Boden zerstört darnieder gelegen. An diesem Punkt des Elends ist eigentlich die kalte oder warme Entgiftung fällig, anschließend Entzug mit Resozialisierung in den Arbeitsdienst. Statt dessen hatte Charly, dem das Gedöns zu dumm geworden war, von einem Tag auf den anderen die Drogen abgesetzt, sogar auf den Tabak und die milde Tröstung des Biers verzichtete er. Seit jenem Tag hatten sich seine und Michas Wege getrennt. Charly machte die ihm bevorstehenden inneren Krämpfe und Schmerzen mit sich alleine durch. Um sich in der nicht enden wollenden Zeit nicht zu langweilen, begann er sich in asiatischer Meditationskunst zu üben. Als er wieder bei Kräften und – in Leere geübt überwand er seinen Widerwillen gegen die Ödnis damaliger Werkstätigkeit – ausreichend bei Kasse war, reiste er zu jenem Aschram in Puna, wo er sich im Nichtstun unterweisen ließ. Dort hatte er es weit gebracht, dort hatte er erstmals genügend Seelenruhe gefunden, um eine Reihe von Stunden still sitzend heiter auszuhalten. Mittlerweile meditierte Charly immer. Nicht nur bei der eigentlichen Meditation, dem Sitzen, wo er

auch ging oder stand, beim essen oder trinken oder waschen oder anziehen, bei jeder Gelegenheit hielt er den Augenblick an und den Zugang zur Eigentlichkeit der Leere wach. Micha bewunderte Charlys Königsweg, aber er mochte ihn nicht gehen. Obwohl ihm Charlys aus Asien mitgebrachte Ratschläge und Erklärungen einleuchteten, war es ihm in jenen Jahren zuwider, seine eigenen Erfahrungen, mithin seine eigene Lebensform gegen eine fremde einzutauschen. Micha war zu weit hinübergegangen, um seine eigene andere Welt für eine ihm empfohlene fremde aufzugeben.

Da Micha als Gastgeber nicht zu gebrauchen war, versuchte es Charly bei Paula, die war mittlerweile Christians Ehefrau und Tims Mutter geworden. Als Charly seinen Besuch bei der alten Freundin aus einer verschwundenen Zeit machte, wurde er mit reichlich Hallo empfangen. Welch Fügung: Christian, Paula und sogar der kleine Tim waren beim Packen, einige Tage später und sie wären fort gewesen. Denn Christian hatte der Ruf erteilt: er sollte einen Teil der Welt vermessen und hernach auf unbestimmte Zeit in einer Kleinstadt an einem der Flüsse der Wissenschaft mit seinen neu erworbenen Kenntnissen dienen. Ein neues Leben stand bevor: die Familie zog aus & um. Jedoch das Haus sollte weder vermietet noch verkauft werden, sondern, dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend, als Refugium für Wochenenden im Grünen oder eine andere unbestimmte Zukunft zur Verfügung stehen bleiben. Da es sich so fügte, und damit das Haus nicht leer stünde, also verkomme, boten Christian & Paula Charly die Gelegenheit, vorübergehend ihr Haus zu bewohnen. Charlys asiatische Lehren hatten ihn nicht getrogen: unversehens hatte er auf seinem Weg für freundliche Worte auf unbestimmt vorübergehende Zeit eine angenehme Bleibe gefunden. Selbstverständlich wollte er Christians Haus auf Dauer nicht in Anspruch nehmen, denn auch Charly hatte sich entsprechend dem Geist seiner Zeit vorgenommen, selbständig zu werden. Seine Absicht oder Wegrichtung, von einem regelrechten Plan konnte seinem Naturell gemäß keine Rede sein, war: irgendwo in der Gegend dort oben eine Meditationsschule für die gestreßten Menschen aus der Stadt zu eröffnen. Ihm war damals noch nicht bewußt, daß die der Heilung bedürftigen bereits zu sehr verwirrt waren, um den Meditationskünstler zu finden und sich von ihm helfen zu lassen. Anders als in der asiatischen Lehrbuchweißheit fanden die Schüler bei uns nicht von selbst oder von irgendeiner Geisterhand geleitete zur rechten Zeit zu ihrem Meister. Und hätten sie gesucht, wäre vermutlich weit & breit kein Meister zu finden gewesen; doch mangelte es auch an Schülern. Wenn damals einer von den Bedürftigen tatsächlich den Weg hinauf in die Gegend fand, suchte er sein Wohlsein bei einer der hexenden Weiber. – Wie dem auch war, Charly ging seinen eigenen Königsweg, während Micha und Wolly ihren eigenen Wahn pflegten. Der eine half ihm mit chemischen Substanzen auf die Sprünge, dem anderen ergab er sich von selbst so. Vernahm doch

Wolly, der sich irgendwann durch eine übermäßige Dosis sein Hirn verbrannt hatte, ohne besonders Zutun säuselnde Stimmen aus Anderswo, ganz von selbst so bestürmten ihn Bilder von Hastedunichtgesehen, seine Stunden & Tage & Nächte waren ein abenteuerliches Auf & Ab, ein Hinüber & Danieder & Hinweg. Als gewöhnlicher Trunkenbold verblaßte Siegbert in seiner lallenden Unverständlichkeit neben den beiden Wahnsinnigen. Das Erscheinen ihrer Art von Sinn machte dem Säufer Angst; um vor ihrem ihn erschreckenden Wahn Schutz zu finden, suchte er die Nähe des anscheinend mit beiden Beinen in der Erde wurzelnden Heinz, bei ihm, der seiner selbst gewiß erschien, hätte er sich gerne als Seinesgleichen eingeschmeichelt & angelehnt, aber der Andere verstand ihn nicht. Robert hingegen blieb in seinem Kabuff, um bei Bier und rauchbaren Kräutern über seinem Plan zum Umbau seiner Scheune in ein Einfamilienhaus zu brüten.

Es gibt Sackgassen, die erlauben weder ein Vor noch ein Zurück, wenn man nicht die Ebene wechselt. Der Wechsel der Ebene aber kann ein gefährlicher, ein jede Wiederholung, somit jede Wiederkehr ausschließender Schritt werden. Das leuchtete allen Betroffenen ein. Wie die Ebene zu wechseln wäre, darüber herrschte auf der Straße der Käuze geschwätzige Uneinigkeit. Pater Michael bestand, von Amtswegen, so konnte man mitunter meinen, auf den altbewährten Königsweg des rechten Glaubens, obwohl er als gestandener Thekenbruder augenzwinkerndes Verständnis für Michas selbstzerstörerischen Weg in die Begeisterung hatte. Jedoch oder glücklicher Weise fehlte Micha notorisch das nötige Kleingeld, um sich vollkommen aus den Gegebenheiten herauszuknallen. War Charly ein Abtrünniger? Oder ging er in einer Art Wettstreit zu Pater Michaels Angebot seinen Königsweg in einen meditativen Geisterreich? Jedenfalls war ohne beharrliche Übung keinerlei Geist zu erlangen: still sitzend verwandelte sich mit der Zeit Charlys Seele in einen glatten See oder blanken Spiegel des endlosen Augenblicks allgegenwärtiger Leere. Jedoch war Charly damals noch im Übergang, noch fand er auch im sich andauernd wiederholenden Spiel mit den jungen Frauen befreiendes Selbstvergessen. Von jeher bietet Eros in seinen mannigfaltigen Erscheinungen des ewig Gleichen seinen Gespielen Gelegenheiten, dem Leviathan, dem alten Untier der Zwänge ein Schnippchen zu schlagen. Mit dem losen Buben heiter zu tändeln war Reinhard mißlungen, statt dessen hatte er in seiner von Herta so günstig gemieteten Hütte einen Ort gefunden, um an dem entgrenzten Gespräch über Zeiten & Räume hinweg teilzunehmen: erfolgreich hatte er sich hinter einer Mauer aus Büchern eingerichtet, als hause er in einem funkelnden Palast mit einer Unzahl von Räumen, den Refugien der großen Toten. Von den merkwürdigen Bestrebungen in den Weiberhaushalten um sie her kannten die Käuze hauptsächlich Gerüchte, über die sie verstohlen oder verträumt oder neugierig lächelten. Aber Herta, der lebenslänglich die Allmacht gegenwärtig gewesen war, und die in ihren

nicht enden wollenden guten Jahren so gerne mit Ihresgleichen gesprochen hatte, hätte den Gestalten auf der Straße, wenn ihr in ihren letzten Monden an Worten gelegen gewesen wäre, von der glückseligen Zeitlosigkeit verklingenden Lebens berichten können. Der verblichene Patriarch Clemens hätte gewiß trotz allem unverdrossen weiterhin den Segen körperlicher Arbeit beschworen. Vielleicht hätte manch einer der seinerzeit draußen Gebliebenen von seinem inneren Erlebnis im Feuer geschwärmt, von jenem unglaublich wachen Augenblick kurz vor dem Übergang. Jeder der in der Welt zerstreuten Käuze hätte das Seinige zu dem Straßengespräch beitragen können. Conny hätte, insofern ihm das Gleichnishafte seiner endlos sorgfältigen Gartenpflege einleuchtete, die durch das Leben hindurch tragende, ja schließlich und endlich befreiende Kraft einer genau abgestimmten überpersönlichen Ordnung, die sich ewig wiederholend auch die kleinste Kleinigkeit nicht außer Acht läßt, im Schatten seiner Büsche & Sträucher preisen können. Auch dieser Gartenkauz war der Schöpfer seines Kosmos. Wäre Robert damals nicht von dem Plan zu seiner eigenen Scheune besessen gewesen, hätte er wahrscheinlich unzugänglich benebelt in einem abgelegenen Abschnitt seiner eigenen vertrackten Sackgassen gesteckt, dennoch hätte er es in einer besinnlich hellen Stunde wagen können, denen da draußen auf der Straße die Augen für das mystische Grün oder den vollendeten Schlag beim Golfspiel zu öffnen. Sein Bruder Heinz wiederum, wäre ihm ein Bekenntnis zu entlocken gewesen, hätte von dem sphärischen Kommunikationszusammenhang geschwärmt, der die wie entlegene Inseln in der Welt verstreuten Funker nächtens vereint und sogar mit der Gegend verbindet. Ja, den Funkern, denn heimlich hockte sich Heinz nächtens an das Funkgerät, um den Globus zu belauschen und sich gelegentlich ins weltweite Geschwätz einzumischen. Und Christian, wäre er nicht in die Welt hinweggerufen worden, hätte direkt vor seinem Haus auf der Straße darauf drängen können, sich mannhaft der widrigen Außenwelt entgegen zu stellen, um sie zu meistern. Gelegentlich erklärte er es auch zur allgemeinen Pflicht: dem Widerstreit unabsehbarer Kräftekonstellationen entgegenzutreten und, wie in seinem Fall, an irgendeinem Punkt in das unendliche Gefüge der Wissenschaft von den realen Dinge einzudringen, um es oder sie mitzugestalten, um in endlosen Zahlenkolonnen Ordnung zu suchen und in den Tiefen der Großrechner sein Heil zu finden. Eingetaucht in den Fluß des Nichtendwollenden erscheint der Sack der Gasse wie ein Funken am Firmament. – Offenbar gibt es zahllos viele andere Ebenen. Der Übergang jedoch ist gefährlich. Der Wechsel könnte ein endgültiger, jede Wiederkehr oder Wiederholung ausschließender Schritt werden. Dann wäre das Spiel aus und wir wüßten nicht, wie es weitergeht. Hätten sich unsere kauzigen Ritter vom Geist auf der Straße darauf geeinigt, den Ausweg aus ihren Sackgassen über unterschiedliche, ja mitunter gegensätzliche Ebenen als gleichwertig anzuer-

kennen, dann hätten sie zwar mehr Verständnis beieinander gefunden, aber ihre Gespräche wären verstummt, mithin wäre ihr Leben ärmer geworden. Denn der Eigensinn einer jeden Eigenwelt wäre, seiner Absolutheit ledig, geschwächt und gekränkt geworden. Aber die Schwächung seiner Selbst durch die Anerkennung der anderen Welten & Wege als gleichwertig konnte sich keiner von den Begeisterten leisten. Für umfassende geistige Weite stand damals keiner von uns fest genug auf seinen eigenen Füßen. Die vom Geist berauschten Gestalten gingen einer wie der andre unsicher, oft verzagt & ziemlich ängstlich ihren jeweils eigenen Pfad ins Ungewisse. Ein jeder von ihnen war, ob von Geblüt oder durch Kräuter und Getränke, eine der Seiltänzern gleich schwankenden Gestalten. Doch waren sich die Käuze darin einig: jene sie bedrängende, jene angeblich unwidersprüchlich wirkliche Wirklichkeit sei bloß eine Realität eindimensionaler Menschen, die, unfähig geworden, auch nur im Geiste ihre Ebene zu wechseln, auf Gedeih und Verderb ihrer letzten verbliebenen, deshalb unwidersprüchlichen Wirklichkeit, der von unzähligen Möglichkeiten übriggebliebenen Realität, ausgeliefert sind. Auf dieser letzten Ebene finden wir im Sack der Gasse, wie ihn ein kauziger Philosoph nannte: den letzten Menschen: den Rechenknecht.

Obwohl Reinhard alleine zu leben gewohnt war, darf er keinesfalls mit einem Single, die damals häufig geworden waren, verwechselt werden. Der Einsiedler ist kein Single. Der *Single* ist eine mit ihrem Stande unzufrieden Mißgestalt der Moderne, wohingegen der Einsiedler zu den sich selbst bejahenden & bleibenden Gestalten der Menschwerdung gehört wie der Jäger, der Sammler, der Wald- & Spaziergänger, der Fischer, der Ackerer und Gärtner, der Reiter oder der Krieger und der Mönch. Noch immer sieht man gelegentlich urtümliche Menschengestalten in ihren Gärten oder auf ihren Pfaden abseits des Getriebes oder auf ihren Terrassen oder Balkonen und in Weinlauben oder abgelegenen Biergärten wie auf schattig sonnigen Inseln inmitten motorisierter Unrast verweilen. Ob dort unterhalb des Hügels, wo der Bach mündet, am Flußufer neben der Fernstraße stehend, ob nahe der Stadt über das Geländer eines Hausboots gelehnt oder an einem Baggersee: Angler gehören mit zu den bleibenden Gestalten, denen man seit eh & je begegnet. Doch ändert sich die Erscheinungsweise auch ihrer Gestalt mit der Zeit. Auch in der Gegend dort oben standen sie nur noch ausnahmsweise einsam im Schatten am Bach, meist umlagerten sie in Gruppen & Grüppchen die für sie angelegten Teiche, in denen Fische ausgesetzt worden waren, die nach dem Fang bezahlt werden mußten. Es fehlte nicht viel, und man hätte Angler für Spinner halten können, aber bei nochmaligem Hinschauen wirkten sie annähernd so angenehm und vernünftig wie eine Herde Schafe. Anstatt auf ihrem Fleck einzeln oder zweisam, ob jägermäßig ausgestattet, gekrönt mit abenteuerlichem Sonnen- oder Regenhut, rauchend

oder Brot knabbernd, den Köcher nebst Bierflasche zuhanden im Campingstuhl am Ufer zu lümmeln und auf das Anbeißen ihres Abendessens zu warten, könnten die Angler sich weitaus widersinniger verhalten und mit anderen Leute im endlosen Konvoi über die Autobahn fahren. – Unvergleichbar vernünftig sind und bleiben jedoch Schafe. Ihre gemächlich weidenden Gemeinschaften gewähren dem Wanderer Zuflucht. Hast und unnutzes Gebaren sind ihnen fremd. Überschwenglich tollen bloß die Lämmer über die Weide. Plötzlich rammen zwei, als hätten sie sich insgeheim verabredet, ihre Mäuler in den Euter des Muttertiers, stoßweise wird sein Hinterteil angehoben. Ein wagemutiges Lamm springt auf den Rücken einer sich sonnenden Schäfin, um zu erproben, wie weit es sie necken darf. Weise Schafe kauen trotz aller Neckerei besonnen weiter, sie dulden jeden, sogar den Spaziergänger, der sich friedfertig ihnen nahe ins Gras legt. Im Duft ihrer Herde darf man sich als geduldet, vielleicht sogar erwünscht erleben. In welcher Gestalt auch immer, man selbst ist doch auch ein Leben, das sein darf, wie es ist. Vielleicht erträumte sich auch deshalb Siegbert in seinem Trunk sein Schäfertum. – Am Waldrand auf dem schmalen Wiesenstreifen eine kleine Herde: sieben Schafe liegen & kauen vor sich hin. Jedes von ihnen ist schwarz. Sie bemerken den Spaziergänger, folgen ihm aufmerksam mit den Augen, lassen sich aber von ihrem Beobachter in ihrem mittäglichen Behagen beim Kauen nicht stören. – Werden die schwarzen Schafe ebenso wie der müßige Wanderer oder die Zecher in ihrer Laube oder die Angler an ihrem Ufer von der uns umschließenden Maschinerie bloß für eine Weile verschont? Sind die an den Rändern des Brauchbaren und abseits der Hauptverkehrswege lebenden Wesen nur vorübergehend vom Verschwinden ausgespart, bis demnächst der allgemeine Nutzen auch ihre Lebensräume überformt und die Zweckmäßigkeit sie verdrängt? Wohin? Oder werden gemächlich abseitige Gestalten wie eine widerstandsfähige Grundierung, wie eine immerwährende Eigentlichkeit des Lebens in ihren Winkeln & Nischen den aktuellen Firlefanz überdauern? Sind die abseitig Gemächlichen das Bleibende oder bloß Überbleibsel, die es bald nicht mehr geben wird? Oder sollten wir Unbrauchbaren gar widerstandsfähiger sein als der um uns herum dröhnende Betrieb? – Gewiß werden die Krähen die aktuellen Umtriebe überdauern und wie ehemals im Nebel rufen, wenn die Dörfer dort oben verödet sein werden und längst kein Auto mehr durch die Gegend fährt. Krähen halten klugen Abstand, sie bleiben sich trotzig gleich. Ausharrend bleiben sie nicht allein. Auch Rehe bekümmert längst nicht mehr der Autoverkehr, sie haben gelernt, den Straßenlärm von ihren Feinden, den Jägern, zu unterscheiden, und gehen eigeninnig ihrer Wege. Noch immer stromert der Fuchs über die Weide von Mausloch zu Mausloch auf der Suche nach Beute oder pirscht sich ins Dorf, um zu rauben. Oberhalb stehen Reiher auf der Wiese, um Kröten aufzulauern, Eichelhehre räubern im Gebüsch, ein Falke flitzt durch die Luft,

Habichte und der prächtige Milan stellen behüteten Hühnern nach. Man wird sie ebensowenig los wie Ratten, Mäuse, Siebenschläfer oder Marder, letztere finden bereits gefallen daran, die Kabel der Autos zu zernagen. Sittlich unerträgliche Räuber, dennoch unausrottbar. Damals begann Reinhard auf seinen Gängen zu glauben, daß nicht bloß Krähen und Marder, sondern auch schwarze Schafe und müßige Spaziergänger das Brimborium der überbordenden Maschinerie überdauern werden. Sein Glaube galt jedoch nur für die Gestalt, für die Individuen sah es vorerst duster aus, sie würden früher oder etwas später der brutalen Willkür der Maschinerie zur Beute fallen und abgeschafft werden. Aber noch war es nicht so weit, noch gab es hinter den Hecken, an den Waldsäumen, in Scheunen, Hütten oder Dachkammern parallele Welten. Da oder dort konnte Einer sich verbergen, um sich auf eine Weile in seine Eigenwelt zu retten. So jedenfalls konnte man glauben versteckt im ungenutzten Gebüsch am Ufer des Baches, dort veränderte sich wenig, dort stand die Zeit nahezu still, während oberhalb auf der Fernstraße der endlose Verkehr dröhnte. Von dem endlosen Motorenlärm um einen herum durfte man sich weder stören noch beirren lassen, man würde ihm ohnehin nicht entkommen können. Es war schon viel, ja das meiste gewonnen, wenn man abseits der Fernstraße am Rande der Werkstättenlandschaften in einer Nische wie in einer Parallelwelt sitzen konnte. Denn das Beste, was jene späte Zeit zu bieten hatte, waren ihre vielen kleinen Parallelgesellschaften.

Nein, Reinhard war alles Andere als ein Single, als Einsiedler von Geblüt empfand er sich von jeher als zugehörig zur Gemeinschaft der Käuzen und Krautern der Welt. Die gewöhnlichen Leute hielten Reinhard für harmlos, denn er tat weder Mensch noch Tier was zu Leide, er verhielt sich ruhig, sogar beim Gespräch mit Pflanzen konnte man ihn zuweilen überraschen, obwohl er bemüht war, diese Eigenart vor seinen Mitmenschen zu verbergen. Aber, und es waren nicht wenige, die es ihm anmerkten: Reinhard war nur oberflächlich domestiziert. Er war eben alles andere als ein Single. Zwar kleidete er sich auf seinen Gängen je nach Jahreszeit möglichst unauffällig in den olivgrünen oder braunen Mantel, in die dunkelblaue Joppe oder ins karierte Baumwollhemd, dennoch konnte man gelegentlich den Eindruck haben, als seien seine schlichten Kutten rot gefüttert. Spielte da wer bloß den Einsiedler? Verborg sich unter dem Anschein von Friedfertigkeit eine Art von Räuber? Obwohl das rote Futter seiner Kleidung, das nur selten aufblitzte, keinerlei politische Bedeutung hatte, machte es den gewöhnlichen Leuten, den Zivilisten der Zivilisation, genügend Angst, um ihn auf Abstand und Abstand zu ihm zu halten. Das war unserem Einsiedler Recht. Dabei konnte Reinhard noch von Glück sagen, daß sie seine Gedanken nicht lesen konnten. Denn er verweigerte ihr Leben. Das war seine Kampfhandlung, das blitzte rot unter seiner Kutte. Die gedankliche Verweigerung ihres Lebens empfinden die gewöhnlichen Leute als aktive Feind-

schaft, die sie persönlich nehmen & ahnden. Gewiß hätte auch Reinhard bei ihnen wie irgendein gewöhnlicher Arbeiter auch mitmachen & dazu beitragen können, das große Tretrad der Zwänge in Schwung zu halten, indem er auf seine Weise als Büroknabe im Verein mit Siegbert Akten & Dateien erzeugt hätte. Zwar taugte er zum Rechenknecht nicht, aber gewiß wäre es ihm ein Leichtes gewesen, für Peter einen Kleinlastwagen durch die Gegend zu fahren oder mit Heinz irgendeinen Dienst zu schieben. Aber was wäre dabei aus seiner eigenen Eigentümlichkeit geworden? Denn bei den damals gängigen Werkstätigkeiten hatte man keine Verwendung für seine ihm eigene & eigentümliche Weise. Bevor er sich jedoch den guten Leuten zu gefallen selbst verdrehte, ließ er es bleiben, sich um einen Posten bei ihnen zu bewerben. Um sich irgendeiner für ihn persönlich uninteressanten Betätigung zu unterwerfen, steckte zu viel Taugenichts und Lebensfreund und Räuber in ihm. Um auf irgendeiner Werkbank oder auf irgendeinem Bürostuhl den lieben langen Tag zu verbringen, bloß um den allgemeinen Spielregeln entsprechend seinen Lebensunterhalt zu erwerben, um bei den gewöhnlich denkenden Leuten durch Armut oder Schnorrerei keinen Anstoß zu erregen, war er zu sehr Krieger geblieben. Die Unterwerfung unter das Diktat einer „Realität“, die seine Gefühl leugnete, kam für Reinhard nicht in Frage. Zu sehr liebte er die Sonne, die Jahreszeit, den Augenblick, die Wechsel von Entstehen und Vergehen während der flüchtigen Weile seines Hierseins, zu sehr liebte er. Also ging er in eine andere Richtung. Dazu entschließt man sich nicht, sondern wird von unsichtbarer Hand in den Widerstand getrieben. Lärm, Motoren, Unrast, Zerstreung stießen Reinhard seit jeher ab. Da er ohnehin genug in sich selbst zu schaffen hatte, suchte er Abstand zu einer um wenig mehr denn Nichts lärmenden Außenwelt. Vor dem, was die gewöhnlichen Leute „die Realität“ nannten, wollte er so gut als möglich flüchten. Solch Flucht war seinerzeit eine schwere Aufgabe geworden, deren Pflicht nicht enden wollenden Kampf bedeutete. Denn der damalige Zeitgeist war allen vereinzelt da oder dort noch hausenden guten Geistern zum Trotz besoffen von der Vorstellung einer einzigen & unteilbaren Realität der Sachzwänge. Dem Geist der damaligen Zeit war die Wirklichkeit innerer Ordnung verloren gegangen.

Einsiedler waren damals schon lange keine geachteten Menschen mehr. Es ist, als hätte man als Einsiedler, so wie jede andere altherwürdig Gestalt des Widerstands, eine Schuld auf sich geladen, wegen der man unentwegt befürchten müsse, auf seinen Abwegen ertappt und zur Rechenschaft gezogen zu werden. Es ist, als könnten allmorgendlich dunkle Schergen an der Türe klopfen, um einen abzuholen. Es ist, als könne man das Abgeholtwerden zwar hinauszögern, aber als wäre es unmöglich zu vermeiden. Die Angst der Käuze ist eine alte Angst. Die Käuze haben ihre Angst schon vor der Erinnerung empfunden; seitdem hat sie sich alltäglich wieder-

holt. Es ist die grundsätzliche Angst: fehl am Platz zu sein. Wo man auch ist, man gehört dort nicht hin. Es fehlt einem, so man ein Kauz ist, die vollgültige Genehmigung da zu sein. Dabei ist egal, wo man sich gerade aufhält, die Genehmigung fehlt immer und überall. Es ist wie wenn man in Zeiten des Eisernen Vorhangs oder in noch übleren Perioden eine Grenzlinie übertreten will oder muß und weiß, das man die erforderlichen Papiere nicht hat. Und gleich, aus Furcht sinkt man bereits in sich zusammen und kaut auf der Unterlippe, werden Uniformierte um einen sein, zunächst werden sie geschäftsmäßig, dann energisch nach irgendeinem bestimmten Papier fragen, und da man es nicht hervorholt, werden sie laut & unverschämt, es erscheinen noch mehr Uniformierte, Bewaffnete umringen Einen, zerren Einen aus dem Auto, dem Buß, dem Zug, schleppen Einen jedenfalls von dem Platz, auf dem man gestanden hat, weg. Wenn es glimpflich abgeht, darf man bloß nicht über die Linie, kann aber verschwinden. Versucht man heimlich die Grenze zu überschreiten, fühlt man, daß auf einen von da oder dort ebenfalls heimlich angelegt wird; manch einem von uns haben sie, die außerhalb ihres Dienstes gewöhnliche Leute sind, in den Rücken geschossen. Regulär kommt man jedenfalls nie hinüber oder hinein. Ist man ein Kauz, dann fehlt einem immer mindestens ein Papier, meist jedoch mehrere, außerdem ist man unpassend angezogen, zu spät oder gar am falschen Tag gekommen, man hat ausgerechnet dann, wenn es keinesfalls sein dar, Durchfall oder Hunger oder Schnupfen oder ist schlicht etwas angetrunken oder findet kein sauberes Hemd. Irgend etwas ist immer nicht in Ordnung. Für einen Kauz ist es unvorstellbar, wie jemand alles in Ordnung haben und auch noch mit sauberen Fingernägeln vorweisen kann. Jedenfalls bekommt man den Jobb nicht, auch nicht die Wohnung oder die Frau. Statt dessen muß man irgend etwas bezahlen, statt dessen soll man irgend etwas in Ordnung bringen oder nachbringen, vorlegen, nachweisen, sonst droht einem dies oder das, Abschiebung oder Haft oder Schläge. So sind sie. Oder man wird einfach weggeschickt. Jedenfalls ist man nicht berechtigt. Am besten ist es für Käuze, sie lassen sich mit Leuten, die einen zu beurteilen haben, bevor sie einem das Recht zugestehen, irgendeine Linie zu überschreiten, um beispielsweise in den Jobb, in die Wohnung oder zum Weibe zu kommen, um also irgendwohin zu kommen, gar nicht erst ein. Ein rechter Kauz entzieht sich der Beurteilung. Er weiß, daß er nur falsch beurteilt werden kann. Da das Erwerbsleben damals nahezu gänzlich aus Beurteilungen bestand, fand man in ihm kaum einen Kauz, es sei denn einen Meister der Verstellung; aber die waren selten geworden.

Die Käuze waren in ihrer Angst nicht allein. Gewaltige Angst beherrschte damals auch die gewöhnlichen Leute und hinderte sie, die sie in immerwährende Erwerbsarbeit hineintrieb, besser zu hören und zu sehen. Sollten damals die Umstände dermaßen bedrückend geworden sein, daß ver-

glichen mit dem Wagnis der Freiheit es leichter und angenehmer geworden war, als Ding unter Dingen, als Gestoßener & Getriebener verantwortungslos auf Zwänge zu reagieren, anstatt sich selbst zu wählen & Antwort zu geben? Reinhard gehörte zu der Sorte von Käuzen, die nicht begreifen konnten, warum die Leute den Großteil ihrer wachen Zeit mitsamt ihrer Lebenskraft darauf verwendeten, die Erde in eine Fabrik zu verwandeln und mit brüllenden Maschinen in ihren Händen zu verhäßlichen. Rasenmäher, Kantenschneider, Laubsauger lehnte er als widersinnig nervtötende Geräte grundsätzlich ab. Dementsprechend verwildert sah es in seinem Garten aus. Wenigstens er wollte versuchen, sich bei der Gestaltung des ihm von Herta übertragenen kleinen Weltwinkels möglichst zurückhalten zu betragen. Sein halbwilder Garten war an bestimmten Sonnentagen, hatte man wie seinerzeit Clemens ein Auge dafür, der schönste im Dorf. Da ihm nun einmal ein ordentlicher Posten inmitten seiner Zeitgenossen erspart geblieben war, blieb Reinhard entschlossen, es anders zu versuchen. Er entdeckte die dingliche Armut als Schlüssel zur Freiheit. Den Kummer um eine materiell geordnete Existenz, für die sich damals die Leute wie kleine Nager in ihren Käfigrädchen abstrampelten, gewöhnte er sich ab. Reinhard verzichtete darauf, als ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu erscheinen. Dem Unwesen der Nützlichen wollte er nicht nur entkommen, sondern mit seinem zwecklosen Dasein ein lebendiges Gegenbeispiel zum allgemeinen Widersinn bieten. Sogar das Schreiben, das sich bei leidenschaftlichen Lesern kaum vermeiden läßt, hatte er, seine Schubladen waren noch nicht einmal zur Hälfte gefüllt, aufgeben. Statt am Schreibtisch vor einem Blatt Papier verbrachte er seine frischen Morgenstunden lieber mit dem wirklichen Leben. Gut ausgeschlafen, so wach & froh wie den ganzen Tag nicht wieder genoß er die frische Luft, freute sich der Sonne oder der Wolken, beobachtete den Nebel oder die Pflanzen in seinem Garten oder spazierte durch die Gegend über die Wiesen und in den Wald. Insoweit war er dem Autor vorliegender Zeilen charakterlich weit voraus. – „Allein im Wahn ist Sinn!“ schrie Micha über die Straße; oder war es Wolly gewesen? Schade, daß Friedrich uns nicht erklären konnte, was es mit diesem Orakel auf sich hat.

– Hinter der Hecke verborgen saßen in Connys Garten übriggebliebene alte Männer zweisam beieinander. Erstaunlich, wie freundlich das Zwiegespräch der beiden öffentlichen Griesgrame klang. Sie sprachen langsam, ruhig, verständnisvoll und milde. Vereinzelt Worte von „Gebrechen“, „Ausklingen“, „Schatten“, „Tomaten“ drangen durch die Hecke, in deren Schatten sich stiekum Reinhard gehockt hatte, um etwas von den Geheimnissen seiner Nachbarn zu erlauschen. Aber nur unzusammenhängende Worte ihrer trauten Rede waren zu hören. Die Motoren auf den Straßen, auf den Feldern, den

Wiesen & Weiden und in der Luft übertönten die Worte der Alten; ihre besonnen klingende Rede konnte der Lauscher nicht verstehen.

Vielleicht fühlte sich Herta auch deshalb zu Reinhard hingezogen, weil ihr seine ungewöhnliche Existenz aus manchen Büchern merkwürdig vertraut erschien. Während Franz, ihr Erbe, sich plagte, weshalb in ihren späten Jahren der Hof sich um sie herum veränderte, lebte Herta weiter, empfand & dachte sich ihren Teil und las ihre Bücher. Beim Lesen ist es unvermeidlich, daß sich mit der Zeit merkwürdige Gedanken einstellen. Und Herta hatte ja ihrerzeit mit dem Lesen nicht begonnen, um etwas Bestimmtes genau zu wissen wie bei einem ordinären Studium. *Ihre* Neugierde ging über das gewöhnliche Maß hinaus: Sie wollte es richtig wissen, um das Große & Ganze zu begreifen oder doch wenigstens so viel als ihr möglich von der wirklichen Wirklichkeit zu erfahren. Vielleicht hatte sie auch wegen seiner der ihren so ähnlichen Leidenschaft eine freundlich duldende Zuneigung für den lesenden Taugenichts in der Hütte nebenan, weshalb sie all die Jahre die Miete nicht erhöhte. Jedenfalls war bei ihrer Suche auf der Spur des Unbegreiflichen Herta über die Anfangsgründe dieses weitläufigen Geschäftes hinaus ins Sonderbare vorgedrungen. So hatte sie nicht bloß, als sie noch unternehmungsfroh gewesen war, nach Anleitung einschlägiger Bücher unter den Büschen umher Kräuter gesammelt, getrocknet, zu vermeintlich heilsamen Tinkturen vergoren und jahrelang in ihren Kleiderschränken aufbewahrt, sie hatte auch seinerzeit, als sich das junge Volk oft zu nächtlichen Festen in ihrer Küche eingefunden hatte, den *Nostradamus* gelesen, gedeutet und insbesondere seine Weissagungen bezüglich des Atomkriegs auf die anliegenden Zeitläufte übertragen. Offenbar stand ein von Menschen eingeleiteter und herbeigeführter jüngster Tag bevor. Sogar Film & Fernsehen handelten damals davon, der zu erwartende Weltuntergang schien wie ein offenbar Geheimnis in aller Munde, seine Betrachtung in urig moralpolitischen Küchengesprächen schlug das Jungvolk auf heimlich unheimliche Weise in ihren Bann.

Dank ihrer stetigen Lektüre wußte Herta mit einigen gleichgesinnten Freundinnen im Abendland weinende Madonnen ausfindig zu machen, deren mehrere sie bereits an verschiedenen Orten Süddeutschlands, in Oberitalien und sogar auf dem Balkan besucht hatte. Endlich fand sie eine in nächster Nachbarschaft: in einer vom Abriß bedrohten Scheune am Rande des Kirchdorfs entdeckt sie die weinende Figur der Gottesmutter. Sogleich wandte sie sich, um, als die beherzte Sprecherin ihrer Freundinnen, die Entdeckung öffentlich zu machen und den Gläubigen, indem die Amtskirche die Scheune unter ihren Schutz nehme, den Genuß des Tränensegens zu gewähren, an den Ortspfarrer. Inmitten Hertas Erzählung hielt es der Geistliche nicht mehr aus, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, erklärte

sich für nicht zuständig und verschwand aus dem Zimmer: von dergleichen wolle er nichts hören. Spukgeschichten & unerklärliche Heimlichkeiten sowie anfaßbare Glaubensgeheimnisse wirkten in jener telegen aufgeklärten Zeit, so jedenfalls erklärte es Pater Michael einigen kauzigen Kameraden beim Wein: unfehlbar lächerlich. Mit so was wollte die etablierte Geistlichkeit keinesfalls in Verbindung gebracht werden: Wunder waren verpönt; die unbefleckt Empfängnis, wiewohl theologisch unvermeidlich, sei schon für viele seiner Kollegen, so Pater Michael vertrauensvoll angesäuselt, mehr als genug, eigentlich unzumutbar, weil unstudierten Laien kaum noch vermittelbar & also in der Massendemokratie ein grenzwertiger Anschlag auf den sich für gesund haltenden Menschenverstand der erdrückenden Mehrheit. Wer, um den erdrückenden Umständen zum Trotz heilsam wirken zu können, ernstgenommen werden wolle, müsse auf die Hilfe der Madonnen verzichten. Das Wunder, dem Herta lebenslänglich auf der Spur war und das sie endlich meinte gefunden zu haben, störe das alltägliche Geschäft amtlicher Heilsvermittlung. Also wurde die Weinende, während sie eine Weile von einigen alten Frauen stiekum besucht & angebetet wurde, offiziell verschwiegen, bis ihre Scheune endlich dem Neubau wich. Ihre Skulptur verschwand privatissime: das Kirchdorf in der Gegend dort oben blieb von wallfahrtenden Reisebussen verschont.

Lebenslänglich pflegte Herta merkwürdigen Umgang. Dem Liebeszauber, mit dem sie ein Durchreisender Lebenskünstler zwischen den beiden großen Kriegen kirren wollte, entging die damals knackige 30jährige, da die in dergleichen Dingen bereits Kundige dem Bittsteller statt dem begehrten Schamhaar eine Schweineborste zur Beschwörung mitgegeben hatte. Oft & gerne lachte noch die Greisin über diese ihre gewitzte Erinnerung. Aber den alten Fred, der schon nach dem ersten Krieg durch die Gegend gewandert war, um mit seiner Wünschelrute Wasseradern, verborgene Quellen oder verschwundene Gegenstände zu finden, verehrte sie. Obwohl mittlerweile Wünschelruten auch dort oben außer Gebrauch gekommen und, wo möglich, durch digitale Elektronik ersetzt worden waren, blieben in Hertas Erzählungen die Auftritte Freds unheimliche Ereignisse. Denn der hagere Fred war in seiner besten Zeit gelegentlich in Zustände verfallen, bei denen sein knochiges Gesicht rot anlief, Schultern & Arme zitterten, ihm mehr Schweiß aus den Poren floß, als in solch einem dünnen Männchen natürlicher Weise Flüssigkeit zu vermuten war, und ungefragt begann er von Vergangenem oder Zukünftigem mit metallic lauter Stimme zu stammeln. So brachte er in den Kriegsjahren mancher Familie auf den Tag genau die traurige Nachricht, manchmal wußte er von Gefangenschaft oder glücklichem Entkommen zu reden; auch den Knaben, der bei dem großen Unwetter im Bach ertrunken war, fand man gemäß seiner Weisung im Wurzelwerk der großen Buche einige hundert Schritte unterhalb der Brücke. Sobald seine

Sage abbrach, vergaß Fred seine gewesenen Worte, blickte verstört fragend umher, sprach für diesen Abend nur noch dem gebrannten Korn zu und durfte in dem jeweiligen Haus übernachten. Seit einem geschlagenen Menschleben besuchte der hagere Greis nun Herta, saß noch in unseren Tagen gelegentlich grau & schweigend beim Ofen, trank Kräutertee, mürmelte Brot und staunte sprachfaul die jugendlichen Besucher aus einer ganz anderen Zeit an. Sollte er einer der Letzte der Kundigen gewesen sein? Noch bis Ende des vergangenen Jahrhunderts lebten versteckt in den Dörfern dort oben vereinzelte Quacksalber und Heiler. Nun sind sie alle begraben. – Zu ihrem merkwürdigen Umgang gehörte auch ein bärtiger Wanderprediger, dem die damals noch rüstige Herta auf einer ihrer Reisen in Rom besucht hatte, wo sie von ihm freundlich empfangen und eingelassen wurde. Die Nonnen des Klosters jedoch, als sie Herta alleine im Besucherzimmer vorfanden, versicherten ihr, der Prediger sei in der vorvergangenen Woche verstorben.

Wo auch immer sie auf ihren Reisen hinkam: am Niederrhein oder in Süddeutschland, auf dem Balkan oder in Italien, sogar in Florida oder Neu-Mexiko: überall war Herta dem Wunder auf der Spur und sammelte geweihte Heiligtümer. An einem nebeligen Herbstnachmittag hatte anlässlich einer der Umräumaktionen in Hertas Haus Reinhard, der sich gelegentlich als Tagelöhner auch bei seinem gnädigen Vermietersohn Franz verdingte, die wundersamen Hinterlassenschaften von Hertas Reisen auf den Speicher zu schleppen, wo sie wohl noch heute liegen. Apfelsinenkistenweise trug er Broschüren hinweg, dünne oder dickere, jedenfalls schmale Heftchen, die sie wohl seit ihrer Jugend gesammelt hatte, in denen Leben & Wirken alter und neuer, ja sogar neuester Heiliger verzeichnet sind. Da las man von Beten & Fasten & Wundern & Weisheit & Gnade; da sah man auf verwackelten Fotos verklärte Gesichter, ernste Blutzugen, verwunderte Besucher, ratlose Wissenschaftler, lächelnde Oberpriester. Ein Schuhkarton mit Broschüren aus mehreren Jahrzehnten handelte allein über Therese von Konnersreuth, die Herta bereits in ihren frühen Jahren am Vorabend des zweiten Krieges mit ihrem Motorrad besucht hatte. Beigelegt war ein Packen Photographien auf denen man die Heilbringende an den rechten Stellen schwarzweiß bluten sieht: offenbar entströmt ihr mehr Blut, als in einem Menschen fließen kann. Auf den Speicher geschleppt wurde nun die Kiste mit den Büchern, die mal so mal so mal anders das Leben Jesu beschreiben, dann folgte die Kiste mit den schweren Bibeln: die von Dr. Luther, zwei katholische, eine ökumenische, eine bebilderte, die für Kinder und die Volksausgabe von W. Disney nebst diversen dicken Kommentarbänden. Die sechs Kisten mit Devotionalien mußten auch weg: in einer lagen die Marienstatuetten: die von Lourdes, die aus Banlieue, eine allgemeine, eine kleinere und eine andere oder Fatima, dann folgte die Kiste mit segnenden Josephs, in der nächsten

lagen die bärtigen Gestalten von zornigen oder wie Lenin wegweisenden Propheten; bücher- oder tierverzierte Evangelisten lagen in der Kiste mit den Papstellern, dann kam die mit den Gekreuzigten samt ihren Martergestellen. Schließlich war der große Karton mit allerhand Krims & Krams wie Weihwasserschälchen oder Plastikrosen oder blutrote Holzherzen oder Amulette oder buntschillernde Rosenkränze von Reinhard aus der sogenannt guten Stube durch die Küche weg und auf den Speicher hinauf zu tragen. Den Gipskopf von Schiller wollte er partout nicht dazu packen, statt dessen trug er ihn gesondert die steile Treppenleiter hinauf in einen Winkel des Speichers, um ihn für sich allein auf Großvaters haarigen Ohrensessel zu stellen. – Wird sich die Greisin in ihrer demnächst aufgeräumten und neu zurechtgemachten Wohnung noch zurechtfinden? Kommt ihr nicht gerade ihre Welt abhandeln? Die dunklen Räume einer katholischen Mystikerin verwandelte ihr Sohn mit und ohne Hilfe, jedoch planmäßig & zielstrebig in zeitgemäß helle, zweckmäßig karg eingerichtete, kalvinistisch anmutende Zimmer, an deren Wänden vielleicht noch ein schlichtes Kruzifix ohne Corpus hätte Duldung finden könnte.

Gewiß: in längst vergangenen Zeiten hätte Herta gute Chancen gehabt, als Hexe verbrannt zu werden. Aber in jener späten Zeit legte man kein besonderes Gewicht mehr auf geistige Verhältnisse, sondern hielt aus unbestimmter Furcht vor dem Ungewöhnlichen also Befremdlichen also Beängstigenden Abstand zum Sonderbaren in jedweder Gestalt. In den Augen der damaligen Welt erschien die Greisin als harmlos, denn äußerlich war sie eine umgängliche, milde Frau, wenn auch nicht ohne Bauernschläue war sie gütig. Immerhin fanden der alte Konradin und Reinhard bei ihr Unterkommen und Schutz vor den Unverschämtheiten der Welt. Und hatten nicht viele junge Leute in ihrer Küche gelegentlich etwas ganz anderes als das hinlänglich Bekannte zu hören & sehen bekommen? Ja mehr noch: hatten sie dort nicht erfahren, daß es ganz anders geht?



Das Fest

Das Fest ist da! Eigentlich ist es da in jedem Augenblick. Doch bemerken es die Menschen oft nicht, weshalb sie immer wieder versuchen, eines zu veranstalten. Für das Fest unseres je eigenen Hierseins sind die Vorbilder von Beethoven & Companie unmaßgeblich; große Geister sind extreme Ausnahmen menschlichen Gelingens, deren Maßstäbe für bescheidener geratete Gestalten nicht gelten. Ich muß hier nichts großen Geistern vergleichbares leisten, überhaupt muß ich oder du oder Conny oder Franz und Robert, Micha, Wolly oder Charly hier nichts mehr leisten. Aber ich muß und ich will meine besondere Art des Menschseins so gut als mir möglich leben. Was sonst wenn nicht mein ureigenes Kautzum muß & soll ich leben? Mein Selbst, so lange es da ist, will ich, was auch immer in ihm sich gibt, so gut als mir möglich ausdrücken, ich will Altbekanntes auf meine Weise wieder und wieder zu sehen & zu sagen suche. Indem Einer seinem Kautzum zu entsprechen versucht, gibt er dem Gelingen eine Chance. Und ein gelungener Augenblick oder gar Tag oder seine Nacht hat kein Wozu, er ist ein Wozu der Schöpfung; ihr Gelingen ereignet sich alltäglich überall, mehr Wozu ist unnötig. Und unsterblich bin ich ohnehin in jedem Augenblick so lange ich lebe. – Selbstverständlich hat mein festliches Gelingen wenig gemein mit dem von materiell überdrehten Filmsternchen oder überversorgten Polit-schlampen.

Eine der Unverschämtheiten des Zeitgeistes war es damals jedoch gewesen, Kauzigkeit als einen abartigen Fehler, ja die wundersame Vielfalt menschlichen Kautzums als verwerflich und, wo man einzelner Abweichler oder Eigenbrödler habhaft werden konnte, für der Korrektur bedürftig anzusehen. Gemäß damals herrschender Anschauung hielten sich die anscheinend körperlich rüstigen & geistig unauffälligen Menschen allen Ernstes für maßgeblich: unglaublich! Die Gewöhnlichen hielten sich für die eigentlichen und also normalen Vertreter des Menschentums und somit für das Maß nicht bloß der Dinge, sondern der anderen Menschen. Dieser gefährliche Irrtum war so tief in das allgemeine Meinen eingebrannt, daß es schon von einer abartig entwickelten Geistesverfassung zeugte, wenn man am allgemeinen Irrsinn zweifelte und an die Gewöhnlichkeit des Alltäglichen nicht glaubte. In irriger Überheblichkeit oder maßloser Selbstüberschätzung oder in an Blindheit grenzender Selbstverkennung behauptete damals die überwältigende Mehrheit der etwa 30 bis 50jährigen Werktätigen beiderlei Geschlechts: der sich aus ihrer vorübergehenden Ausnahmesituation ergebende Zugriff auf

die Welt sei auf Kosten aller anderen Lebensalter oder Lebenslagen oder Lebensempfindungen die allein seligmachende *Normalität*. Im Zustand dieser ihrer professionellen Beschränktheit vergaßen sie ihre eigene Kindheit, übersahen Jugend und Reife und verschmähen den Blick in ihre eigene Zukunft sogar dann, wenn diese längst begonnen hatte und auf den Tod zulief. Obwohl sie sowohl ihre Vergangenheit wie Zukunft ausblendeten, sahen sie ihre Gegenwart auch nicht, vielmehr schauten sie fern. Egal wie zahlreich sie geworden waren, die Normalen waren bedauernswerte Exemplare des Menschentums geworden. – Glücklicher Weise aber bestehen die weitaus meisten menschlichen Lebenszeitempfindungen, selbst wenn man die Abenteuer des Schlafes nicht rechnet, aus Anderem denn den karg einfallslosen Jahren berufstätiger Gewöhnlichkeit. Da sind die endlosen Festtage der Kindheit, in denen wir zur Welt kommend ein Kosmos werden. Unsere kindlichen Unendlichkeiten münden hierzulande in eine lange währende Jugendzeit mit ihrer unabsehbaren Folge einzigartiger Erlebnisse, da vergeht keine Woche ohne Aufregung, da ereignet sich unter jedem Mond ein Roman; solange kein Jahr dem nächsten gleicht, spielt jugendfrische Festlichkeit unter dem Horizont unabsehbarer Zukunft. Empfindungsreich und also langwährend sind auch die Jahre des folgenden Übergangs, in denen man bereits als Erwachsener gilt, es aber noch nicht vollgültig zu sein braucht: während man sich ins äußerlich Gegebene hineinfindet, indem man seine Wohnstatt sucht begründet wechselt, Berufe ausübt, womöglich da oder dort dem Geschäft der Vermehrung nachgeht; während all der Zeit bleibt einem ein Überschuß an Kraft & Schalk genug im Nacken, um den Quark nicht vollständig ernst zu nehmen. – Was bleibt von der vorgeblichen Normalität der Werktätigen? Einklemmt zwischen auslaufender Jugend & einsetzendem Alter zerfasern die sogenannten *besten Jahre* der Erwachsenen vorne & hinten, eilig gehen sie vorüber. Nach einigen ernsthaft angespannten Jahren im Betrieb der Zwänge & Nöte ist das Ende der Normalitätsmaskerade absehbar: bald ist an zunehmende Bereicherung in der Welt der Dinge oder weiteren Aufstieg im Machtgefüge nicht mehr zu denken: jüngere stehen einem bereits auf den Fersen, treten einem in die Hacken: will man unter dem Leistungsdruck nicht vorzeitig an Körper oder Gemüt erkranken, tut man gut daran, geruhsam & jovial zu werden: so oder so wird man gebremst oder bremst sich selber, gewinnt so oder so Abstand zu den eine Weile geltenden Wichtigkeiten. Manch einer beginnt schon inmitten seiner Normalität, auf die hin man ja in nicht enden wollenden Zeiträumen Schulen besucht – Ausbildungen gemacht – Kinder gezeugt – Häuser gebaut – Flugreisen gebucht – Autos verbraucht hat, die Jahre bis zur Rente zu zählen und sich für den abschließenden Lebensabschnitt zu schonen. Kaum war man in sie eingetreten, schon ist es wieder vorbei mit dem bißchen Normalität: das leidige Kränkeln & Altern & Abschiednehmen beginnt sich wieder

endlos hinzuziehen. So ist es recht: Ordentlicher Weise wächst der Mensch ab dem 50ten Jahr über seine werktätige Normalität hinaus und wendet sich, ebenso wie in seiner pränormalen Jugendzeit, endlich wieder seiner eigentlichen Welt zu.

Der Greis aber ist nicht mehr von dieser Welt. Wer die 80 überschreitet oder gar auf die 90 zugeht, muß längst nicht mehr von dieser Welt sein, den Spielregeln unserer Alltage muß er keine Folge leisten: „Das Leben wäret siebzig Jahr“ ist auf Hertas Speicher in alten Büchern zu lesen. Nicht bloß die Jahre, die sich langhinziehenden Monde und Wochen nach dem 70ten sind geschenkte Zeit; unter glücklichen Umständen Zeit zur Läuterung: statt der Flucht in Ferienreisen wird beschauliche Annäherung an Wesentliches möglich. So habe sich im Rheingau, wurde Pater Michael nicht müde zu berichten, ein alter Winzer seine letzten 15 Jahre hindurch ausschließlich von Brot & Wein genährt. – Sein Onkel, ergänzte Pater Michael beim zweiten Schoppen gerne seine Brot & Wein Geschichte, sein Onkel in der Pflegeanstalt dort unten am Fluß freute sich sogar noch weit über sein 90tes hinaus über Besuch. Doch kam es vor, Pater Michael lächelte in sein halbvolles Weinglas hinein, daß der Greisenonkel nach einer Weile, weiterhin verständigen Blicks hin & wider nickend oder Zustimmung murmelnd, heimlich sein Hörgerät abgeschaltet hatte. – Was ging den Greis das Gerede des Besuchers an? Warum sollte er dem Strom der Nachrichten von einem Leben, an dem er immer weniger Teil nahm, folgen? Irgendwann beginnt eine Lebenszeit, in der zusätzliche Namen und Bekanntschaften und Nachrichten und Erzählungen und Eindrücken die Einsicht stören. Also schaltet der Greis ab. Des Besuchers Nähe und Wärme und Stimme, also Wesentliches, schätzt er gelegentlich schon. Noch? Denn auch das kann gegen Ende hin bedeutungslos werden. Wenn es so weit kommt, rutscht man bereits lebend in eine ganz andere Sphäre hinüber. – Vormals saßen in den Hütten auf den Dörfern dort oben Greise, meist jedoch Greisinnen jahrelang neben dem Herd inmitten des Küchentreibens ihrer Familien, nahmen also von einem ihnen zukommendem Platz am sogenannten Leben Teil, während sie schweigend Schritt für Schritt hinüber gingen. Schließlich wurde ihr Verschwinden kaum bemerkt. Sie waren verklungen. – Was den verstummenden Greisen im Verlauf ihrer geschenkten Zeit widerfährt, bleibt verborgen, es geschieht diesseits oder auch jenseits der Sprache, es geschieht außerhalb des beredten Treibens unserer gewöhnlichen Tage. Ihr inneres Erleben breitet sich in einen anderen Zeitraum hinein aus. So schaltete Pater Michaels Onkel manchmal ganz ab und ging in sich; nein, er dachte nicht an den Zweiten Weltkrieg, wie seine polnische Pflegerin vermutete, wenn er unzugänglich wach da saß. Er sinnierte über den von 14/18, träumte von dem jungen, strahlend schönen Prinzen, der, hoch zu Roß, den Truppen voran durch die

Weiten der Ukraine ritt: „Der wird bestimmt nicht überlebt haben.“ Mit vom Nachglanz vergangenen Wagemuts erfüllten Augen erwacht der Greis zu seinen Besuchern. – Sollte es wichtigeres geben, als zu überleben? Schöneres gewiß. Der Greise Wissen ist verschwiegen. Und sie brauchen auch nicht viel zu hören. Es kommen die Tage, da ist Belehrung nicht bloß unnötig, sie stört: sie vertreibt die lieben Geister, mit denen man vertrauten Umgang pflegt, in deren Gesellschaft man sich mehr denn in irgendeiner flüchtigen Gegenwart heimisch fühlt. – *„Die stille Freude wollt ihr Stören? – Laßt mich bei meinem Becher Wein – Mit andern kann man sich belehren – Begeistert wird man nur allein.“* Sein in frischer Jugend im Hirn verankertes Zitat schnarrend wehrte sich der greise Onkel im ersten Jahr seiner Bettlägerigkeit gegen die Zumutungen der Pflegerin, wenn sie ihn bereden, zu irgendwas aktivieren oder gar den Fernseher einschalten wollte, weil sie in Altenaktivierung ausgebildet worden war und in ihrer zeitgemäßen Naivität meinte: stille Greis würden sich langweilen. Aber der Greis langweilt sich nie. Er ist immer bei sich, das heißt: in seiner vollständigen Welt: das ist das Fest. „Wie schön es ist, Erinnerungen zu haben“ sagte schließlich der Großonkel dem Schatten der Pflegerin – so erzählte Pater Michael beim vierten Schoppen –, als er in der Woche vor seinem Verlöschen für einen Weile zur Gegenwart erwachte.

Der andauernden Weile, die uns hier bis zu unserem Erlöschen umgibt, zum Trotz, ist es ein altbekanntes, schon früh erfahrbares Phänomen, daß mit zunehmendem Alter die Jahre, mithin das, was wir Zeit zu nennen gewohnt wurden, immer rascher vergeht. Unsere eigene Zeit scheint sich zu beschleunigen, das Rad rollt schneller, sobald wir über den Hügel hinweg sind, es rollt bergab zurück zum Ausgangspunkt. Längst Vergangenes erinnert der Greis wie kürzlich geschehen, gestriges hat er bereits vergessen, jüngst Vorübergegangenes bemerkt er nicht, denn es ging ihn, der längst woanders ist, eigentlich nichts an. Immer weniger Neuheiten begegnen dem Greis, immer weniger ist interessant genug, um in sein Bewußtsein einzudringen, um sich in den Zusammenhang seiner Vergangenheiten einzureihen und seine geübten Erfahrungen zu bereichern, somit seine Zeit zu mehren. Die ohnehin niemals ganz klaren Grenzen zwischen früher & später & jetzt lösen sich auf. Der Vergreisende erkennt in den äußerlich sich wandelnden Formen immer deutlicher die Wiederkehr einander ähnelnder Gestalten, deren Urbilder in seinem Bewußtsein, lang ist es her, jugendfrisch gewachsen waren. Die Sphäre des Erfahrbaren ist nicht unbegrenzt, wiewohl sie Löcher hat; neue Äußerlichkeiten zu erleben kann unnötig werden. Ohnehin bildet jedes Bewußtsein eine vollständige, vielleicht sogar eine vollkommene Welt für sich. Nichts fehlt. Alles ist da. – Indem sich vergangene Ereignisse Personen Namen in der Erinnerung zusammenziehen, bilden sie Einsichten eigener Art, die sich der Rede versagen. Obwohl der Greis

noch jahrelang, äußerlich kaum verändert, anwesend ist, schleicht er schrittweise aus dem Gesprächszusammenhang, in dem menschliche Gemeinschaft besteht, hinaus. Irgendwann ist er nicht mehr von dieser Welt, obwohl er noch in ihr sitzt. Diese Lebensphase, mag sie für eine kurze Frist erreicht sein oder wie jede andere auch „ewig“ währen, ist nicht nach Jahren zu messen oder anderweitig zu wägen. Indem sich die Jahresläufe rascher wiederholen, verliert die Kategorie der Zeit überhaupt an Bedeutung. Unsere Zeit versandet. Ist es dieser Winter oder der vom vorigen Jahr? Jedenfalls ist es die gleiche Suppe, das gleiche Fensterbrett, die gleiche Schneeflocke, irgendwo ist auch wieder Krieg. – *„Ich pflege mitunter zu vergessen,“* ist in einem von Friedrichs alten Briefen auf Hertas Speicher zu lesen, *„daß ich lebe. Ein Zufall, eine Frage erinnerte mich dieser Tage daran, daß in mir ein Hauptbegriff des Lebens geradezu ausgelöscht ist: der Begriff Zukunft. Kein Wunsch – kein Wunsch, kein Wölkchenwunsch vor mir! Eine glatte Fläche! Warum sollte ein Tag aus meinem 70. Lebensjahr nicht genau meinem Tag von heute gleichen.“* Oder geglichen haben? – Zeit & Zukunft sind gelegentlich brauchbare Abstraktionen, ohne die man es sich wohlsein lassen kann. Unter wolkenfreiem Himmel am glatten See der Zeit zu sitzen ist ein Fest des Lebens.

An unsren Grenzen wird die Notwendigkeit unserer alltäglichen Bindungen endlich fraglich. Das Raster löst sich auf, das Maß der Zeit zerreißt; der Mensch wird durchlässig: offen für ganz Anderes. Wie das Kind in seinem Spiel oder der Jugendliche in seinem erotischen Wahn so nimmt auch der Greis an den Gesetzmäßigkeiten unserer verbindlichen Welt nur am Rande teil; jenseits des Allgemeinbindenden haben verschiedene Lebenslagen ihre je eigene seelische, also ihre ihnen jeweils gemäße Wirklichkeit. Das ist ihre jeweilige Eigentlichkeit. Die Zeit als eine grundlegende Anschauungsweise der Vernunft bildet gemeinsam mit dem ebenfalls als unverzichtbar vorgestellten Raum unsere sogenannte intersubjektiv wirkliche Welt. Das ist jene Ausnahmewelt, auf deren Tatsachen die Verständigen sich in ihren besten Jahren geeinigt haben, um sie und einander besser beherrschen zu können. Indem der Greis die Kategorie der Zeit ablegt oder durchbricht oder aus ihr hinauswächst oder ihr entschlüpft, entzieht er sich der Beherrschbarkeit und tritt wie vormals schon das Kind oder die Jugend in eine andere Sphäre ein. Wer weiß, ob, nachdem die Zeit für ihn federleicht und unerheblich geworden ist, er sich noch mit uns im gleichen Raum bewegt, obwohl er dort über die Straße geht, in der Stube hockt, seine Suppe löffelt, an uns eine Frage richtet? Vielleicht überquert er eine längst vergangene Straße, sitzt in einer früheren Stube, schlürft eine alte Suppe, wiederholt uns eine vormals beantwortete Frage, hält uns womöglich für einen Verstorbenen. Jeder steckt in seiner Zeit. Das Kind, so ist zu hören, lebe im Märchen, im von der großen Mutter erzählten *es war einmal*, dort im Unbe-

stimmten begegnen ihm zeitlose Gestalten: Prinz – König – Stiefmutter – Ritter – Drache. In mythischer Bewußtheit wehrt sich der Jüngling gegen das Wüten des Geschlechtes in ihm mit Träumen von Heroen & Heldentum & Prinzessinnen, in Phantasmen von Kampf & Streit oder Krieg flüchtet er vor des Eros Qualen in den Mythos. In historisch verstandener Zeit hingegen mühen sich Erwachsene an eng bestimmten Begebenheiten ab und reiben sich an ihres Gleichen. Des Alternden Welt aber verflüchtigt sich, vergeistigt sich, wird Gleichnis. Während das Kind zögernd aus der Zeitlosigkeit in die Erscheinung einzutreten beginnt, zieht sich der Vergreisende aus ihr zurück. Es wird leichter: gegen Ende des Weges bedeutet Vergessen Marscherleichterung.

Nun saß Herta wie ein alter Häuptling in bunter Kitteltracht am Herd und mümmelte und drehte Daumen, doch verfolgte sie mit großen Augen wach, was im Raum geschah. Kein Wort war ihr dieser Tage zu entlocken. Warum auch, alle ihre Geschichten hatte sie ihrem Sohn Franz so oft erzählt, daß der sie von seinen eigenen Erinnerungen kaum unterscheiden konnte. Von den beiden Leben, die der arme Kerl nun im Kopf und auf dem Buckel hatte, war das seiner Mutter nicht bloß das weitaus längere, sondern auch das vielfach erzählte. Die beiden Leben in seinem Kopf oder auf seinem Rücken oder in seiner Brust drückten ihn nieder, so kam er in seiner gerade vergehenden Zeit nicht an, sie ging über ihn hinweg, sich gar Kommendem zuzuwenden fehlten ihm Kraft und Besinnung. Hertas bedauernswerter Sohn, der letzte Sproß eines wahrscheinlich aus der Jungsteinzeit in ununterbrochener Folge hervorgegangenen Bauerngeschlechts, war mit seinem Erbe überlastet. Nach seinem Erwerbstag im Betrieb der Zwänge bewerkstelligte er die ach so notwendigen und sich ach so viele Jahre hinziehenden Um- & Ausbauten auf seinem Erbhof. Nachzuholen versuchte er in seinem einen kurzen Menschenleben, was Generationen versäumt hatten. Zwar beschwerten ihn weder Weib noch Kinder, aber während er im Stall herumwuselte oder um die Scheune herum krauterte oder das Haus verbesserte, hatte er auch noch die Mutter mit Mahlzeiten, Getränken, Medikamenten, ja sogar mit Unterhaltungen sowie Aufmerksamkeit zu versorgen. Jahrelang ging das damals so. Immer noch empfand sich die Greisin als die Herrin auf dem Hof, redet also ihrem Sohn dazwischen, gab widersinnige Anweisungen oder erzählte ungefragt von damals, oder wollte es wissen oder machte ihm Vorhaltungen wegen einer seiner alten Geschichten oder weil er nicht verheiratet war. Die Alte wurde mit den Jahren schwieriger, so jedenfalls empfand ihr Sohn es. Manchmal sprach sie gar nicht, oder unverständlich, verwechselte die Jahre die Begebenheiten die Besucher, so hielt sie etwa Gitta für Lisel, Reinhard für Fred, erkannte Konradin, den die Käuze Conny nannten, gar nicht oder suchte das Pferd oder fragte nach den Kühen. Jeden zweiten Tag staunte sie

ausgiebig darüber, daß die Dorfstraße neuerdings asphaltiert war. Sie mochte auch nicht mehr ausreichend essen, trank ungerne, um Körperpflege drückte sie sich möglichst herum, lieber phantasierte sie nächtens auf dem Klavier. Und nun war das Schweigen über sie gekommen. Nun kam Franz für einen Augenblick zur Ruhe. Hatte er seine Werkeleien auf dem Hof erledigt und vor der Nacht mit angespannter Mine das Medikamentendöschen seiner Mutter für den kommenden Tag bestückt, dann endlich streckte er vor dem Schlafengehen alle Viere von sich, blieb regungslos im Sofa versunken am Küchentisch sitzen, es war immer noch der gleiche wie vor dem ersten großen Krieg, und sagte müde: „Es könnte alles viel schlimmer sein.“ – Das ist zwar unter beinahe allen Umständen wahr, und es ist mehr als Nichts, aber es ist nicht genug, und überhaupt ist es die falsche Blickrichtung. Aber Reinhard sagte seinem werdenden Vermieter längst nicht mehr, was er dachte; zu unterschiedlich waren ihre parallelen Welten geworden.

Wie eine Märchengestalt wandelte in jenen Sommertagen die Greisin daher durch die kahlen hellen Räume ihres erneuerten Hauses, ging traumverloren über ihren Hof und gelegentlich an Reinhard's Hütte entlang. Über ihre in die karminrote Wolldecke gehüllten Schultern hinweg züngelte ihr weißes, langes Haar von den beiden Schläfen und über der Stirn in drei hellen Flammen nach hinten empor. Ihr faltiges Gesicht war fleischig fest und ruhig. Ihre Hautfarbe rötlich gegerbt, an den Wangenknochen und um die Augenhöhlen herum war der Totenschädel zu ahnen. Ruhelos kaute langsam ihr Mund um die Zunge, als mümmele er Brot oder suche Worte. Bis in die Nacht waren in jenen langen Tagen ihre Phantasien auf dem Klavier zu hören. Gewiß, die Greisin war noch rüstig genug, um zu gehen, auch um zum Dorffest am Stock zu gehen, aber des Sohnes Sorge zwang sie in den Rollstuhl. *Seine* Mutter durfte unter keinen Umständen leiden; keinesfalls! So gut wie irgend möglich sollte ja mußte sie es haben, unbedingt, leicht sollten ihre Tage vergehen. Alles wollte er zu ihrem Besten tun, so jedenfalls hatte er es sich eingeredet. Seit einigen Wochen hatte er damit begonnen, seine Mutter, die gerne lange im Bett lag und keine Veranlassung mehr sah, ihren Hof zu verlassen, in den Rollstuhl zu setzen und im Dorf oder gar der Landschaft herumzufahren. Dabei hatte er sich auch angewöhnt, wie zu einem Kind zu ihr zu sprechen. Mit gekünstelt hoher Schmeichelstimme stellte er ihr in kurzen Sätzen dumme Fragen: Willst du zum Dorfplatz, Mamá?! – Soll ich dich zur Kapelle fahren? – Trink doch was, Mamá! – Sag doch, möchtest du zur Waldwiese oder lieber wieder heim?! – Sollen wir hier anhalten oder möchtest du gerne weiter, Mamá?! Sprachfaul wie sie geworden war, wurde es ihr schwer, auf die ihr widersinnigen Sätze zu antworten. Nach Atem ringend sammelte sie ihre Kräfte: preßte schließlich aus sich hinaus: „Ach, hör mir auf mit deinen Vor schlägen!“ – Ein andermal, Franz schob sie geschwinden Schrittes über den Höhenweg am Dorfrand, wo ihnen

von einem seiner Spaziergänge zurückkehrend Reinhard begegnete & also nach Wetter & Befinden fragen mußte, da zischte es aus Herta heraus: „Ach – laßt – mir doch – meine – Zeit.“ – Am Tag des Festes schob Franz seine Mutter im Rollstuhl zum Dorfplatz, wo einige Frauen Tische aufgestellt, sauber gedeckt und mit Kuchen bestückt hatten. Nun rollte man Herta ans Kopfende der Tafel, nun war sie die Häuptlingin. Der Wind spielte in ihrer weißen Mähne, sie mümmelte und schwieg, trank gezwungener Maßen Apfelsinensaft und aß die Sahne vom Kuchen, den man ihr in kleine Stücke zerteilt auf einem Pappteller vorgesetzt hatte. Ihre wechselnde Nachbarschaft war merkwürdig freundlich zu ihr, oft wurden ihre mürben Wangen getätschelt und gekünstelte Stimmen redeten Nichtssagendes zu ihr.

Das Dorffest wurde nicht auf der Kreuzung der Käuze zwischen Reinhard's Hütte und Christians Haus, sondern auf dem geschorenen Wiesenstreifen an der Weggabelung bei der Kapelle abgehalten. Dort war auch Schatten, denn aus heidnischer Zeit übriggeblieben überragte ein vom Blitz gespaltener Lindenbaum das Häuschen des neueren Glaubens. Seit vierzig oder mehr Jahren feierten die Dörfler pünktlich zum August das gleiche Fest: Schwenkgrill über offenem Feuer, dazu unmäßig Bier, etwas Wein für die Frauen und Schnaps zum Nachspülen, einfache Gerichte aus gegrilltem Fleisch satt mit Nudel-, wahlweise Kartoffelsalat, für endlos Hungrige auch Brot und Obstkuchen mit Sahne für die alten Weiber. Dazu hämmerten wie eh aus den jeweils neuesten Boxen die immer gleich dröhnenden Bässe und erstickten Gespräche im Keim. Sprachlos geschwätzig stand und steht oder sitzt man auf dem Fest unter der Schallglocke und trinkt oder kaut und lacht als hätte man gescherzt und raucht und glotzt und lacht und zapft und trinkt und raucht und glotzt. Und wie gehabt geben sich mit vorrückendem Trunk einige der Frauen doch wieder ihrer „Musik“, wie sie es nennen, hin und geben vor zu tanzen: sie rocken ab, schütteln ihre Glieder; leider sind sie nicht mehr so ansehnlich wie vor einem viertel Jahrhundert. Damals, in ihrer Mädchenpracht, bot auf solchen Dorffesten wenigstens der Anblick hopsender junger Frauen eine Entschädigung für das industriell reproduzierte Gelärm aus den Boxen. Indem seine eigene Jugendkraft entschwunden war, hatte Reinhard es aufgegeben, die seinerzeit unvermeidliche Beschallung zu überschreien. Widerstand war mit den Jahren zwecklos geworden. Außerdem standen ihm im Getöse mit vorrückendem Alter auch keine Menschen mehr gegenüber, die auch etwas sagen oder wenigstens hören wollten. Anders als einigen Käuzen war den meisten Dörflern wenig daran gelegen, etwas zu sagen oder gar zu hören. – Sollte alles erreicht worden sein? Oder war alles verfehlt worden? Jedenfalls war, da Herta verstummte, auf dem Dorffest Niemand, der behaglich zurückgelehnt aus der Fülle seiner Vergangenheiten erzählte. Wer hätte ihm auch zuhören können? Die damaligen

Leute hatten offenbar vergessen, was ein Fest ist, statt dessen hatten sie sich an verfressene Pflichtübungen mit Besaufung gewöhnt.

Dasein und Begegnung sind das Fest. Jedoch verkümmerten mit den Festen im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts die redefrohen Tischgenossen. Unter den damaligen Umständen war es inmitten massenhaften Wohlstands schließlich so weit gekommen, daß wir streitbaren Redefreunde wie seltene Tiere einer gewesenen Heimat vom Aussterben bedroht waren. Im Dunst der alles überwuchernden Werkstätten oder im Schatten der Bürohäuser verkümmern leidenschaftliche Schwätzer. Vormalig bevölkerten wir Redseligen die Wäldern des deutschen Idealismus oder entstammten den Klausen son- nig verwöhnter Weinländer, wir bereicherten durch unsere Gegenwart die Märkte und die öffentlichen Feste volkreicher Städte, wir waren unvermeidliche Gäste der Reichen & Schönen. Wie kaum ein anderer schmückte der Redekünstler prunkvolle Tafeln, denn vormalige Wohlhabenheit verlangte nach Zweck und Sinn: bei den Festen mußte nebst dem Tier auch der Geist erscheinen. Denn köstlicher denn Wein bereichern die Enoten von Körpers & Geistes jede Tafel: Tanz & Spiel körperlich-geistiger Erotik sind das Fest! Die Schönen gehören neben die belesenen Schwätzer, zumindest einander gegenüber als Ehrengäste an den gedeckten Tisch der Wohlhabenden, auf das ihr Reichtum Zweck & Sinn habe. Ob oben unten vorne hinten zwischen Arm oder Reich, wo immer er auch sitzt, jeder redefrohe Tischgenosse ist eine der Wiederholungen altehrwürdig lebensfrommer Daseinsweise. Dergleichen stirbt im zeitgemäßen Betrieb. Für einen redlichen *para sites*, den geistreichen Beisitzer am gedeckten Tisch, sind die Tischgespräche weitaus wichtiger denn das Essen. Ein üppiges Mahl mit schlechten Reden jedoch reizt ihn zum Erbrechen. Und in solch jämmerlicher Gesellschaft kann er sich nicht einmal durch die Würze böser Sprüche etwas Luft machen, weil am Tisch niemand sitzt, der sie schmecken kann. Und wer brät in Gesellschaft schon gerne für sich alleine einen Storch? Wo aber Redefreunde zusammenhocken, schmeckt ein karges Gericht samt dem minderen Wein mitsamt dem blühenden Gerede von Stunde zu Stunde besser; dergleichen blieb früher sogar in der Erinnerungen lebendig und trug mitunter späte Früchte. Man munkelt sogar von Tischgesprächen, die wurden Jahrtausendhindurch weitererzählt. An unbekanntem, ganz anderen Tischen wurden die Fäden einer vormalig begonnenen Reden wieder aufgenommen und weiter und weiter bis an die Schwelle unserer Gegenwart gesponnen. Und sollte heute tatsächlich noch irgendwo ein Redefreund anwesend sein, dann verbinden auch ihn unverbesserliche Neigungen und Abneigungen, grundsätzliche Vorlieben verratend, mit längst vergangenen Vorläufern oder Vorsitzern am gedeckten Tisch. Indem jedes Gespräch sowohl die Grenzen des Ichs wie der Zeit überschreitet – beim Überschreiten kann schlichter Landwein behilf-

lich sein –, bleibt kein beredter Tischgenosse einsam oder allein. Mit ihm sitzt der große Haufen der augenblicklich Abwesenden, geladen oder ungeladen, am Tisch und redet aus dem Hintergrund munter drein. Mag es dabei auch drunter & drüber gehen, alle redefrohen Tischgenossen sind sich seit jeher einig in einer seinerzeit aktenkundig gewordenen Forderung ihres Vorsitzenden: sie verlangen aus guten Gründen an Stelle der ihnen von ihren Mitbürgern wegen vermeintlich unnutzem Betragen angebotenen Strafe die Speisung auf öffentliche Kosten; viel weitergehendere weltliche Forderungen stellt unsereiner selten, der Rest mag sich finden. Hauptsache man hat freie Zeit, um miteinander zu reden. So einfach schön könnte es sein. Aber auf den verkümmerten Feste jener Zeit waren Parasiten unerwünscht geworden, beim Dorffest gab es statt der Eroten nur Essen & Trinken.

Wen wollte er dort sehen? Warum sollte er dort hingehen? Dem Gesicht, das wir wiedersehen wollen, werden wir sowieso nicht mehr begegnen. Sie wird nicht unversehens aus dem Gedränge auftauchen, wir werden ihr nicht zurufen können: Hallo! Da bist Du ja, komm her zu mir und erzähl, wie ist es Dir ergangen in des Lebens labyrinthisch irrem Lauf? Wardst Du von einem günstigen Geschick beschenkt oder trogen Dich Deine Blüenträume? Komm her zu mir und erzähl, was Dein Herz beglückt oder Deine Seele betrübt. – So schön könnte es sein. Reinhard war doch Spaziergänger, was hatte er auf dem Fest der gewöhnlichen Leute von damals zu suchen? Am liebsten wäre er ihnen aus dem Weg gegangen. Und so war es auch jetzt: als er vor seine Hütte trat, ginge er nicht nach rechts zum Fest der Anderen, wie er sollte, wie er wollte, weil er muß, sondern es zog ihn, um möglichst niemandem Rede stehen zu müssen, linksherum den kürzesten Weg zum Dorf hinaus & den Hügel hinab und unten im Sifen über den Bach, weiter linksherum auf dem Asphaltweg durchs waldige Tal zur Fernstraße geschlängelt, hurtig hinüber in den Auwald am Bach. Dort spielen die Schatten der Felsen mit Farben und Licht im Wasser. – Sein Heimweg führte ihn unterhalb an der Wüstung vorbei den Hang hinauf zum Dorfplatz: die Normalen sind unvermeidlich, an diesem ihrem Festtag mußte auch er bei ihnen verweilen, um nicht geächtet zu werden; auch er muß sich mit ihnen betrinken, wie es sich gehört.

Der Rauch des Holzkohlenfeuers roch lecker. Er käme spät, mußte Reinhard sich vom Grillmeister anpflaumen lassen, er könne froh sein, daß sie genügend Bauchspeck und Schnitzel gekauft hätten, damit auch er was abbekomme. „Jetzt trinkst du aber mit!“ Breitbeinig stand der schielende Josef vor ihm, langte ihm ein frisch gezapftes Bier hin: „Jetzt gibt es keine Ausreden: Prost!“. Inmitten des Gelärmes begann nun auch für Reinhard der Trunk. Der Dicke Willy war schon beinahe hinüber, rotäugig glotzte er bissig in die Runde. Schon beim Aufstellen der Tische & Bänke und dem Feuerma-

chen hatte er tüchtig zugelangt. Da waren auch die Nachbarn von hinter Herta samt Anhang und rauchten und tranken und witzelten mit der zugezogenen Juristin mit den dicken Titten und der Tochter ohne Vater. Josef war Meister und verachtete den Spaziergänger, drückte ihm ein zweites Bier in die Hand, „das nächste zapfst du!“ „Auf jeden Fall,“ ergänzte Willy, „von Glück kannst’e reden, daß de keinen Deckel mach’n mußt. Anderswo als bei uns hieß es: Zahlemann & Söhne!“ Gelächter, Gedrohne aus Boxen, Rauch & Bier, Gerede, Sticheleien, Witze von Vorgestern; und immer ein freundliches Gesicht machen müssen: lächeln. – Zum Glück können sie keine Gedanken lesen. Bauer Heinrich war standesgemäß mir dem Riesentrecker gekommen, war bald auch gut dabei, klopfte Reinhard auf die Schulter, kredenzte ihm einen Schnaps, trank ihm zu, sah er doch den unvermeidlichen Spaziergänger häufig auf Feldwegen oder am Waldrand; man war bekannt, man grüßte einander, man war dabei, man gehörte dazu: das ist Heimat. „Müssen uns mal zusammensetzen.“ Siegbert lallte bereits unverständlich, vermutlich hatte er sich vorab zu Hause mit Gebranntem warmgetrunken, oder vertrug er bereits nichts mehr? Doch Heinz, der sich eisern an seinem zweiten Bier festhielt, vorgeblich weil er mit dem Motorrädchen seiner Tochter heimfahren wollte, verachtete den von Schafen träumenden Banker und ließ ihn abblitzen. Überhaupt war Heinz nur herübergekommen, um die ihm auf dem nächsten Hügel benachbarten Spinner in ihrer Lächerlichkeit versumpfen zu sehen. Eine der Frauen mit Kuchen versuchte ihn mit einem Scherzblick aufzustören, er nahm es im Mundwinkel zuckend hin wie einen der alten Witze, schaute der vorübergehenden mit seinen schwarzen Augen durch ihr geblühtes Kleid hindurch auf den ausladenden Hintern, als hätte er etwas vergessen. – Also doch ein drittes Bier: frisch & kalt & feucht & Prost dem Nächststehenden. Die am Waldrand Zugezogenen zu seiner Rechten – gequält zog Heinz seine Brauen zusammen – redeten dummes Zeug von Gartenbau oder Schnecken oder Eiern freilaufender Hühner, erwähnten gar die heraufziehende Klimakatastrophe. Der zugezogene Mann war als gediegener Verwaltungsbeamter jedermann verdächtig und seine Gattin mit ihrem guten Elternhaus war für die Dorffrauen ein Witz hinter vorgehaltener Hand. Charly stand inmitten des Ganzen nahe dem Feuer, die eine Faust in der Hosentasche vergraben, in der anderen ein Wasserglas schaute er gleichmütig umher: das Ganze ging ihn nichts an, er war eben bloß da. „Fünf gegen 1nen ist unfaire!“ frotzelte ihn Meister Joseph an. Für Nichts. Die Kuchentafel entlang, mit Herta zu Häupten, saßen einige überreife Frauen, mischten weißen Wein in ihr Geschwätz. Der junge Mann im Dorf stellte sich zu denen in den angeblich besten Jahren zwischen Grill und Fäßchen, nahm ihr Gerede lächelnd hin, als wäre alles in Ordnung und müsse so sein. Wieso war er nicht abgehauen wie der Sohn der Zugezogenen am Waldrand? Reinhard hatte sein Bierglas abgestellt, aß nun brav sein Schnitzel mit Kartoffelsalat,

dann noch eins und eine Scheibe Bauchspeck mit Brot. Offensichtlich ließ er es sich schmecken; so lange er aß, verging seine Weile schmerzfrei, so lange er aß, konnte er sich unauffällig und wie gewöhnlich fühlen inmitten der Fremden. Aufgekaut galt es wieder ein Glas in die Hand zu nehmen und weiter zu trinken. Auch Bauer Gonzo war zum Dorffest gekommen, hatte er doch alle Anlagen zu einem guten Kameraden, kannte alle eingesessenen Familien in Hertas Dorf und war gut Freund mit jedermann. Von jugendauf ein Freund des gemeinschaftlichen Trunkes war er immer noch auf der Suche, nun betrank er sich Arm in Arm mit seinem Kollegen Heinrich; bis es soweit war, fachsimpelten sie über das delikate Verhältnis von Kuh & Kalb. Heinz gesellte sich zu den beiden Bauern, war doch auch er ein Meister, kannte er doch Gonzo aus der gemeinsamen Schulzeit, der ihn sogleich freudig begrüßte und vergeblich nach Bruder Robert fragte, der auch an diesem Festtag in seinem Kabuff geblieben war, weil er statt dicke Schnitzel zu kauen lieber seine Kräuter rauchte und aus dem Planen nicht herauskam. Förster Sand, heute ganz ohne Frau, simpelte mit dem Zahnarzt Müllemeister über die Jagd; der Handwerksmeister Wolters klagte über den Verfall der Preise, die Höhe der Steuern, die Unfähigkeit der Handlanger, die Blödheit der Politiker; der Kirchdorfpolizist versicherte ihm, nicht zu wissen, wann es wo blitzt. Als ein geborener Vertreter der Käuze war auch Pater Michael erschienen, er stand am Fäßchen im Rauch und trank mit der Gemeinde, machte Witze über sich selbst, diskutierte hitzig über Fußballspieler und lobte die Salate der Frauen. Volkstümlich meinte er sich geben zu müssen, also vermischte er sich pflichtschuldig auf den Festen im Kirchspiel umher mit dem Volk im Trunk. Dabei nahm er Schaden an seiner Seele. Da waren ja auch Peter & Frau anstandshalber von der Mühle am Bach hinaufgekommen zum nachbarschaftlichen Essen & Trinken, doch mußten sie bald wieder heim. Franz gab sich heute lustig, leutselige schwätzte er mit diesem oder mit jenem übers Dorfgeschehen oder die Tücken der Bauerei und des leidigen Kreditwesens, stellte sich den Zugezogenen vor, stierte der Juristin auf die Titten, aß brav sein Grillschnitzel mit Nudelsalat, trank sogar der Geselligkeit halber Korn zum Bier. Bevor er den Leutseligen spielte, hatte Franz Herta heimgerollt. Ihrer Häuptlingin beraubt blieben die überreifen Frauen an der Tafel sitzen, tranken bald statt des Weins süße Schnäpse & kreischten. Im werdenden Dunkel sah man Pater Michael hochroten Kopfes, schwer atmend und tot traurig in ein Taxi steigen, mit dem Peter Squenz zu Besuch gekommen war. Jovial war unser Peterchen geworden! Früher in seiner Kindheit & Jugend hatte auch er sich mit den Käuzen herumgetrieben, aber seitdem unser Dr. Peter Squenz als einer der letzten einen lebenslänglichen Lehrauftrag im Mittelbau an der Uni dort unten in der Stadt erhalten hatte, kehrte er, dessen weltliche Probleme nun lebenslänglich vom Tisch waren, hin & wieder gleichmütig in sein Dorf heim, um seiner Mutter die Wangen zu

tätscheln und sich bei belang- & folgenlosem Gerede grundlos zu betrinken. Er war wer geworden, zu dem die Dörfler freundlich Abstand hielten. Robert Koch hingegen verwandelte sich damals gerade in einen erfolgreichen Geschäftsmann, Zeit um hinaufzukommen fand er keine mehr. Richard, der in seinem früheren Leben in den Dörfern umher als *Rumpelstilzchen* gegolten hatte, freute sich, daß sie ihn dort oben in der Gegen vergessen hatten. Alfons war vor Jahren am Trunke gestorben. Christian hatte mit seinem Weib Paula und den Umständen seines neuen Lebens genug am Hals, mittlerweile wollte er mit seinem früheren Haus ebensowenig wie mit seiner sogenannten Heimat zu tun haben. Friedrich verließ seine Dachkammer kaum noch. Und Conny hatte sich schon seit einigen Jahren für zu alt erklärt, um an dem alljährlichen Augustrummel teilzunehmen; dem Grillgelärme lauschte er bloß noch von der Veranda seiner Hütte über dem Tümpel hinweg durch die Büsche hindurch. Gelächter, Gedröhne aus Boxen, Rauch & Bier, Gerede & Schnaps, Sticheleien, kreischen vom Tisch, ein Witz von Vorgestern, ein voller Bauch, allenfalls noch die dicken Titten der Juristin oder der Hintern der Kuchenfrau; und immer ein freundliches Gesicht machen müssen. Zum Glück können die guten Leute keine Gedanken lesen.

Der Grillmeister hatte im Abenddämmer sein gemeinnütziges Geschäft beendet, erklärte sich nach dem vielen Rauch für verdienstermaßen durstig, stellte sich neben den jungen Kerl in den Kreis der Männern der besten Jahre, verglimmendes Holzkohlenfeuer im Rücken, Fäßchen zum Greifen nahe, füllte seinen ererbten Humpen, wölbte selbstzufrieden auch seine Wampe vor und begann seinen wohlverdienten Trunk mit Geschwätz. – Es ist ein Klischee, ich weiß, es läßt sich nicht ändern: die satten Männer am Bierfaß palaverten tatsächlich über Autos. Mittlerweile ist es ja Vergangenheit, aber damals begann es gerade, damals waren Geländewagen angesagt: hohe, breite Schlitten, denen wurden die Landstraßen zu schmal und die Parkplätze zu eng, den silbrigen oder schwarzen jedenfalls unhandlichen Blechkisten wurde alles zu eng und die Fahrer zu klein und Gelände, für das sie eigentlich gefertigt worden waren, gab es gar nicht, denn von den Bergen über die Gegend hinweg bis zum Meer hinab war die ganze Landschaft verplant: von den Asphaltstraßen mit Allrad ins Gelände abzubiegen war verboten. Aber aus unerfindlichem Grunde liebten die damaligen Männer geländegängige Spritschleudern! Also sprachen auch die Männer auf dem Dorffest, verglimmendes Holzkohlenfeuer im Rücken, Fäßchen zum Greifen nahe, Bauch gewölbt über Geländewagen, über ein bestimmtes Geländemodell, nicht eigentlich über das Modell selbst, sondern über dessen Kotflügel, genauer: über die in den Kotflügel eingedrückte Linienführung. Die Männer waren hierin wie in so Vielem Spezialisten, sie fanden die geschwungenen Linien dieses einen Kotflügels besonders gelungen, sie nannten sie „schön“. Grundsätzlich ist gegen die Liebe zum Schönen nichts einzuwenden. Eigentlich folgten die

Männer zwischen Grill & Fäßchen einem urtümlichen Antriebe ihrer Vormänner, indem sie in ihren Alltags Schönheit, statt sie bloß zu suchen, zu finden meinten. Immer schon wollten Männer etwas schönes sehen & haben. Immer schon wollten Männer zeigen, welcher prachtvoller Kerl sie eigentlich sind, indem sie, mehr denn Acker Haus Weib & Kinder, ihr schönes Pferd vorwiesen. So war das früher: die Leidenschaft für das Pferd verband Groß & Klein. Fürsten und Gefolgsleute, ja alle die Pferde kaufen oder rauben konnten waren sich einig, bildeten eine Gemeinschaft von Wertschätzern. Und der Unbeerbte, der weder die entsprechenden Mittel noch den Mut hatte, an ein Pferd zu gelangen, nahm auf seine Weise Anteil an der allgemein anerkannten Schönheit, indem er es für Tageslohn für jemanden striegelte oder fütterte. Während das Klein- & Federvieh in der Obhut der Weiber war, kümmerten sich alle Männer um das Pferd. Von Kind auf wurden die Güte von Fell, Flanken, Zähne, Mähne begutachtet, Brust, Rücken, Gemächt bewundert. Das Pferd war Spiegel ihrer Männlichkeit. Aus dem gleichen Urtrieb heraus, meinten vermutlich die damaligen mit ihren Autos zu zeigen, welcher prachtvoller Kerl in ihnen stecke. Auf den ersten Blick hat es im Nachhinein den Anschein, als habe sich mit den Zeiten bloß die Form der Selbstdarstellung gewandelt und das Augenmerk mit der Mode vom Pferd auf den Geländewagen verschoben. Aber in Wirklichkeit war im Verlauf der sich wandelnden Zeit Entscheidendes verlorengegangen. Denn ebenso wie die Vögel des Himmels und die Blumen der Felder oder der „*Taschenkrebs*“ ist ein Pferd ein „*Lebendiges*“: „*ein köstliches, herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend*“. Es ist kein Ding. Lebendiges ist als der Wunder volle Wirklichkeit unserer Bewunderung wert. Angesichts seiner haben wir zu erstaunen. Die in den Kotflügel industriell gestampfte Linie jedoch ist ein beliebig reproduzierbares Massenprodukt, bei näherem Hinsehen ist sie bedeutungslos: es ist Schrott! Die geschwungenen Linien der Geländewagen waren kostspieliger Schrott, spritschleudernder luftverpestender geldvernichtender lebenszeitfressender gedankenzersetzender gemeingefährlicher platzraubender unnötiger Schrott. Die in Kotflügel gedruckten Linien gehören zu der Unzahl der Schrottfetische, in deren Dienst verblendet die damaligen Geschlechter die Schönheit der Linien eines Pferdes oder einer Kuh oder einer Qualle nicht mehr wertschätzen konnten. – Wie konnte es dahin kommen? Wie konnte es so weit kommen, daß sich die Männer in Schrott verliebten? Die Frauen waren damals übrigen nicht besser als die Männer in ihrer Spinnerei: Sie fanden die dicken Wagen und den Krach der Motoren geil. Wieso empfanden die Leute Blech und Krach als geil? Vögelten sie damals nicht genug? Sollten sie damals tatsächlich das Vögeln verlernt und auf Blech gestanden haben? Oder konnten sie sich damals nicht einmal mehr selbst befriedigen, weshalb die verhinderten Selbstbefriediger ersatzweise zu Blech ihre Zuflucht nahmen und Motoren hochdrehten? Aber wenn

sie schon, weil sie es sich nicht mehr selber machen konnten, eine Ersatzbefriedigung suchten, wieso wählten sie die am wenigsten erfreuende der möglichen? Woher hatten die armen Leute derart unhandliche Leitbilder, anhand derer sie sich zu befriedigen suchten? Statt der dicken Blechkisten hätte es ein buntes Penishütchen doch auch getan. Hätten sie in ihren Mußestunden mit Penishütchen gespielt, wären sie weitaus vernünftiger als in ihren silbrigen oder schwarzen Großraumschlitten gewesen, und harmlos wäre ihr Treiben obendrein gewesen. – Wir werden sie im Nachhinein nicht mehr verstehen, und über ihr öffentliches Laster, massenhaft über der Welt herumzufliegen und dabei unseren Himmel zu zerkratzen, wollen wir den Mantel gnädigen Schweigens decken. Wie dem auch war, in den Jahrzehnten vor unserer Katastrophe wurden die Sehnsüchte der gewöhnlichen Leute von unhandlichen Fetischen beherrscht. Davon machten die Männer in Hertas Dorf, ebensowenig wie die Weiber oder irgendwelche anderen Leute in der Gegend dort oben, keine Ausnahme. Und früher? Früher da sangen sie auf ihren Festen wenigstens verbotene Lieder.

Die Traurigkeit, die Reinhard als Knabe in den Augen seines Vaters gesehen hatte, durchtrank nun auch sein Herz. Beide hatten sie ihre Heimat verloren, mehrfach verloren, beiden waren mehrfach die Menschen abhanden gekommen, zu denen man sich ungefragt setzen, mit denen man unbeachtet reden kann, so reden, wie einem die Ansichten gewachsen sind, weil man als Hineingeborener egal was man sagt dazugehört. Und hat man irgendwann einmal eine richtige Heimat, sei es in irgendeiner Gegend der Welt oder in der Einbildung gehabt, wird es nach ihrem Verlust um einen herum in Gesellschaft gruselig Einsam. – Während des unvermeidlichen Geredes im Kreis der Männer schaute Reinhard sich nach einer Weile über sein Bierglas hinweg um: schöne junge Frauen waren zugegen! Das hatte es jahrelang, genau genommen so seit dem er an diesem Fest teilnahm, nicht gegeben: Hübsche Kinder waren über den Winter mannbar geworden. Es war wahrhaftig ein Fest die vier oder fünf, jedenfalls die wie aus dem Ei gepellten junge Frauen hübsch wie ein Sonnenmorgen zu sehen. Schlicht waren sie noch gekleidet, der Zauber ihrer makellos schlank elastischen Leiber wirkte ohne besonderen Putz, doch aus geschminkten Augen blitzte bereits der umwerfende Blick. Ob sie schon wußten, was sie da taten oder spielten sie erst Frausein oder werden? Die auf den langen Beinen im Schmuck ihres Goldhaars war wohl die kleine Liselotte gewesen. Ein Jahrzehnt früher, als er ins Dorf gezogen war, hatte er sie im Vorbeigehen im Hof des Försterhauses das erste Mal gesehen. Wie ein Blick ins Bilderbuch war dies erste Sehen gewesen. Wie in einem verwünschten Winkel saß da das kleine blonde Mädchen auf dem Rasenstreifen, von Sonne bestrahlt als leuchte das Gestirn nur für sie. Ihr Hundchen mußte *Sitz* machen, streng sein spielte sie, neben Plüschbärchen und Stoffpferdchen ordentlich *Sitz*

machen mußte Hundchen und aufmerken, während sie ihm altklug aus einem ihrer Kinderbücher vortrug und das Hundchen zurechtwies. Nun war auch sie mannbar geworden. Und sie war nicht alleine. Um sie her wuselte eine Traube von Gespielinnen. Schlank ranke junge Frauen mit federleichtem Schritt tänzelnd albernd, helle Stirnen, ernste Mienen, den Schalk im Blick, noch unsicher der neuen Brüste, auf die ja alle schauten, verstohlen selbstverständlich, wie es sich unter Nachbarn und Verwandten gehört. Nicht lange konnte Reinhard sich des Wunders freuen. Es war ja kein Fest der Jungen und Schönen. Bald machte sich Liselotte mit ihren Gespielinnen in die Nacht davon.



Das Mädchen

In jenem Jahr war es so weit: Liselotte war mannbar geworden. Schlank und rank sich rundend ging sie federleicht daher: hell die Stirn, ernst die Miene, den Schalk im Blick, verschränkte sie manchmal noch die Arme vor ihren erblühten Brüsten; alle schauten ja hin, verstohlen selbstverständlich, wie es sich für Nachbarn und Verwandte gehört. Das kleine Mädchen, das vormals im verwunschenen Winkel der Försterei mit ihrem Hundchen in der Sonne gespielt hatte, war hübsch geworden wie im Bilderbuch. Zülig ging die Jünglingin stolz doch mit gesenktem Blick ihren Weg entlang durch das Dorf und an Reinhards Küchenfenster vorbei: Bleichgesicht in sich versunken, ergriffen vom Gedankenspiel, die Lippen zorngeschwellt oder schmolzend aufgeworfen oder schalkig oder Leckermäulchen, jedenfalls kußmunderot. Nun war auch sie offensichtlich mannbar geworden. Der Stolz über ihre nagelneu erblühte Jungfrauengestalt war ihr anzusehen, aber auch Angst vor dem, was das Unglaubliche bedeuten mochte, das ihr gerade wiederfuhr; offenbar stand ihr Unheimliches bevor. Stolzangst sprach aus ihrer Haltung, ließ das Gleiten ihrer Bewegung gelegentlich stocken, zögernd ihre Geheimnisse hüten, während ihre Lippen reizend miteinander spielten, glitzerte in ihren Augen schon der Scherz. – Was sollte es von so jungen Frauen zu berichten geben? Viele oder gar bedeutsame Neuheiten können es nicht sein, die sie als Geheimnisse hüten, denn sie sind ja noch so jung. Aber jedes Mal und immer wieder sind sie ein Wunder. Und Wunder begegnen ihnen alltäglich. Obwohl das ihnen Wiederfahrende für lange Bärte nur das Altvertraute und Längstbekannte ist, wiederfährt es den Mädchenfrauen zum aller ersten Mal wie vollkommen neu, als ob es vormals nie gewesen wäre. – Im Übergang ihrer flüchtig schönsten Jahre ereignen sich entscheidende Wendungen des sogenannten Lebens, ereignet sich zwischen Vor- und Nachspiel vielleicht gerade in jenen flüchtigen Augenblicken das eigentliche Leben. Doch alte Käuze möchten die Episode der Jugendblüte mit ihrem prachtvollen Unge-stüm nicht mehr mit dem Leben verwechseln, obwohl sie es ist, während man sie durchlebt & durchleidet.

Der erste Frühling frisch erblühter Mädchen, mag er sich auch über Jahr und Tag hinziehen, ist eine unberechenbare Zeit. Viele der jungen Frauen hatten damals Pferdegeschichten, doch Liselotte blieb ihrem Hundchen treu. Der jedoch war, indem sie so blutjung geworden, zu alt geworden, um seine Herrin auf deren gewohnten Rundgängen geschwind genug begleiten zu können. Allein oft machte sie in jenem Jahr nach der Schule oder nach den Hausaufgaben oder vor dem Abendessen ihre Runde vom Forst-

haus über den Höhenweg an der Kapelle vorbei rechtsherum den Bogen durchs Dorf geschlagen, hinab zum Bach und vor der Brücke rechterhand in den Waldweg hinaufgegangen zurück zum Forsthaus. Gelegentlich sah man ihren alten treuen Hund zur Unzeit alleine und wie traumverloren auf ihrem Weg hinterdreinzotteln. Unvermeidlich war es auf ihrer Runde, daß Liselotte an Christians Haus vorbeikam, vor dem Charly gelegentlich in der Sonne, wenn diese nicht schien, auch bloß so im Freien oder hinter dem Fenster zu sitzen und möglichst an Nichts zu denken pflegte. Reebeinig federte in jenem Sommer das Mädchen den Dorfweg entlang, den Blick nicht wendend, ihr Gesicht geborgen im buschigen Goldhaar, ging sie stracks vorbei an dem regungslos dasitzenden Meditationskünstler. Wiewohl Charly an möglichst Nichts zu denken geübt war, fiel das Bild des Mädchens auf den leeren Spiegel seiner Seele. Der Eindruck machte Freude. Beim übernächsten oder irgendeinem anderen Mal, fest hatte sie ihr Haar wie die Borsten eines Pinsels zum Zopf zurückgebunden, da konnten sich ihre Blicke treffen und er sie freundlich grüßen. Beide freute das. Der Eindruck wiederholte sich; manchmal blieb sie jedoch aus, manchmal versäumte er den Zeitpunkt ihres Vorbeiganges, doch bald erwartete man einander gespannt wie ein Bogen, um sich freundlich zu grüßen. Da man also einander bekannt geworden war, wurde es Charly ein Leichtes, bei einer der unvermeidlichen Gelegenheiten – gerade war auf der Straße keiner der Käuze zugegen – aus der heiteren Gelassenheit seines Nichts heraus den Pfeil schießen zu lassen und Liselotte zu fragen: ob sie nicht einmal mit ihm gemeinsam *spazierengehen* möchte? Erschrocken zunächst, inmitten ihres Zögerns unversehens schalkig lächelnd ließ sie das abenteuerliche Angebot geschehen. Also gingen die Beiden den von Christians Haus kürzesten Weg zum Dorf hinaus an der Kapelle vorbei über die Höhe Richtung Josephstein, Kiste und Wüstung. Hinter der Kapelle seitlich des Feldwegs stolzierten hinter dem Stacheldraht kraftvolle Leiber auf grüner Weide. Als wäre nichts gewesen waren sie auch in diesem Jahr wieder erschienen in ihrem glatten, glänzenden, sauberen Fell, darunter wächst Fleisch & spielen Muskeln auf den Knochen wie dazumal und ehemals. Auch Kühe sind die späte Frucht einer Ewigkeit. Genau so wie die beiden Spaziergänger stand schon Odysseus itzt vor den gleichen merkwürdig leiblichen Bildern, sah die gleichen Kuhgestalten, die waren seinerzeit um einiges kleiner, dann packte er eine, spannte sie vor den Pflug oder raubte sie zum Abendessen. Manchmal war sein Tun Frevel. – Wer weiß schon, wer in der Haut von so einem Vieh steckt. Es wird doch nicht gleich Zeus sein? „Paß auf, daß du dich nicht verliebst“, witzelte der Indienpilger Charly, als Liselotte im Bann der dunklen Mandelaugen einer Hellgescheckten von deren ungewöhnlich langen, bezaubernd geschwungenen Wimpern neidisch zu schwärmen begann. *Wo es nichts zu bewundern gibt, geh weiter,*

wo das Wunder erscheint, verweile nicht. Die beiden Spaziergänger setzten ihren Rundweg fort.

An der Kiste erzählte sie Geschichten vom Teufel, mit denen man in der Gegend dort oben bis zur Einführung der Fernseher die Kinder erschrak. Der, von dem man möglichst nicht spricht – die einen erzählen so, die anderen so – der liege auf dem Grat unter dem ungewöhnlich dicken Stein. Drunten an den Ufern des Bachs im Nebelsiefen und den steilen, bewaldeten Hang hinan hausten Geister, die hätten in sagenhafter Zeit mit denen im Dorf auf der Höhe in Streit gelegen; wo nun die Kühe weiden, sei es zur Schlacht gekommen. Die Dörfler, Unterstützt von anderen Leuten aus der Gegend, hätten gesiegt und jenen Führer der Geister, den zu erschlagen unmöglich ist, unter dem dicken Stein lebendig begraben. Es werde aber auch erzählt, der Fürst selber habe die steinerne Kiste von Anderswo geworfen, um im Kampf der Dörfler mit den Geistern das Dorf zu zerstören, er hätte es jedoch seinem Beruf gemäß verfehlt. Manche aber meinen, der Herrgott eigenhändig habe den Stein geworfen, um den Dörflern beizustehen, und den Fürsten der Geister dort oben auf dem Grat lebendig begraben. Im Vorbeigehen zeigte Charly Liselotte bei der Wüstung Mauerreste des gewesenen Bauernhauses, deren anschauliche Vergänglichkeit zum Anlaß nehmend um asiatische Weisheiten, die Illusion des Bestehenden betreffend, zum Besten zu geben. Flüchtig wie die Welt, so lehrte Charly im Weitergehen dem Mädchen die asiatische Litanei, sei jede Erscheinung, vorübergehend wie jede Begegnung: eigentlich sei Alles Nichts. Und auf dem sich durch das Tal schlängelnden Asphaltweg erzählte er von seiner Pilgerei nach Indien, von JingJang, der vollkommenen Harmonie der Elemente sowie der Geschlechter, dem Gleichklang des MännlichWeiblichen, vom Gleichmaß von HellDunkel... von seinen Erfahrungen im Ashram und seinem weisen, halbnackten & halbverhungerten Lehrer. Und rechter Hand über die Brücke den Hügel zum Dorf hinan begann das Mädchen überdeutlich zu fühlen, daß das Leben unvorstellbar reich und ihr, die gerade erst damit beginne, demnächst unglaublich viel bevorstünde. Indien! Es gab tatsächlich Indien, einen bunten Kontinent wie Indien gab es für sie zu entdecken, auch das überreiche Amerika erwartete sie, wahlweise sogar das Dunkel Afrikas. Unerhörtes, solch Ahnung durchglühte die Mädchenfrau, galt es demnächst in eigener Person zu erleben. Als die Beiden an Reinhardts Küchenfenster vorbei kamen, waren ihre Gesichter gerötet, Charlys wegen der für ihn ungewohnten Bewegung, Liselottes aus Begeisterung vom Gedankenspiel. Reebeinig federte ihre Jungfrauengestalt vorbei, stolz vor Kraft & Zukunft flossen ihre Bewegungen gleichmäßig, ihre Augen glitzerten, schalkig scherzte ihr Leckermäulchen; kußmundrot.

Im Spätsommer, wenige Wochen nach dem Dorffest, war es so weit. Vor oder nach der Abendessenszeit im Forsthaus kam Liselotte auf ihrer gewohnten Runde vom Hochweg durch das Dorf hinab und verweilte vor Christians Haus, um mit Charly wie schon öfters über Kuhaugen oder Teufelskisten zu scherzen. Und selbstverständlich witzelte sie auch über ihre Lehrer oder ihre altmodischen Eltern, die ihr, obwohl so gut wie erwachsen, gewiß auch in diesem Jahr demnächst, wenn es wieder früh dämmrig und dann dunkel, also spannend geworden sein wird, ihre abendlichen Rundgänge untersagen werden. Wegen der Finsternis unten auf dem Waldweg, wie sie behaupten, aber wer weiß, woran die Alten so denken. Hinter vorgehaltener Hand kichernd wandte Liselotte sich zur Seite, Charly begrinste ihre altbekannten Gefühlsgedanken, fragte inmitten ihrer Heiterkeit, ob sie schon einmal den Klopfgeist gehört habe? Den müsse sie unbedingt einmal gehört haben, gelegentlich klopfe er an die Decke oder Wand der Küche. Wenn sie möge, könne sie ihn gleich jetzt gemeinsam mit ihm, mit Charly erwarten? Sie zögerte – passieren könne ihr dabei rein gar nichts, beschwichtigte Charly freundlich den Hauch von Bedenken auf ihrer Stirn, solch Klopfen bedeute wenig und sei so gut wie Nichts. Aber gehört haben, bloß um selbst zu erfahren, das es so was gebe, müsse man es ein Mal. Die Dämmerung war noch fern, als Liselotte teils Überredet, teils aus Neugierde, teils aus Abenteuerlust es geschehen ließ und mit Charly in Christians Haus trat; der Klopfgeist jedoch ließ auf sich warten. Geräumig war die sogenannte Küche, denn Christian hatte, als er in jüngeren Jahren noch die Welt verändern wollte, in seinem Haus die alten Wände der ehemals kleinen Küche zu den angrenzenden Räumchen herausgebrochen, um einen freizügigen Wohnraum zu haben, den Charly, das darüberliegende Stockwerk der Einfachheit halber unberührt lassend, gleichzeitig als Küche, Aufenthalts- und Schlafzimmer bewohnte. Jahre später sollte ein neuer Bewohner, der Christians ehemaliges Haus nach seinem Geschmack umbaute, wieder Wände einsetzen, weil ihm eine separate Küche mit angrenzenden kleinen Räumen angenehmer erschien. Aber davon ahnte damals noch keine Menschenseele etwas, noch lange war es nicht so weit, noch bestand das Erdgeschoß von Christians Haus aus einem großen geräumigen Raum. Schweigend ging Liselotte, das Klopfen erwartend, umher, um die für ein bürgerliches Forsthaus ungewohnte Einrichtung aus abgenutzten und zusammengewürfelten Möbeln zu begutachten. Die Weilen vergingen. Charly saß ruhig auf dem Sofa. Nein, das Radio durfte nicht angeschaltet werden. Es galt die Stille auszuhalten und zu erwarten. Geraume Zeit saßen die beiden auf dem Sofa, lümmelten eine Weile herum, er die Füße auf dem Tisch, die Hände auf dem Bauch gefaltet, sie zurückgelehnt die alten Deckenbalken betrachtend und eine ihrer Haarborsten um ihren Zeigefinger ringelnd. Nach längerer Weile begann es endlich zu dämmern, klopfen tat es immer noch nicht. Flüsternd,

zunächst über Geister kichernd, begannen sie aneinander heran zu rücken. Mit dem Licht schwand die Stolzangst der Mädchenfrau. Nun war es also so weit. Nun mußte es also geschehen. Einmal ist beinahe keinmal. Und was mag schon geschehen, es ist doch beinahe nichts. Stiekum fanden sich in der Wärme ihrer Körper ihre Lippen kühl & heiß. Bald spielten ihre Zungen leise miteinander. Im Dunkel waren wie von Geisterhand entkleidet beide nackt und entdeckten einander. Er fühlte sich trocken an, etwas kantig und fest, auch haarig da & dort, sie aber so glatt und weich und schmiegsam und zitternd begann für Liselotte das Unheimliche; noch zögerte ihr Körper, noch stockten ihre Bewegungen, doch endlich stieg auch sie in den gleitenden Fluß der Lust. Im lustleidvollen Spiel befreienden Selbstvergessens war Charly von Gelegenheit zu Gelegenheit ein geübter Künstler geworden. Nun öffnete er auch sie für eine ansonsten verborgene Eigentlichkeit, führte auch sie zum hellwachen Augenblick, hielt ihn auch ihr an wie eine Ewigkeit, zitternd ersterbend spiegelte sich nun auch im blanken See ihrer Seele das Glück der Leere. Das Unglaubliche war geschehen. Dies Geheimnis galt es unbedingt zu hüten! vor den Eltern besonders und allen anderen auch; vielleicht sogar vor sich selbst. Ein Nachspiel war überflüssig, zu sich gekommen schlüpfte Liselotte in ihr Unterzeug, raffte Hose & Shirt & Turnschuhe zusammen und flüchtete in die Nacht.

Nach ihrem Verschwinden blieb Charly mit gerötetem Gesicht, jedoch rundum mit sich selbst zufrieden liegen. Er hatte es wiedereinmal geschafft. Sie war in jenem Spätsommer, wie es sich gemäß überliefertem Rat gehört, *über vierzehn Jahr doch alt*. Mehr noch, Liselotte hatte die gehörige Zeit der Reife längst überlebt, sie war nicht *erst*, sie war schon fünfzehn Jahre alt. Juristisch galt sie zwar noch als zu bevormunden, natürlicher Weise aber war sie reif. Charly hingegen war alt, vermutlich hatte er bereits die Mitte seiner Vierzigerjahre überschritten, doch sah man ihm sein tatsächliches Alter nicht an: da er, seitdem er auf Drogen verzichtet hatte, anstatt den Gütern der Welt hinterherzuhasten, sich im Stillsitzen übte, hatte er sich äußerlich jung & frisch & gesund erhalten. Auch ohne Verjüngungstrank oder chemische Aufputzmittel hätte ihm jeder Fremde geglaubt, die Mitte seiner Dreißigerjahre noch nicht oder gerade erst erreicht zu haben. Also stand ihm nach einigen indischen sein neuestes nordisches Gretchen leidlich zu Gesicht. Zwar ist das vierte Lebensjahrzehnt für junge Menschen auch schon eines der Alten, aber diese Alten sind noch nicht richtig alt, sie sind bloß älter, noch ist ihnen viel Jugendlichkeit anzumerken, sie wirken kräftig bis stark, anscheinend haben sie die Umstände im Griff, anscheinend sind sie ihr eigener Herr, sie haben sich freigeschwommen und gestalten vorgeblich ihr Leben selbst; sie sind also wie ein Jugendlicher demnächst selber auch sein möchte, weshalb er solche Alten bewundert. Und der junge

Mensch fühlt sich geschmeichelt bis erhoben, wenn nicht gar erwählt, wenn ihn reife *Vollmenschen* als ihres Gleichen würdigen, indem sie mit ihm spielen. Anders als die Frauen, als deren Eigentlichkeit uns aus den Illustrierten und heute noch mehr denn damals allgegenwärtigen Bildschirmen die makellose Mädchenfrau lacht, werden uns die Männer des vierten bis fünften Lebensjahrzehnts gerne als die eigentlichen Männer, mitunter sogar als die vollgültigen Menschen schlechthin vorgestellt. Entsprechend kam es auch unserem Charly, unsrem geübten Meditationskünstler, zu Gute, damals längst nicht mehr Jugendlich und doch auch noch nicht zu schrumpelig alt gewesen zu sein: in Mädchenaugen konnte er den Anschein eines richtigen Manns erwecken. Von zierlicher Gestalt, äußerlich jugendlich schlank und elastisch, denn wie an so vielem anderen war ihm auch an leckeren Mahlzeiten nie gelegen gewesen, versprach Charly innerlich reif an Erfahrungen zu sein. Für ihn selber war das Vergnügen mit Liselotte nicht viel mehr als ein guter Scherz, es war eine der Freuden, die wir uns gönnen und die, wie alles andere auch, in Nichts zergeht. Gewiß, dem läßt sich nicht widersprechen. Unser Hiersein hat viel von Windhauch und Traum bloß und Gespinnst flüchtig wie Tau vor der Sonne. So erscheint es dem Einsichtigen. Doch darf man der Versuchung nicht nachgeben, dem Da unseres Hierseins seine Wirklichkeit gänzlich abzusprechen und es somit vollkommen zu entwerten. Unser Hiersein ganz und gar als Illusion aufzufassen ist die lebensgefährliche Entwertung von allem und jedem. Das ist der Tode der Liebe. In der totalitären Illusion gibt es gar keine Ebene mehr, auf der wir uns begegnen könnten. Wenn nichts mehr ernst zu nehmen ist, dann sind wir eine Lachnummer.

So reif wie ihr Künstler war Liselotte noch lange nicht. Ihr fehlten die Worte für das, was ihr widerfahren war. Unbestimmte Ahnung durchglühte die Mädchenfrau, Unerhörtes hatte sie durchlebt. Mehr nicht oder war es das? Sollte das die Liebe sein? Das mußte die Liebe sein. Was sonst sollte die Liebe sein?, von der alle, sogar Pater Michael in der Schulmesse: schwärmten. Das mußte die Liebe sein, denn dergleichen hatte sie noch nie erlebt. Und satt werden konnte sie dessen nicht. Also führte sie ihr leidenschaftlicher Weg alle paar Tage immer wieder zwischen Hausaufgaben und Abendessen oder wenn ihre Eltern ausgegangen waren oder wenn sie die Schule schwänzte oder wenn sie sich nächtens aus dem Fenster stahl vom Forsthaus weg über den Höhenweg an der Kapelle vorbei den Bogen hinab in Hertas Dorf vor Christians Haus, in dem Charly wartete. Nicht nur, wenn er sie zur Einstimmung mit seinen Augen bannte und mit gurrenden Worten streichelte und zum Vorspiel seine Hände ihre weich kühle Wärme erkundeten, meinte sie endlich in ihrer Eigentlichkeit angelangt zu sein; vor allem aber wenn sie einander durchdrangen, gelang es ihm immer wieder, in ihr den überwachen Augenblick hervorzurufen & anzuhalten. Dann ereignet

sich im Rausch zwischen Vor- und Nachspiel vielleicht das Leben selbst. Einmal meinte sie sogar den Geist zaghaft klopfen gehört zu haben, aber kaum hatte sie das befremdliche Geräusch bemerkt, versank ihr Bewußtsein im grundlosen Spiegel ihrer Seele; hernach konnte sie sich an nichts bestimmtes mehr erinnern. Im Nachspiel abklingender Sinnlichkeit meinte sie erschöpft am Ufern eines glatten Sees angelangt zu sein, um dort mit ausgestreckten Glieder auf immer ausruhen zu dürfen in mild warmem Abendlicht; doch war es nur Kerzenschein. Jedenfalls ward sie zur Begierde erweckt, das ihr bisher Unbekannte, nun mußte sie es haben. Von Mal zu Mal wuchs ihre Sucht nach dem leiblichen Tanz der Begierde über der Leere. Schließlich flammte das Mädchen durch & durch vor Leid & Lust. Leidenschaftlich selbstvergessen verging ihr der letzte Sommermond in jenem Jahr, dem glich der erste Herbstmond, dann kam der nächste, lustleidvoll tanzten sie noch unter dem ersten Wintermond. Nach diesem oder jenem Tanz sah Reinhard Liselotte auf einem ihrer Heimwege im Schein der Straßenlaterne in sich versunken und kußmundrot an seinem Küchenfenster vorbeigehen, hinab zum Bach, um vor der Brücke rechterhand den Waldweg hinauf zurück zum Forsthaus zu nehmen.

Die Angelegenheit ward ruchbar. Nichts, aber auch gar nichts verstand das Mädchen zu verheimlichen. Von Weiten sah man ihr an, wie verwirrt, wie begeistert, wie erweckt & berauscht sie von ihrem neuen Leben war. In ihrer Begeisterung war sie unversehens auf einen einsamen Weg geraten. Zum Weibe erblühend ward sie mit ihrem neuen Werden vollauf befaßt, abwesend für alle anderen erlebte die Liebende jeder der Nüchternen im Dorf oder auf den Hügeln umher als unzugänglich, als abweisend. Ging sie der Gemeinschaft verloren? Von Mond zu Mond wuchs der Ärger der Leute. Zwar schwiegen die Käuze auf der Straße, manche von ihnen belächelten Charly, Pater Michael jedoch wich seinem Blick aus, beschwieg aber ansonsten züchtig diese Angelegenheit. Aber die Weiber im Dorf begannen Charly nicht mehr zu grüßten, zunächst die Geschiedene mit dem auslandenden Hintern, bald auch Hertas eingebilddete Nachbarin einhellig mit Siegberts Weib, die schwätzten die Angelegenheit rund, bald wußten es alle, zu guter Letzt bekam es auch die zugezogene Juristin mit den dicken Titten spitz, ging ihm aus dem Weg und sperrte ihr Töchterchen ein. Indem die Weiber durch ihn hindurch sahen, als wäre er Luft, wurde es unserem Meditationskünstler trotz seiner Übung im Stilsitzen unbehaglich im Dorf. Und die Kerle, als auch die mit ihren Nasen auf den unzeitigen Geschlechtsverkehr des Mädchens gestoßen worden waren, setzten noch einen drauf. Der Dicke Willy begann ihn grußlos aber rotäugig bissig anzuglotzen. Meister Josef ließ ihn ohne Worte & Gesten seine Verachtung spüren: er schwitzte seinen Haß irgendwie aus. Bauer Heinrich wollte die Angelegenheit nach Altvätersitte

stiekum handgreiflich regeln, aber Handwerksmeister Wolters hielt ihm zurück, klagte jedoch im Vorbeigehen lauthals über den Verfall der Sitten und rief nach mehr Staat. Der Grillmeister schaute irgendwie böse an Charly vorbei und Reinhard ließ sich nicht mehr sehen. Auch Heinz fuhr mit dem Motorrädchen seiner Tochter nicht mehr über den Hügel, auf dem unser Dorf lag, überhaupt versammelten sich die Käuze bald nicht mehr auf der Kreuzung zwischen Reinhard's Hütte und Christian's Haus; es war herbstlich kühl, obendrein regnerisch geworden. Die üble Stimmung der Dörfler vermieste Charly zunehmend die Laune. War das bißchen Vergnügen solch Unbehagen wert? War er nicht dem Mädchen ein drittel Jahrhundert voraus? Was konnte sie ihm sonst noch geben? Gewiß verstand sie den Ernst seines Spiels nicht, was es zu spielen erschwerte, ja letztlich & endlich vermieste. Er war doch ein Meditationskünstler, dessen heiterernstes Spiel mit der Leere in weiblicher Gestalt des jungen Bluts Begierden bloß verwirrte? Jedenfalls zählte auch Charly zu den Käuzen von Geblüt, weshalb auch ihn die Angelegenheit mit dem Mädchen überforderte.

Zu allem Überfluß stand eines Abends der leibhaftige Förster in Begleitung seiner Flinte in der Türe von Christian's Haus, um das Gespräch mit Charly zu suchen. Der väterlich ergraute Fünfziger beredete den Meditationskünstler, sein *Töchterchen*, wie er Liselotte nannte, doch bitte wieder aus seinen Händen zu entlassen, um sie nicht weiter zu verwirren, um sie nicht gänzlich aus der Bahn zu werfen, denn seit Monden sei sein Töchterchen vollkommen verwirrt; gemütliches Zusammensein oder gar vertrauensvolle Gespräche seien mit Liselotte unmöglich geworden, wie abwesend geistere sie durchs Forsthaus, immer wo anders in Gedanken, Gleichaltrige kämen keine mehr zu Besuch, unzugänglich sei das bisher so liebe Kind geworden, angespannt und unruhig auch, Fingernägel zu kauen habe sie begonnen, vernachlässige sogar den alten Hund, vergesse ihn zu füttern oder zu entwässern, andauernd habe sie angeblich Wichtigeres im Kopf, Schulaufgaben würde sie kaum noch machen, allenfalls nebenher etwas hinschludern, eine Klausur habe sie kürzlich verweigert, mit der Klassenlehrerin läge sie im Streit, ihren Notendurchschnitt würde sie versauen, ihre Zukunft vermurksen, und sein Töchterchen sei doch noch so jung, sie müsse doch an die Zukunft denken, sich auf die Zukunft vorbereiten, denn das mit ihm, mit Charly, bei allem Respekt, das habe doch keine Zukunft, das könne keine Zukunft haben, bei einem Vierteljahrhundert Altersunterschied gebe es keine Zukunft: Und überhaupt! Wie stelle er, Charly, sich die Zukunft vor? – Und Charly ertrug schweigend die Litanei. Überhaupt könne er, Charly, froh sein, redete auf ihn der Förster ein, daß er als Vater ihn nicht wegen Unzucht mit Minderjährigen anzeige. Die Gesetze seien auf seiner Seite, voll & ganz auf seiner Seite. Und er würde es tun, gewiß würde er es tun: ihn anzeigen, wenn er die Angelegenheit nicht beenden und ihm sein Töchter-

chen zurückgeben würde. Hochrot Kehrt gemacht & weg war er. – Charly stellte sich genau genommen nichts vor, darin war er geübt, aber die feindselige Stimmung im Dorf um ihn her begann seine im Empfinden geübten Nerven zu quälen, die Vorstellung des Försters samt Flinte schließlich war ihm zuviel: sein Rucksack war schnell gepackt und er verschwand aus der Gegend dort oben. Ob es ihm gelungen war, sonstwo im Hinterland oder unten in der Stadt eine Meditationsschule zu eröffnen, wurde hier oben nicht bekannt. Jedenfalls fand er zunächst in der Stadt bei Friedrich Obdach, in dessen Dachkammer es ihm jedoch bald zu eng wurde. Danach verlor sich seine Spur. Man munkelt, hernach sei er wieder bei seiner alten Frau, die ihren neuen wieder entlassen hatte, untergekommen und hätte bei ihr auch ein Auskommen gefunden; da sie eine Festanstellung auf einem der Ämter hatte, konnte sie ihn sich leisten.

Da Charly einfach so aus der Gegend dort oben verschwunden war, ging Chartlote wieder alleine und in sich versunken ihre gewohnten Runden. Aber die erweckte junge Frau blieb nicht unbemerkt, aus Küchenfenstern oder im Vorbeifahren sah man sie. Und man sah es ihr an. Nicht nur ihren aufgeworfenen Lippen und ihrem scharfen Blick oder ihrem wippenden Zopf sah man es an, ihre ganze Haltung, ihre ausholend federnden Schritte, ihre gekräftigten Schenkel, ihre wiegenden Hüften, ihre zitternden Brüste verrieten ihre Begierde. Manch einer der Käuze schaute ihr nach, wenn sie auf der Straße an ihm vorbeigegangen war; *Lotterlotte* bezeichnete sie die mit dem ausladenden Hintern gegenüber der Juristen mit den dicken Titten. Die Begierde ward jedenfalls in der Mädchenfrau erweckt, da sie es nun haben mußte, fand sich unversehens der nächste. Kaum war der Winter vorbei, da hielt eines sonnigen Nachmittags der bärtige Motorradfahrer auf seinem gewöhnlichen Weg ins Kirchdorf zu Lydias „Begegnungsstätte“ auf dem Höhenweg oberhalb unseres Dorfes neben der wandernden Mädchenfrau seine schwere Maschine an. Oft schon hatte er sie im Vorbeifahren gesehen und, wenn ihn ihr Blicke zufällig traf, mit seinem verspiegelten Helmhaupt nickend begrüßt. Nun schob er sein Visier hoch und fragte sie unverblümt, ob sie nicht aufsitzen und mitfahren möchte, nicht weit, nur um im Kirchdorf in Lydias „Begegnungsstätte“ den einen oder anderen Tee gemeinsam zu trinken und Musik zu hören oder vielleicht mit den anderen Frauen ins Gespräch zu kommen. Bei Lydia seien nämlich viele Frauen, da müsse sie doch längst einmal gewesen sein, denn eigentlich gehöre sie doch in die Gesellschaft moderner junger Frauen, und bei Lydia sei es besonders gemütlich. Seinen zweiten Stutzhelm habe er leider nicht dabei, das nächste Mal bestimmt, aber bis zu Lydia sei es ja nicht weit, er würde vorsichtig mit ihr fahren, diesbezüglich könne sie ihm vertrauen. Schalkig lächelnd zunächst, ließ sie ernsten Blickes das abenteuerliche Angebot geschehen und schwang

sich hinten auf den Bock. Schon sauste sie durch das Dorf an Christians Eckhaus vorbei und hinab zum Bach und sie brummt über die Brücke, wie im Flug ging's den Hügel hinan zum Kirchdorf; die schwere Maschine vibrierte unter ihrem leichten Körper, sie begann zu frösteln, doch hielt sie fest an dem schwarzledrigen Leib vor ihr, Wind umspielte ihre Nase, strich über ihre Wangen, kühlte ihre Augen, ihre langdichten Haare waren fest wie ein Pinsel zum Zopf gebunden. Es war schön, so wie im Flug durch die Gegend zu fahren.

Hinter dem Kirchturm links hatte Lydia eine alte, weitläufige Diele mit bunten Tüchern, Matratzen, und flohmarktfähigem Kram eingerichtet und darin ein damals bereits rauchfreies, ansonsten gemütliches Lokal eröffnet, das sie bekanntlich „Begegnungsstätte“ nannte. Alkoholische Getränke wurden nicht ausgeschenkt, also waren, obwohl ihnen der Eintritt grundsätzlich frei stand, zudringliche Männer nicht zu befürchten. Bei Kerzenlicht und Tee aus aller Herren Länder verkaufte Lydia in ihrer Diele nicht bloß preiswert selbstgebackenen Kuchen, sondern auch bunt wallende Kleider aus der Provence oder Indien, exotisch leuchtende Stoffe, bestickte Handtaschen und handgezogene Kerzen oder funkelnde Halsketten und Armbänder aus stärkend glimmerndem Gestein, auch duftende Kräuter und orientalische Essenzen nebst allerhand besänftigendem oder erregendem oder beglückendem Räucherwerk waren bei ihr zu finden. Besonders mit den Teppichen aus dem Maghreb und der Berberei, die sie in vielerlei Größen und Farben in der die Diele umschließenden Scheune aufgestapelt lagerte, erzielte sie eine beneidenswerte Gewinnspanne zwischen An- und Verkauf. In dem abgedunkelten Begegnungsraum hingen an den Wänden neben schwarzen Masken grelle Aquarelle, die der bärtige Motorradfahrer, der eigentlich ein Maler war, den Lydia aus ihrer städtischen Zeit kannte, alle Monde auswechselte. Der bärtige Maler war irgendwie Lydias Gehilfe, wenn nicht sogar der Mann in ihrem Rücken. Er hielt mit seinem Motorrad zwischen ihrem Geschäft in der Gegend dort oben und der Stadt am Fluß den Kontakt aufrecht: er verhandelte im Hafen oder am Bahnhof mit den Lieferanten exotischer Kleider und Stoffe oder Kräuter, er pflegte Kontakte in die Berberei, von wo er Teppiche zu einem Spottpreis einhandelte, um sie den aus der Stadt in die Gegend entlaufenen Weibern für ordentliches Geld verkaufen zu können. Er war auch einer der Händler orientalischer Essenzen, die damals wegen ihrer erregend beglückenden Nebenwirkungen sehr begehrt waren. Nicht täglich, aber doch mehrmals wöchentlich sah man den Motorradfahrer ins Kirchdorf hinaufbrummen, um kleine Waren zu bringen oder geschäftlich finanzielle Fragen zu klären, Lydia zu raten, ihr zu Händeln zu sein oder mit ihr Formalitäten zu regeln oder auch bloß, um vom städtischen Treiben zu entspannen und mit den Weibern ins Gespräch zu kommen, letzterem war die unheimlich heimliche Atmosphäre in der „Begegnungsstätte“ sehr günstig. Auch

nun, als er Liselotte bei den auf der Diele versammelten Weibern einführte, war der Budenzauber perfekt. Rauch dampfte aus einer Handtellergroßen Räucherschale vor dem dicken Rüssel eines goldigen Elefantengötzen. Es duftete im Raum mal mehr mal weniger nach süßem Blau, nach blauem Süß. Im abendlichen Kerzenlicht saß ein trauter Kreis der Weiber auf bunt bestickten Matratzen beisammen, trank aus bauchigen Gläsern gelblich roten oder rötlich gelben Kräutertee und lauschte schamanischen Gesängen, die Lydias Freundin Annegret in ihrem früheren Leben als Völkerkundlerin im Dunkel Afrikas gesammelt und auf Tonträger gebannt hatte. – Gespenstisch flackerten die Schatten der Masken. Irgendwo im Dunkeln verborgen und doch zum Greifen nahe war die eigentliche Wirklichkeit zu spüren. Sie drohte jeden Augenblick zu erscheinen. Stille war geboten. Der Bärtige ließ sich mit seiner Mädchenfrau auf einer freien Matratze an der Wand nieder, behaglich durchwärmte bald Kräutertee die etwas verkühlte Liselotte, fruchtig würzig erglühten ihre Lippen, unmerklich verging die Weile. Unmerklich waren sie, gewogen vom sphärischen Klingklang, aneinander gerückt, Hüfte hier und Oberschenkel dort berührten sich eine Weile, während der sie meinte, durch das Leder seiner Hose hindurch sein Bein an dem ihren brennen zu fühlen, das hielt sie aus, wonnig still hielt sie es aus und erwartete. Nicht lange, und beider Finger spielten miteinander, dann auch die Hände, dann lag sein Arm auf ihrer Schulter, hielt sie umfassen, während auch die anderen beiden Hände einander fanden.

Bei Lydia gab es nicht bloß Abstellräume, sondern auch Hinterzimmer. Eins davon stand dem Motorradfahrer zu. Wer weiß, wo er unten in der Stadt wohnte, aber wenn er hier oben bei Lydia, weshalb auch immer, übernachten wollte, stand ihm ein Raum zur Verfügung. Sein Zimmer unter dem Giebel war eine behelfsmäßige Unterkunft: Eine quadratische Matratze mit bunt zerknülltem Bettzeug im Zentrum, daneben ein genutzter Aschenbecher mit Streichhölzern, Blättchen und einem blauen Päckchen Tabak, eine uralte aber glänzend lackierte Holzkiste für Wäsche unter dem Fenster, Kleidung über zwei Stühlen hinter der Tür, in der gegenüberliegenden Ecke ein Stapel gerahmter Malereien, die Wand entlang eine sogenannte *Anlage* zum Abspielen von Klängen, dazu ein Karton CDs, und von innen an die Tür genagelt eine länglich schwarze Dämonenmaske aus dem Busch. Mehr war nicht von Nöten. – Wunderbare Fähigkeiten werden den Frauenverstehern zugesprochen, jenen über die Maßen erfolgreichen Verführern, den wagemutigen Freibeutern auf dem Meer des Geschlechts, ihnen raunt die Sag nach, sie verstünden tatsächlich die Tiefen und verborgenen Winkel und abgelegenen Inseln des anderen, des uns Käuzen so fremden Geschlechts, die Verstehrer wüßten auf Grund ihrer besonderen Einfühlsamkeit den Sehnsüchten & Wünschen weiblicher Fremdheit zu entsprechen, sie somit zu verzaubern und auf die rechte Weise zu nehmen; dabei wenden die Verstehrer

oft nur ihr kleinliches Teilwissen an, wonach nicht bloß die Weiber, sondern sogar die hübschesten Mädchen gelegentlich auch brünstige Tiere sind. – Gewiß, auch der Maler war ein Künstler, aber der Bärtige verstand es nicht, die Zeit in ihr anzuhalten, oder aufzuheben oder gar mit ihr zu überschreiten. Das war sie nicht mehr, die Liebe, wie Liselotte sie kennengelernt hatte, aber es kam ihr nahe, es erinnerte jedes Mal an sie, jedes Mal hätte es wieder möglich sein können, also ging sie immer wieder hin, oder ließ sich abholen, ließ es jedenfalls mit sich machen. Liselottes Lust war mehr denn geweckt, sie war entflammt auf der Suche nach der großen Befriedigung. Da irgendwo in dieser Richtung, und sei es auf der Matratze in dem Giebelzimmer über Lydias Budenzauber, mußte die Liebe sein, meinte sie sich erinnern zu können. Auf ihrem einsamen erotischen Weg ging sie der Schule, ihren früheren Gespielinnen und ihrem Elternhaus vorerst verloren. Nein, den Helm aufzusetzen verschmähte sie weiterhin. Wenn sie der Bärtige auf dem Hochweg vor Hertas Dorf oder auch erst unten an der Brücke über den Bach oder zufällig vor Reinhard's Küchenfenster aufsitzen ließ, mußte er seinen Beifahrerhelm wieder in der Satteltasche verschwinden lassen. Wenigstens auf der kurzen Fahrt mit dem Motorrad wollte sie den leeren Hauch der großen Freiheit auskosten, wollte sie beim brummenden Flug den Hügel hinan zum Kirchdorf das Vibrieren der schweren Maschine zwischen ihren Schenkeln spüren, sich dabei fröstelnd an den schwarzledrigen Leib vor ihr anklammern, während der Wind ihre Nase umspielte, über ihre Wangen strich, ihre Augen kühlte und ihr Zopf, fest gebunden wie ein Pinsel, dem Zausen trotzte. – Des Mädchens Unzufriedenheit bemerkend und einfühlsam besprechend suchte das Paar nach Abhilfe, suchte nach Wegen, den gemeinsamen Akt zu perfektionieren. Unter seiner Anleitung begann Liselotte vorher Kräuter, mit denen Lydia unter der Hand auch handelte, zu rauchen. Die Annäherung gelang. Manchmal kam es dem zum verwechseln nahe, was die Liebe gewesen sein mußte, die ihr der Meditationskünstler beigebracht hatte.

Alle Jahre sind in ordentlichen Häusern Renovierungen fällig. Im Frühling begann Reinhard im Haus des Försters als Anstreicher zu arbeiten. Zu den Privilegien des freien Tagelöhners gehört es, nach der Frühstückspause der gewöhnlichen Handwerker, also spät, auf der Baustelle zu erscheinen. Ausgeschlafen & bester Laune huschte Reinhard am Erdgeschoß, wo Installateure hämmerten, vorbei und polterte die Treppe hinauf. Linker Hand im erneuerten Bad werkelte der Fliesenleger, ein freundlicher Wanderpole, der bisher gerne mit Reinhard geschwätzt hatte. Im Türrahmen blieb Reinhard stehen, schaute dem Wanderpole über die Schulter und begann eines der auf dem Bau üblichen Gespräche, die zu nichts anderem dienen, als gute Stimmung zu machen. Aber der andere schaute nicht auf, rutschte gebückt

auf seinen Fliesen herum, erwiderte nur einzelne, matte Worte. War er schlecht drauf? „Geht's dir nicht gut?“ fragte der Tagelöhner seinen Kameraden. „Schlechte Stimmung auf dem Bau,“ erwiderte der Fliesenleger. Was ist schlechte Stimmung auf dem Bau? Arbeiten verzögern sich vielleicht, ein ärgerlicher Fehler ist gemacht worden, kostspielig gewiß, eine Lieferung ist falsch, schadhaft oder gar nicht eingetroffen, Zeitpläne werden nichtig, einer der Betriebe hat pleite gemacht oder sie haben sich geprügelt oder hetzten einander Juristen auf den Hals? – Das Töchterchen des Bauherren war am Vortag verunglückt. Tod. Unmöglich, durchfuhr es Reinhard, vergangene Woche noch stand sie hier leibhaftig neben ihm! – Regelrechte Schuld war dem Bärtigen nicht zuzuschreiben, gewiß: er hätte sie ohne Sturzhelm auch für diese kurze Strecke nicht aufsitzen lassen und mitnehmen dürfen, aber wer wollte ihm deshalb im Nachhinein vor den Richter zerren? Ansonsten war sein Motorrad in Ordnung, er war nüchtern gewesen, fuhr gemächlich zivilisiert, aber in einer der Kurven, das hätte jedem passieren können, in einer der engen Kurven auf der Fernstraße unten am Bach entlang, unweit der Abzweigung zum Kirchdorf hinauf, rutschte sein Hinterrad, wer weiß warum, vielleicht war in der Nacht ein Flecken Nässe überfahren, da rutschte sein Hinterrad gegen die Leitplanke. Geistesgegenwärtig gelang es dem Mann sein Motorrad in der Spur & auf den Rädern zu halten, aber hinten das Mädchen rutschte vom Sitz und schlug rücklings gegen die Leitplanke: es knackte ihr Genick, doch hörte es keiner, und ihre Augen brachen. Da lag sie nun: rücklings reglos ausgestreckt die Glieder, stierte in den grauen Himmel, geborgen im buschigen Goldhaar ihr Gesicht, doch sickerte ein Faden leuchtroten Blutes aus ihrem Mundwinkel. – Am Vortag hatte Reinhard die Stukkatur an der Decke ihres Zimmers gestrichen, sorgsam Gipsblatt für Gipsblatt nachgezeichnet, denn er dachte sich, und man hat beim Anstreichen reichlich Zeit für unsinniges Denken, daß die Erwachsene in diesem Zimmer erotische Träume und auch entsprechende Spiele haben würde, rücklings auf ihrem Bett liegend würden dabei ihre Augen beiläufig über die hellen Ranken, Blätter, Früchte, Galerien an der Zimmerdecke gleiten. Daraus würde nun nichts werden. Ihr hiesiges Zimmer würde sie nicht mehr beziehen, sie war ganz wo anders hin.

Unheil war über die Baustelle hereingebrochen. Fröhlich und hoffnungsvoll hatten Handwerker und Tagelöhner mit der Sanierung des alten Forsthauses begonnen, doch bevor das Heim wieder hergerichtet war, trat seine Majestät der Tod ein. Widerstand war zwecklos. – Der unzeitige Tod wird oft wie ein Verhängnis, wie eine Strafe für begangenen Frevel aufgefaßt. Würde der Vater nun die Renovierung abblasen? Vermutlich nicht, hat er doch Weib und zwei weitere Kinder, die untergebracht werden mußten. Zeitplan und Kredite liefen. – Was tun? – Alles stehen und liegen lassen und weggehen! Unruhig ging Reinhard vor dem Bad auf und ab, darin rutschte

der Wanderpole auf dem Fußboden herum. Vorerst blieb nichts anderes übrig, als die begonnene Arbeit fortzusetzen. Lustlos nahm Reinhard sein Werkzeug auf, um eine Wand zu verputzen. Er arbeitete langsam: die Dinge waren gewichtiger geworden als ehemals, schwerer, bedeutsamer und fremder, sorgsamer wendete er sich ihnen nun zu, als ob alle Dinge auf einmal ungemein zerbrechlich wären, als ob an ihnen etwas gut zu machen wäre. Seine Zuwendung machte seine Arbeit nicht besser, nur eben langsamer. Eine Woche und länger hielt dieses merkwürdige Gefühl von der Zerbrechlichkeit der Dinge an. Beim Tapezieren war ihm nicht anders zu Mute, als klebe er Papier an die Wände eines Kartenhauses. – Auch diese Arbeit wurde erledigt. Wenn man wieder einmal vor einer Wand steht und sie mit Papier beklebt oder mit Farbe bestreicht, ist man allein und frei für das Spiel von Bildergedanken. In Tagen und Wochen bis spät in die Nacht, Tagelöhner kennen keinen geregelten Feierabend, wurde Reinhard das Mädchen nicht los. Sie haftete am Bau und kreiste während der Arbeit durch seine Vorstellungen. Von ihrer Geburt an kannte er das Mädchen nicht, aber er stellte sie sich in der Wiege vor. Zum Glück war er nicht ihr Vater, in dem mußten Tausende von Bildern aus des Mädchens Kindertagen unablässig aufblitzen, sich hinter geschlossenen Augenlidern bis in die Nacht hinein und sogleich des Morgens wiederholen, ihn unablässig bedrängen, ihn quälen wie Dämonen. Der Spaziergänger hatte sie als Kind nur aus der Ferne gesehen in der Sonne auf dem Rasenstreifen vor der Försterei dem Hundchen aus einem Bilderbuch vorlesen. Als das Mädchen acht oder neun Jahre alt gewesen war, sah er sie einmal im Hintergrund eines der Dorffeste. Sie war ein heiteres Wesen, stillvergnügt ging sie ihren Beschäftigungen nach, wobei ihr offenbar oft lustige Ideen kamen, plötzlich lachte sie dann auf oder neckte das nächststehende Menschenkind oder ein Tier. Sie lachte gerne, war zu Scherzen und Streichen aufgelegt und ging ihren Gespielinnen voran. Sie war ein blondes Mädchen wie aus einem alten Bilderbuch. Und als Kind schon versprach sie hübsch zu werden. In ihrer Gegenwart wurde es hell; nun war ihr Glanz aus dem Forsthaus verschwunden. – Was ist der Tod? Was bedeutet das Aufhören des Lebens für das Mädchen und bald auch für jeden von uns? Was bedeutet dieser Übergang? Hat sie ihn überhaupt wahrgenommen? Oder spürte sie bloß einen derben Ruck, über den sie vielleicht noch kurz erschrak, und dann war einfach Schluß und Nichts? Gewiß war das Mädchen nun geborgen oder nirgends. Jedenfalls war sie raus aus dem Spiel. Von ihr bleibt der Verlust im Leben der Übriggebliebenen. Hinter ihm ertönte ein dumpfes „Hallo“. Reinhard sprang von der Leiter, riß sich die Kappe vom Kopf und schaute schweigend in das Gesicht. Zu sagen hatte er nichts, er arbeitete hernach bloß bis in die Nacht. Des Försters Augen waren gerötet, im grauen Gesicht die Falten tief, die Haare schütter. Und da war sie, die gefürchtete Frage: „Warum?“ Darauf hatte der Tagelöhner nichts zu

sagen. Der Förster dankte, als Reinhard versprach, zum Gottesdienst zu kommen.

„Warum“ ist hier wie auch sonst so häufig die falsche Frage. Das Fragliche jedoch bleibt und verweist, will man nicht im Bodenlosen versinken, ins Grenzenlose. Die Frage nach dem Warum ist letztlich und endlich eine theologische. Wie sollte da unserem tagelöhnernden Spaziergänger eine Antwort einfallen? Tod und Gott sind Verwandte. Mit dem einen kommt unweigerlich auch der andere in den Blick, beide verweisen aufeinander. Tod und Gott sind ineinander verwoben wie zwei Gesichter im selben Abbild. Wer maskiert wen? Der schwere Schlag des unzeitigen Todes erscheint in der Ordnung der Sterblichen als willkürlich. Willkür aber ist seit jeher das Privileg der Götter; vielleicht sind der Götter Namen nur wechselnde Bezeichnungen für die Willkür des Todes? Das willkürliche Unglück, obwohl oft als solche empfunden, muß keine Strafe sein, sondern unsere Erfahrung lehrt, daß es einem auch einfach so zukommt. Die uralte Geschichte von dem Rechtschaffenden und Frommen, der wegen einer Meinungsverschiedenheit zwischen Ihm und jenem anderen, von dem man am besten nicht spricht, schuldlos mit Unheil geprügelt wird, bis er an seinem Geschick verzweifelt, wird plötzlich unheimlich aktuell. Es wird gruselig ernst. Die unter unseren alltäglichen Nöten verborgene Not klopft an. Unsere ursprüngliche Not läßt sich durch Handeln nicht beheben, vor ihr verzweifeln die Tätigen. In der Not könnten überlieferte Aussprüche, die man damals nicht einmal mehr in der Gegend dort oben aussprach, unversehens wieder in der Schwere ihrer Bedeutung aufleuchten: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen.“ Mehr nicht. Dieser Antwort auf die Frage nach dem „Warum“ fügten die vormals Gläubigen allenfalls hinzu: „gelobt sei der Herr.“ Jedoch war den Leuten entsprechendes Vertauen abhanden gekommen. Damals, als man die Welt noch im Griff zu haben meinte, wollte man nicht wahr haben, daß uns wohlmöglich aufgetragen ist: „du sollst den Herren deinen Gott fürchten.“ Nun fürchteten sie wieder. Des Mädchens unzeitiger Tod hatte ihnen für eine Weile wieder das Fürchten gelehrt und ließ nicht bloß ihre alten Hütten und Scheunen, sondern sogar ihre stattlichen Gebäude und weltbezwingenden Geräte wieder als das erscheinen, was sie genau genommen immer sind: Kartenhäuser. Eindringlich machte das Mädchen den Zurückgebliebenen klar, auf welchem brüchigem Grunde wir stehen, die wir letztlich und endlich nichts, aber auch gar nichts im Griff haben und kaum etwas begreifen, während wir hier eine Weile auf Abruf wohnen oder dort herumlaufen. Und wenn ein Mal ähnlich der Begierde durch das Mädchen ein Gott durch uns hindurch tanzt, dann bleibt kein Stein auf dem anderen. Ist der Wirbel vorbei, dann sollten wir uns voll Ehrfurcht verneigen. Die Trümmer bezeugen: ein Geheimnis brauste durch uns hindurch. Flüchtig sind wir, dem Windhauch ähnlich,

unsere Gestalt ein Nebel, der in der Zeit verdampf. Unserem Einvernehmen mit der uns gegebenen Welt tut es gut, wenn wir uns wieder als eines Schattens Traum begreifen. Der Schrecken unzeitiger Vernichtung mahnt, sorgsam mit uns, unseren Kindern und unseren Augenblicken umzugehen. – Aber bedarf es einer Lehre als Trost? Alles war doch da.

Des Mädchens unzeitiger Tod hatte den Leuten für einen Augenblick das Fürchten gelehrt. Beim Gedenkgottesdienst war die Kirche voll. Der unzeitige Tod eines hübschen Mädchens erschüttert. Schulklassen & Jugendgruppen, die eben noch das Mädchen gekannt zu haben meinten, kamen ebenso wie all die erschrockenen Eltern, an denen es diesmal vorübergegangen war. Nur Pater Michael war nicht erschienen, er soll an jenem Tag, so wurde von Kauz zu Kauz erzählt, beim Schoppen gesessen und sich über die sich leerenden Weingläser hinweg Geschichten von seinem Großonkel aus dem Feldzug durch die Ukraine erzählt haben. – Drei Priester, sechs Meßdiener, Chor & Orgel und Lichterketten feierten ein Hochamt. Wider Erwarten war der alte Ritus ergreifend. Der Pfarrer jedoch war bloß ein zeitgemäßer Politiker in der Tracht eines spätrömischen Beamten. Als er die vielen Trauernden sah, mußte er schlucken und gab von der Kanzel öffentlich kund: er habe keine Antwort auf das „Warum“. – Wer sonst sollte eine „Warumantwort“ zu geben haben? Der erste Zeremonienmeister hatte also gar Nichts zum Besten zu geben, der nächste, der während der Predigt des ersten mit zur Seite geneigtem Kopf unverwandt in die Trauergemeinde geschaut hatte, erinnerte von Gesicht & Gestalt an einen jener Mönche, die wissen, daß Gott nicht antwortet, und die trotzdem ihren Dienst versehen. Er ließ einige Zeilen aus der Geschichte von Lazarus, beileibe nicht die Stelle, an der er – „oh Herr, er riecht schon“ – aus dem Grabe wieder hervorgerufen wird, das wäre für damalige Zuhörer unerträglich gewesen, sondern jene, wo besagter Sohn vom Tod des Freundes erfährt und weint. Nach seiner Lesung erklärte der Vorprediger eindringlich: die Tränen über den Tod seines Freundes bezeugen, wie sehr der Sohn das Leben liebte. Folglich sei es nicht der Sohn, und mit ihm nicht sein Vater, gewesen, der das Leben nahm. Aber diesen theologisch vertrackten Gedanken führte der Priester vor den Ohren der Leute nicht weiter. – Wer soll es sonst gewesen sein, wenn nicht ER, *der alles so herrlich regieret*? Wenn es nicht der Alte Gewittermacher vom Sinai gewesen war, den zu fürchten wir vergessen, dann muß der andere seine Finger im Spiel gehabt haben, von dem man nicht mehr sprach, der aber gerade eben vom Priester mitgedacht worden, also gegenwärtig war. Wieso führte der Priester seinen Gedanken nicht aus? Wagte er es nicht, vermeintlich zeitgemäße Gläubige mit ihrem Glauben zu konfrontieren? Innerhalb der in der Gegend dort oben verbreiteten, Allgemeingültigkeit beanspruchenden Lehre war das Wirken des anderen plausibel, ja mitunter sogar höchsten Ortes erwünscht, um Menschen in Versuchung zu führen, um ihre Glau-

benskraft zu erproben; so ähnlich hätte es auch auf den Falle des Försters passen können. Aber der Zeremonienmeister stellte weder den Gedanken der Versuchung noch jenen der Gottesfurcht vor. Auch die vollkommen freie göttliche Entscheidung, die für Sterbliche ein unverständlicher, also willkürlich erscheinender Ratschluß bleiben muß, an dem unsereiner nichts zu mäkeln, sondern den er demütig hinzunehmen hat, kam nicht zur Sprache. Nicht einmal die Hoffnung auf das Wiedersehen in einer *besseren Welt* beschworste der Vorredner, wie es doch eigentlich von jeher zu seinem Amt gehört und welch Hoffnung in der seinen Ritus begleitenden Lichtsymbolik immer noch mitleuchtete. Weder theologisch begründete Erklärung noch den Trost der Lehre, die zu vertreten ihr Amt doch eigentlich war, wagten die Priester zu spenden, statt dessen teilten sie solidarisch die Sprachlosigkeit ihrer Zuschauer. Die altehrwürdige Gemeinde wagte nicht mehr, eine ihrer Warumantworten auf den Ernst menschlicher Not auszusprechen. Es hätte auch niemand zugehört. Denn wir die Leute waren zu tief in unsere kleinlichen Nöte verstrickt, um uns vom unzeitigen Tod des Mädchens ernstlich aufschrecken zu lassen, um etwas zu hören, daß uns nicht als selbstverständlich in den Kram paßt. Des Mädchens Tod hatte den Leuten in der Gegend bloß einen Schrecken eingejagt. Vor der Zumutung heilsamer Furcht, vor dem Gerede von der Flüchtigkeit ihres Hierseins, von der Willkür unerforschlicher Ratschlüsse, der Bedeutungslosigkeit der Zeit angesichts des oder von Demut & Dank gegenüber dem Absoluten auch im Unheil hätte sich das damalige Publikum in seiner Naivität naserümpfig abgewandt. Die damaligen Leute wollten einen lieben Gott, der ihre Nöte ihren kleinlichen Wünschen gemäß, einem reichen Onkel ähnlich, richtet. Priester aber sind weibisch klug, sie verschweigen ihre Wahrheiten.

Wieder einmal der Tod. Zur Übung? Auch Ableben will gelernt sein. Es gehört zu den Prüfungen, die jeder besteht. Vermutlich ist Er für den, dem er gerade begegnet, ganz leicht: ein Nichts. Des Mädchens Leben wurde nicht vor der Zeit abgebrochen – was besagen schon zählbare Stunden oder vorgeschriebene Etappen in der Lebenserwartungsstatistik. Ihr Leben war vollendet indem es endete. Nur den Zurückgebliebenen erschien es zu kurz. Ihnen blieb die Angst um sich selbst. Das Mädchen aber war vollendet gewesen, sie hatte die ihr zugefallene Zeit bis zum letzten Atemzug durchlebt. Kein Leben wird vor der Zeit abgebrochen, denn ein jedes hat seine Zeit, jedes Mal ist die Lebenszeit ein vollendetes Ganzes, das zwar von Außenstehenden nach Stunden oder gar Jahren gemessen wird, obwohl es weder zu werten noch zu gewichten ist. Jedes Bewußtsein ist der Mittelpunkt eines rundum geschlossenen Horizontes, in dem die gesamte ihm gegebene Vergangenheit mit ihrer Zukunft erscheinen, in dem alles da ist, was die in ihm bewußt gewordene Welt ausmacht. Mehr gibt es nicht, als was Einem erscheint. – Ist es wünschenswert oder gar erforderlich von der Wiege bis zur

Bahre alle üblichen Stationen durchzumachen oder wie vorgeschrieben zu absolvieren? Unserem normalen Schicksal, in der Zeit verschlissen zu werden, ist das Mädchen entkommen. Sie hat es in ihrer besten Zeit hinter sich und ist raus aus dem Spiel. Fehlt uns auch ein „Warum“ dabei, so war es doch schön, daß sie da war. Ihr Tod aber war ein Nichts innerhalb der extremen Ausnahme ihres Lebens. Und überhaupt ist der Tod nicht unser Problem, sondern unser Leben, wozu unter anderem auch unser Sterben gehört. Das hübsche Mädchen war uns damals vorgestorben; wir werden ihr etwas früher oder etwas später, jedenfalls bald nachsterben. Doch was liegt daran?

Einige Male noch sah man ihren alten Hund alleine und wie traumverloren auf ihrem ehemaligen Weg hindreinzotteln. Dann war auch er verschwunden. Windhauch. Traum bloß und Gespinst flüchtig wie Tau, gewiß, was sonst waren wir gewesen? Eine Welt aus Tau bloß, aber ach, aber ach – ach gelegentlich so wundervoll und lebenswürdig. – Das Mondschiff schwimmt auf der Nacht. Den Kiel in den Walde getaucht gleitet's durch die Brandung der Wipfel; ein Weilchen vergeht, und es taucht ins Geäst. Durchs schwarze Netz hindurch glitzert stumm wieder ein Weilchen; versinkt schließlich im Dunkel. Silberglanz: das geträumte Kleid der Nacht.



Das Gift

Der Tümpel unterhalb Connys Hütte war die Quellmulde, wegen der vor achthundert oder tausend oder wer weiß wievielen Frühlingen der erste Siedler geblieben und um die herum mit der Zeit Hertas Dorf gewachsen war. Nahe des Ufers, aber weit genug ins brackige Karpfenwasser geschoben, um für den Fuchs unzugänglich zu sein, hatte Konradin, auf welchen Namen sie Conny unten in der Stadt vormals getauft hatten, eine auf einem zementsteinernen Sockel verankerte, zum Wasser hin offene, spaßeshalber mit einem aus Latten gefertigten Spitzdach versehene Bretterkiste mit Stroh ausgelegt. Nun erwartete er wie in jedem Frühling die Wiederkehr des Entenpaares, das in der kleinen Hütte auf dem Tümpel zu brüten pflegte. – Frühling weckt Zuversicht. Im Frühling erneuert sich mit der Welt der Menschen Tätigkeit, wieder beginnen sie mit ihren Vorbereitungen für das Gute, mit ihren Zurüstungen zum Glück. Auch dort oben in der Gegend begannen die Leute zu putzen, denn besser begriffen sie damals den Frühling nicht mehr. Mit Hausputz oder Gartenpflege, mit Reinigungen aller Art meinten sie der heiteren Jahreszeit entgegentreten zu müssen. Und damals, in jener ach so wohlhabenden Zeit, wurde der Anhauch von Schmutz von den Leuten gefürchtet wie weiland die Pest. Dank technischer Gerätschaften aller Art wurde mit chemisch ausgeklügelten Hygienemittel weitmehr als zu Großmütter Zeiten gewaschen & gewienert auf Teufel komm raus. Die damalige Schmutzangst war gewaltig, anscheinend war sie den Säuglingen bereits in der Wiege eingimpft worden. Schrecklich hygienisch waren die Leute geworden, vermutlich waren sie fies vor sich selbst, und dies vermutlich aus Gründen. Wie dem auch war, jedenfalls schossen in jenem Frühling die Zugezogenen im Klinkerhaus am Waldrand, in jenem Neubau auf halbem Weg vom Dorf zum Forsthaus, den Hygienevogel ab. Der weltkluge Neubauherr hatte, wie nebst der Steuern manch Anderes auch, die Installation eines Anschlußrohrs hinten um sein Haus herum aus seinem Garten hinaus zum Kanal unter der Straße gespart. Wie vormals das Brauchwasser konnte er das Chemiewasser aus seinem neuerdings beheizten Gartenschwimmingpoolhaus durch den Siefen in die Welt hinabfließen lassen. Als Algen drohten, den Pool grün zu färben, rückte er den Schlieren mit dem Hoch-Druck-Reiniger zu Leibe. Im abespülten Glanze der Kacheln ließ der weltkluge Kopf aus seinem Swimmingpool sein schließlich hochprozentiges, mit ätzenden Reinigungsmitteln angereichertes Chlorwasser durch den alten Siefen ab. Bevor das Gift jedoch in die weite Welt gelangte, verseuchte es Connys Tümpel. Acht Schubkarren toter Fische haben die Dörfler in den Wald gekarrt, die Libellenbrut samt der der Molche war hin, vom Froschleich blieb keine

Spur, den Krebsen & namenlosem Geziefer ward der Garaus gemacht. Lambert von der Baumschule schätzte die Kosten für die Wiederbepflanzung mit Wasserpflanzen auf einige Hundert Ohren, auch Fische sollten wieder gekauft & ausgesetzt werden. Selbstverständlich bezahlte der im Klinkerhaus am Waldrand, auf halbem Weg zum Forsthaus, zugezogene Klugscheißer anstandslos den Schaden, obendrein spendierte er den Männern noch eine Kiste Bier, bevor er mit seinem Großraum-pkw in den Süden fuhr. Begüterte Leute haben ´ne zahlungsfähige Moral. Und zahlungsfähige Leute formten den Geist der damaligen Zeit. Wegen der Vorstellungen, die sich einer der schrecklich klugen & begüterten Trottel über seinen Garten mit Pool hinaus vom guten Leben machte, wozu nebst Flugreisen auch idiotische Angstvorstellungen von Reinheit gehörten, ging im Tümpel eine kleine Welt zu Grunde. Indem sich die Trottel summieren, wächst unser Ruin. Zerstörerischer denn je waren die normalen Menschen geworden.

Vom kleinen Weltuntergang in seiner Nachbarschaft wünscht der Spaziergänger eigentlich nichts zu hören. Wie so oft verließ Reinhard, noch in den braunen Wintermantel gehüllt & mit der blauen Wollmütze auf dem Kopf, auf dem kürzesten Weg linkerhand das Dorf, ging zügig über den naß-schwarzen Asphalt den Hang hinab und bog vor der Brücke rechterhand in den Wald hinauf, aus dem er, anstatt den Stichweg zum Forsthaus zu wählen, erst nach einiger Zeit hinten bei den frisch gepflügten Feldern heraus kam. Dort irgendwo in einer dieser fremden weiten Landschaften muß es gewesen sein, wo einer dieser kleinen, rasselnden Panzer direkt auf den Jungen zugerollt war. Daran erinnerte sich Reinhard jedes Mal auf dem Feldweg unterhalb der Wiese, von wo es so aussieht, als wölbe sich der Hügel von Horizont zu Horizont, denn genau dort hatte ihm Clemens das erste Mal, und dann später da oder dort noch öfters, denn oft war der Waldarbeiter mit dem Waldgänger gemeinsame Wege gegangen, davon erzählt. Gelegentlich erzählte er es ihm auch auf dem Waldweg am Forsthaus vorbei oder bei der Wüstung hinter dem Josephstein ober über den Gartenzaun hinweg oder seinen Söhnen nach dem Sonntagsbraten oder während der Tagesschau. Aber auf dem Feldweg, wo es so aussieht, als wölbe sich der Hügel von Horizont zu Horizont, hatte er es Reinhard das erste Mal erzählt. Denn unser späterer Patriarch Clemens war als 17 oder 18jähriger Junge eingezogen und mit der zweiten 6. Armee gen Osten geworfen worden. Als damals über die endlose Ebene zwischen den Horizonten dieser kleine, rasselnde Panzer direkt auf den Jungen zugerollt war, hatte unser alter Clemens eine Panzerfaust. In hohem Bogen ging sein erster Schuß über das heranrasselnde Gerät hinweg, der zweit und letztmögliche traf. Flammen schlugen aus dem Stahl, ein brennender Mann sprang heraus, wälzte sich auf der Erde zu Tode, ein zweiter blieb im Turm hängen. Clemens war nicht überrollt wor-

den. Hitze, Flammen, Schreie schlugen gegen seine Wangen. Beinahe täglich kamen ihm Erinnerungen an diesen seinen ersten & letzten russischen Panzer. – Auf dem Rückzug saß Clemens auf dem Steg am Ende des letzten Waggons, neben ihm ein Schulfreund; hinter ihnen kam nur noch der Schwellenreißer. Der gleichmäßige Takt des Reißers schläfernte die erschöpften Jungen ein. Als Clemens aufwachte, war sein Freund verschwunden. Hinter dem Zug, hinter dem Schwellenreißer gähnte die weite ukrainische Landschaft. – In Gefangenschaft hielt Clemens es nicht aus. Mit einer Konservendose grub er sich unter dem Zaun hindurch ins Freie. Dank einer Hacke, die er geklaut hatte, kam er durch die feindlichen Linien hindurch bis nach Hause. Sobald ihm auf seinem persönlichen Rückzug Soldaten in fremden Uniformen nahten, stellte er sich an den Wegrand, an die Böschung, in den Straßengraben, auf die Gleise, auf das Kopfsteinpflaster und hackte Unkraut. Diese Haltung war eine vollkommene Tarnung. Für die Sieger war es selbstverständlich, das der in der anderen Uniform ihr Kriegsgefangener sei und in den Trümmern Unkraut zu hacken habe, auf ihren Befehl hin was auch immer hacken müsse. Wer arbeitete, so war das nun einmal in der Nachkriegswelt, tat dies gezwungenermaßen, er stand also an dem Platz, auf den er hingestellt worden war, also als rechtmäßig abgestellt geltend konnte sich Clemens heimwärts hacken. Als er sich durch den halb zerstörten Magdeburger Bahnhof hindurchhackte, lachten die russischen Soldaten zwar über den unverbesserlichen deutschen Arbeiter, der inmitten von Trümmern schon mit Unkrauthacken beginne, ließen ihn aber ungeschoren passieren. Die Gleise entlang gen Westen arbeitete sich Clemens so durch. – Arbeitssimulation rettet Clemens aus Feindeshand; lebenslänglich beschwor er den Segen körperlicher Arbeit.

Clemens war gerne neben Reinhard, obwohl der, so gut er konnte, auf den Segen körperlicher Arbeit verzichtete, spazierengegangen; ebensogern hatte er ihm dabei aus seinem Leben erzählt, denn der Patriarch mochte den Spaziergänger leiden, beide mochten den Wald und scheuten, ein jeder aus eigenen Gründen, die Leute. Und Reinhard lebte trotz allem oder allem zum Trotz mit beneidenswert geringem Aufwand an Mitteln auf seine Weise gut: er kannte Glück. Das macht liebenswert. Manchmal hätte unser Spaziergänger bersten mögen, so glücklich war er. Dann konnte er es nicht fassen: da zu sein und tatsächlich zu atmen: welch wunderbare Lust ist es zu gehen & stehen, zu hören & sehen: die Schönheit der Bäume & Sträucher, von Wiesen Weiden & Wald überstieg in seinen besten Augenblicken seine Fassungskraft. Überwältigt vom Da hätte es ihn zerreißen können. Licht & Luft beglücken! Dazusein ist unbegreiflich. Aber Reinhard war nicht nur ein Spaziergänger im Licht, er unternahm auch nächtliche Gänge. Die Stille der Nacht liebte er. Auf nächtlichen Gängen erlischt das schrille Treiben, die aufdringlichen Dinge mit ihren scharfen Konturen treten zurück, Schatten

machen sich breit und zarte Geräusche schmeicheln dem Ohr; tägliche Verwirrung klärt sich in nächtlicher Heiterkeit. – Paradiesisch ist die Stille der Nacht: gnädiges Dunkel überwölbt vom gestirnten Himmel: so einfach ist das Paradies. – Stille aber war in dem seit dem Krieg wie ein Geschwür wuchernden Wohlstand ein unglaublich kostbares Gut geworden. Überhaupt waren die einfachen Dinge des Lebens, die von jeher beglücken, mit der Zeit nicht bloß aus der Mode gekommen, sondern geradezu vergessen worden. Die Leute erkannten die Paradiese nicht mehr. Waren sie geraubt oder in ihnen zerstört oder ihnen ausgetrieben oder sonstwie verschüttet worden? Wieso waren die Paradiese verlorengegangen? Wie auch immer es zum großen Verlust gekommen war, all ihr Aufwand auf ihrer Suche nach Glück füllte die damals in den Gemütern der Menschen wachsende Leere nicht; mit all ihren Geräten Motoren Maschinen Gütern Bequemlichkeiten verfehlten sie das Glück; ja sie verscheuchten es mit ihrem lärmenden Aufwand, wo auch immer sie hinkamen. Und diese Leute kamen damals überall hin. Das half ihnen wenig. Da sie es nicht wahrnehmen konnten, hielten sie es nirgends aus, denn wo auch immer sie gerade waren, dort war es ja nicht, also mußten sie anderswo hin, wo sie es auch nicht fanden, nicht finden konnten, weshalb sie nach einer Weile weiter mußten, um es da oder dort oder ganz woanders oder sonstwo zu suchen. Da ihnen der gestirnte Himmel über gnädigem Dunkel unverständlich, also langweilig, mitunter sogar unangenehm geworden war, trieb es sie unentwegt irgendwo hin. Da ihre Gemüter zu öde geworden waren, um Paradiese sehen oder Glück empfinden zu können, wurde es ihnen unmöglich, beheimatet zu sein. Ruh- & rastlos, wie sie geworden waren, verbreiteten sie ihre innere Leere in der Welt. Doch Reinhard blieb mutig auf seinem Posten, inmitten der Ruh- & Rastlosigkeit seiner Zeitgenossen unternahm er weiterhin seine tagnächtlichen Rundgänge durch die Gegend dort oben.

Handwerkereien, gelegentlich mit dem Wanderpolen, der ihm ein guter Kamerad geworden war, vertrieben dem Tagelöhner seine Muße zu seinem eigentlichen Beruf: dem Sitzen & Sinnen & Lesen. Im Verlauf jenes Sommers bekam Reinhard die endlose Handwerkerei gründlich satt & übersatt, die körperliche Anstrengung begann ihn, der zu altern begann, zu erschöpfen und der endlose Dreck begann seine Seele zu quälen. Im Strudel der Zeit trudelten seine Tage, anstatt während der ihm täglich gewährten Lebenszeit Gegenden zu erwandern oder Gedankenspuren zu folgen, mit verputzen, streichen, hämmern, sägen und wer weiß nicht was für Kram dahin. Immer wieder stand er vor einer Wand, ging vor ihr in die Knie, begann ihre Löcher zu verputzen, ihre Kanten abzukleben, sie zu weißeln. Und war er fertig mit dieser Wand und stand er auf und drehte sich um, da stand wieder eine Wand vor ihm, vor der er in die Knie zu gehen hatte, um sie anzustreichen. Und das ihm, der er doch inmitten einer geschäftigen Welt aus Überzeugung

und aus Neigung und aus Veranlagung und aus Verantwortung immer noch und allem zum Trotz ein betrachtender, ein müßiger, ein wahrhaft kontemplativer Mensch, also ein Mensch geblieben war. In Abwandlung einer Maxime seines weltberühmt gewordenen Gesinnungsgenossen Don Quijote flüster-te er sich in schlechten Stunden selber etwas Bedeutung zu: *niemals seien für die Welt, wie vormals die wandernden Ritter, kontemplative Menschen notwendig als heutzutage*. Doch davon verstanden seine Zeitgenossen nichts. Obwohl auch er, wie so viele Leser vor ihm, für sein Volk las, nährte er sich kümmerlich bloß von seiner Hände Stückwerk. Inmitten der damaligen Umtrieblichkeit hatte ein Bücher- & Gedankenfreund gewissermaßen Berufsverbot. Eigentlich war er unerwünscht. Denn das Volk war auf den Hund gekommen: Erlesenes interessierte es nicht. Ausgerechnet während seiner Lebenszeit wurde Reinhardts Beruf verachtet. Schuldlos schuldig war aus ihm ein Geächteter geworden. Aus solch charakterlichem Widerstreit zwischen Eigensinn und Zeitgenossenschaft wob vormals das Schicksal den Stoff für die Lieder der Sänger. Doch dem allgemeinen Geschick widerstrei-tender Sang war damals längst aus der Mode gekommen, also verklang Reinhardts persönliches Geschick wie so viele ungehört. – Wer damals beim populären Lobgesang auf den Wohlstand nicht mitmachte, bekam seine Einsamkeit zu spüren. Jedoch kam Reinhard mit seiner Einsamkeit bestens zurecht, die Handwerkerei aber bekam er gründlich satt. Kaum hatte er Sommer begonnen, sehnte er den Herbst herbei mit seinen milden Nebeln und dem frühen Dunkel, dem Behagen am Ofen und in der Stille der Nacht. Im Herbst wird endlich der Krimskrums erledigt sein, die Aufträge werden aufhören, seine Hütte wird winterfest, einige Meter Holz gesägt & gestapelt, sogar genügend Zahlungsmittel zum Überwintern werden auf der Bank gehortet sein, so daß sonnig milde Oktobertag, von denen ja jeder der letzte seiner Art sein kann, ihn hinter seiner Hütte im Garten oder im Wald oder auf dem Feldweg finden werden. Frei wird er sein. Im vorherigen Jahr mußte er bereits im September anheizen. Aber vielleicht wird der bevorstehende wieder ein sonnig milder Herbst der reichlich spendet, nicht zuletzt jungen Wein für den alten Bauch mit dem queren Kopf. Leider trugen die Pflaumen-bäume dort oben in der Gegend in jenen Jahren keine Früchte mehr, an denen er sich vormals gerne satt & übersatt gegessen hatte, aber Gemüse, Tomaten & Gurken, Äpfel, Nüsse, Birnen, Eßkastanien mehr als man verschenken kann, sogar Pilze kistenweise; Farbenpracht und lustiges Getier versprach weiterhin der Herbst in Überfülle. Sobald er nach dem Erwachen die Türe öffnen würde, würde ihn kühl klare Luft beglücken. Die kostbaren Vormittagsstunden würde er wieder hinter oder vor seiner Hütte Tee trinkend oder wie ein Faun im Gebüsch hockend & atmend & schauend & lauschen vergehen lassen; sich wundernd, wieso um ihn herum alles so schön gelungen ist. – Hesiod sah seinerzeit saugut, als er behauptete: die spenden-

de Erde würde ihre Früchte vor uns Sterblichen, weil wir gefrevelt hätten, verbergen, ansonsten würde ein Arbeitstag genügen, um ein Jahr davon zehren zu können. Solch wahrhaftiges Glück wäre für Reinhardts Zeitgenossen unerträglich gewesen. Sie waren nun einmal auf den Hund gekommen. – Was hatten auf den kargen Feldern die Raben zu deuten? Brachten sie Grüns oder Kunde? Woher? Weitergehen. – Aber Herbst & Winter & ihre Freuden waren noch fern, noch war es nicht so weit, noch galt es Wände zu streichen. Aber Reinhard wollte nicht länger warten, anstatt weiter zu handwerkeln beschloß er, auf weitere Einnahmen durch Arbeit zu verzichten. Statt dessen wollte er schon inmitten des Sommers mit den Freuden herbstlicher Freiheit beginnen.

Nach Charlys Weggang hatte Christian sein Haus, Verwendung für ein Wochenendidyll hatte er nach der Trennung von seiner Ehefrau Paula keine mehr, an ein nettes Pärchen aus der Stadt vermietet. Behaglich ländlich hatten die beiden sich vorgenommen, ihre Zukunft zu verbringen, entsprechend wollten sie sich in der Gegend dort oben einrichten, um endlich zu sich selbst, zu einander, zur Ruhe, zu Sonstwas zu finden. Das nette Pärchen aus der Stadt konnte jedoch Stille nicht ertragen; bekamen die Beiden nichts zu hören, dann beunruhigte sie wie damals so Viele der Vielzuvielen die Leere zwischen ihren Ohren. Um ihre Angst vor dem Nichts in ihnen zu vertreiben, ließen sie sich in ihren gemieteten Räumen allzeit beschallen. Idealerweise ließen sie den Fernseher während all ihrer wachen Stunden daheim bis in ihre Betten hinein laufen, um im Hintergrund ihrer verödeten Gemüter andauernd Bilder & Klänge spielen zu lassen und nicht in das „Loch“ gezogen zu werden. Deshalb hörten sie in Christians Haus niemals den Klopffeist, der gab es schließlich auf. Die damals in den besten Häusern sowie in den niedrigsten Hütten verbreitete Gewohnheit, sich andauernd Klangbilder machen zu lassen, stört einen andersgearteten Außenstehenden nicht. Wer daheim bei seinen Klängen & Bildern bleibt, der stört den Spaziergänger nicht auf seinen Gängen, den Leser nicht hinter seiner Hütte, den Träumer nicht in seinem Garen, den Schläfer nicht in seinem Bett. Warum damals die meisten Leute andauernd künstliche Geräusche um sich haben wollten, darüber lassen sich heute nur Vermutungen anstellen, verstehen aber, also nachempfinden können wir Nachgeborenen diese widersinnige Unart nicht. – *Das brauche ich, das ist doch schön, das tut mir gut*, so oder ähnlich pflegten Viele, auf ihr Klangbedürfnis angesprochen, zu reden, mehr wußten sie über sich selber nicht, die Vielen waren sich selber schleierhaft geworden. Mit der klangbildlichen Selbstversorgung gab sich wie so viele Andere auch das Pärchen in Christians Haus nicht zufrieden. Selbstverständlich glaubten auch sie, mit ihrer selbstgekauften Beschallung gelegentlich auch ihre Mit- & Nebenmenschen vom Nachmittag über den Abend hin-

weg beglücken zu müssen, also ließen sie das elektrische Wumm Wumm Wumm in die Nacht hinein durch das Dorf schollern. Damit nicht genug, obendrein wollten oder mußten die Beiden, wie so viele Andere auch, über ihre Wachen Stunden hinaus Geräusche um sich haben. Für alle Fälle? Falls man erwache. Offenbar war ihnen die Mitternacht zu still, weshalb sie ein Klingspiel, wie sie damals auf den Floh- oder Baumärkten zu kaufen waren, in den Baum in ihrem gemietetem Garten aufhängten: ; ; ; ; – Nun klingelte es bei jedem Lufthauch. Eine Folge metallic spitzer Töne durchschlug die Stille der Nacht bei jeder Gelegenheit: ging der Windhauch die Büsche entlag, hinterdrein schlugen Töne dem Leser oder Träumer oder Schläfer spitz in Hirn Herz Magengrube. Raschelte das Geäst der Buche oder rauschten von jenseits des Tümpels die Tannen, klingelte es hinterdrein metallic: Plinc! Plinc! Es klingelte in Hertas Dorf nicht nur tagsüber. Der Zauber der Nacht ward verdorben. Der Klingklang verdarb einem gemütvollen Menschen nicht nur die beschaulichen Abendstunden hinter dem Haus, er verfolgte einen bis in den Schlaf hinein, störte einen nächstens auf und war Morgens das erste, was man von der Welt zu hören bekam. Der Klingklang war immer da. Er drängte sich ein oder auf, dieser Störenfried ließ sich nicht abstellen wie jeder gewöhnliche Lärm, etwa wie ein klappernder Fensterladen oder tropfender Wasserhahn. Der endlose Kling-Klang war widerlich. Von Abend zu Abend wuchs die Verzweiflung in der Brust des Hilflosen. Der Kling-Klang von links verfolgte unseren Liebhaber nächtlicher Paradiese bis in die Unerträglichkeit. Er wurde wütend. Ihm, der doch die Nacht liebte, die ihm, der auf viele Dinge und Menschen gerne Verzicht leistete, eine alte Heimat geblieben war, ihm zerschlug man nun seine Freude auf seinem verlorenen Posten in der Zeit: die Stille. Indem man ihm seine Stille verdarb, wurde ihm sein Daheim versaut. Es kamen die Nächte, da wollte er sich die Zudringlichkeit des zwecklos sinnstörenden Klingspiels in seinem Garten nicht bieten lassen. Einer vergangenen Kultur verpflichtet, war Reinhard nicht zivilisiert genug, um wegzuhören indem er sich am Abend bis in den Schlaf von einem Bildschirm betäuben ließ. Er war noch weltoffen wie eine Wunde. In die fiel der Kling-Klang wie Dreck. Auf mitternächtlichem Gang, das Messer in der Faust, ging Reinhard schnurstracks in Christians Garten, im Halbmondlicht schimmerte im Baum eine Eulenfratze aus Eisenrohren: beherzt schnitt er das Klingspiel vom Ast; ein letztes Kling ein letzter Klang und ab damit in die Jute statt Plastik Tasche. Weiter ging es hinaus aus dem Dorf durch die Nacht an der Kapelle vorbei, vorbei am Josephstein über den Grad zur Teufelskiste; von dort schmiß Reinhard das Klingspiel in weitem Bogen hinab in das Dornengebüsch neben der Bundesstraße unten im Tal. – Das tat wohl. Er hatte sich einen Traum erfüllt. Nachts war es wieder ruhig. Ob das nette neue Pärchen im Dorf in den folgenden Tagen oder gar Nächten bemerkt hatte, daß sein Klingspiel

verschwunden war, erfuhr Reinhard nie. Warum sollten auch solche Leute, die sich allzeit Klänge in die Ohren machen ließen, das Verschwinden eines einzelnen Kling-Klangs bemerken. Doch kann man sich auch täuschen: manche von diesen Leuten werden über solch Verschwinden wütend, beharren auf ihr vermeintliches Recht auf allgegenwärtigen Kling & Klang und ersetzen das verschwundene durch ein lärmenderes, wohlmöglich obendrein blinkendes Klingspiel. Dann hätte man Teufel mit Belzebub ausgetrieben; sei's drum, ohnehin kämpft man gegen Windmühlen, muß man Widersinn wie Windmühlen bekämpfen.

Von Jahr zu Jahr wurde die damalige Übergangszeit (manche unserer heutigen Historiker sprechen sogar von einer „Endzeit“) zunehmend unerfreulicher. Offenbar durfte es nicht einmal mehr dunkel werden. Die Menschen hielten es damals im Dunkel nicht mehr aus, also verscheuchen sie es. Die heraufkommende Nacht erinnerte sie offenbar an das wachsende Dunkel in ihnen selbst, wovor ihnen gruselte, also machten sie Lichter. Ein Menschenleben vorher hatte es mit den halb- oder ganznächtlich brennenden Außenlampen neben dem Hauseingang oder an der Garage oder bei der Hofeinfahrt begonnen, auf deren beruhigenden Lichtschein vor dem Fenster man während des Schlafes nicht mehr verzichten wollte. Den steigenden Strompreisen begegnete man Jahre später mit Bewegungsmeldern: Lichter gingen nur an, wenn sich wer in ihrer Nähe bewegte: so hatte man um sich herum immer Licht, obwohl es nicht andauernd brannte. Bald konnte man auf dem gegenüberliegenden Hügel sehen, durch welche Straßen und an welchen Häusern vorbei Reinhard auf seinen nächtlichen Gängen ging: Lichter verfolgten ihn und raubten ihm seine Dunkelheit, an der er sein Wohlgefallen hatte. Aber es wurde noch schlimmer. Sogar alteingesessene bodenverbundene Leute erfaßte mit der Zeit die neue Angst vor dem Dunkel. Auch sie, von denen man weitaus mehr Standfestigkeit im Hier & Jetzt hätte erwarten können, kauften für einen Spottpreis von Asiaten auf der anderen Seite der Erde im Akkord gefertigte Leucht-Röhren, zunächst batteriebetrieben, bald aus gewissenschonender Sonnenkraft gespeist, und steckten sie dutzendweise vor oder hinter ihrem Haus in ihren Garten, in ihre Hecken, auf ihre Wege, in ihre Beete, neben ihre Hundeklos: auf das es nie wieder dunkel werde. – Von rechts hinten leuchtete es in diesem Frühling allabendlich in Reinhard's Garten hinein, künstlicher Glimmer blendete durchs Gebüsch, verdunkelte ihn überleuchtend den Sternenhimmel. So geschah es nicht nur gestern oder heute oder morgen, die revolutionäre Technologie leuchtete andauernd. Andauernd! Niemand schaltete sie ab. Die andauernde Gegenwart von Irrwitz konnte unser Liebhaber nächtlicher Paradiese weder ertragen noch hinnehmen. Die Aufdringlichkeit des Sinnlosen bis in sein Abseits hinein machte ihn wütend. Um das die Nacht störende Licht zu beseitigen

begab er sich auf einen seiner nächtlichen Gänge. Spät nachts mußte es geschehen, besser noch vor Morgengrauen, denn da der Garten erleuchtet war, mußten die Nachbarn nach ihrem langen Fernsehabend fest schlafen, denn erwischen lassen wollte Reinhard sich keinesfalls. Aber Handeln mußte er unbedingt, eigenhändig mußte er die Bedrohung von rechts abwehren. Niemals, davon war er überzeugt, hätte er sich mit seinem Wunsch nach nächtlicher Dunkelheit den guten Leuten verständlich machen können, er war schon froh, daß sie seine alltäglichen Gedanken nicht lesen konnten. Vor einem der kommenden Morgengrauen trat er, unausgeschlafen aber entschlossen, vor seine Hütte, ging linksherum die Dorfstraße entlang, gleich hinter Hertas Hof wieder links über den gepflasterten Autostellplatz der Herta-Nachbarn & zügig an deren beleuchteten Fachwerkhaus vorbei in deren erleuchteten Garten hinein, dort sammelte er die asiatischen Lichter in seine beiden Jute statt Plastik Taschen. Das war schnell und geräuschlos geschehen. – Was sollte er nun mit den Leucht-Röhren tun? Was da in seinen Tragetaschen leuchtete, war zweifellos Sondermüll aus Asien. Den konnte er nicht einfach in den heimischen Wald werfen. Also opferte er noch einige Stunden kostbaren Morgenschlaf und machte sich auf den Weg bis ins Kirchdorf zu dem Müllcontainer am Supermarkt, da stopfte er das Dutzend Leucht-Röhren tief in den Plastikschrött.

Am übernächsten Tag ging Reinhard auf seinem gewöhnlichen Nachmittagsspaziergang linkerhand zum Dorf hinaus an dem ehemals beleuchteten Fachwerkhaus vorbei: mit schiefer Mütze hörte sich gerade der Kirchdorfpolizist freundlich müde das Lamento der Leute an, fragte dienstlich nach näheren Umständen, ließ diese oder jene Beschwichtigung hören, versprach Aufsicht und, wenn möglich, Aufklärung. Im Vorübergehen grüßte Reinhard freundlich. Was ging es ihn an. Warum hatten diese Leute wegen einem Nichts den Polizisten gerufen? Hatte der nicht wichtigeres zu tun?: Beschaffungskriminalität, Drogenhandel, Hundegelärm, Kinderquälerei, Steuerhinterziehung, Fahrerflucht, Trunkenheit, falsch Parken, Eehändel mit Gemeinheiten aller Art und Unzucht mit Minderjährigen waren doch Kirchdorfalltag. Die guten Leute waren unbelehrbar, sie kauften sich aufs neue gewissenschonende Leucht-Röhren aus Asien. Trotz Spottpreis kamen jedoch nur noch drei oder vier in den rückwärtigen Garten, die belästigten Reinhard in dem seinen kaum noch. Nach vorne hin aber machten die Leute die Nacht zum Tag, angeblich um Diebe abzuschrecken, tatsächlich jedoch aus Angst vor dem Dunkel in ihren Gemütern. Zu Reinhard's Glück verdichtete sich im Verlauf des Frühjahrs das Gebüsch und hielt den von rechts andrängenden Glimmer der Leucht-Stoff-Röhren ab.

Zu den merkwürdigen Gestalten in der Gegend dort oben gehörte bekanntlich Micha, dessen Schnorrtouren ihn damals von Hügel zu Hügel führten, weshalb er bekannt geworden war wie ein bunter Hund. In Reinhard hatte sich Micha einen der denkbar schlechtesten Sponsoren erkoren, doch obwohl Reinhard kein überschüssiges Geld hatte und, da dafür zu arbeiten ihn anwiderte, wohl auch nie haben würde, ließ ihn der Schnorrer auf keiner seiner Hügelgänge aus. Gelegentlich reichte ihm der leidenschaftliche Spaziergänger tatsächlich umstandslos einen der kleinen Geldscheine oder, wenn es sich ergab, begleitete ihn ein Stück des Weges, für gewöhnlich aber lud er ihn in den Garten hinter seiner Hütte und reichte ihm bloß Tee mit mürben Keksen. Eine Weile, nur eine Weile, denn Micha mußte eine Menge Geldscheine zusammenschnorren, um seine weltlichen Bedürfnisse und die Forderungen seiner Lieferanten zu befriedigen, eine kleine Weile also schwätzten sie dann einfach so im grünen Schatten im Garten hinter der Hütte. Und für Micha gab es reichlich zu beschwätzen. Der Alltag eines Junkies ist aufreibend; so einer führt einen echten Lebenskampf, härter denn irgendwelche Knochenarbeiter in den Werkstätten oder Kapitalistenknecht in den Bürobetrieben. Gehörte man nicht zu den normalen Leuten, galt es Geld zusammenzuraffen wo es zu kriegen war: unbedingt mußte man es haben, sei es durch schnorren stehlen schachern, nur arbeiten war nahezu unmöglich. Außerhalb seiner Räusche war Michas schmerzender Körper zu Nichts zu gebrauchen. Und nie reichte das Geld, nie, und immer schwankte Micha zwischen an Bewußtlosigkeit grenzendem Schlaf oder seelischkörperlicher Qual, die um jeden Preis eine Linderung zu kaufen erzwang. Und irgend etwas essen und trinken und irgendwo einen Schlafplatz finden mußte er auch noch. Eigentlich war sein Leben unmöglich. Und doch freute ihn die Gelegenheit, im Abgeschiedenen mit Reinhard wie von Mensch zu Mensch vernünftig zu reden, als ob die Welt in Ordnung wäre. Und weil die beiden im grün beschatteten Garten den Widersinn der Welt um sie herum sahen, hatte jeder von ihnen, sobald er wen fand, mit dem er sich über seine Eindrücke verständigen konnte, viel zu lachen. Und die beiden so unterschiedlichen Strolche vermochten den Baum im Garten auch in seiner geistigen Gestalt zu sehen.

Der begnadetste Geisterseher in der Gegend dort oben aber war unser nuschelnder Wolly, der, wenn es seine Gelenk- & Knochenschmerzen erlaubten, manchmal Micha auf dessen Schnorrtouren durch die Dörfer begleitete, um dann mit ihm in Reinhard's Garten einzukehren, um Tee zu trinken; mürbe Kekse konnte er jedoch nicht kauen. Auch Wolly tat seinen Teil zum Gespräch, leider verstand man ihn schlecht, weil seine Zähne mangels Pflege ausgefallen waren. Aber einen von Friedrich, jenem Friedrich, der sich vergrämt aus der Gegend in eine Dachkammer dort unten in der Stadt zurückgezogen hatte, abgelauchten Spruch hörte man von Wolly in jenen Jahren

beinahe bei jeder Begegnung: „Dasch Leben ischt ein Born der Luscht! Aber die Kischten haben die Kelle vergiphtet.“ Aus dem Sprühregen zwischen Wollys Wulstlippen heraus war mitunter auch jener Satz zu hören, mit dem Friedrich in der Pädagogikprüfung seinen beruflichen Werdegang ruiniert hatte: „Du hascht noch genügend Chaosch in dir, um einen Schtern schu gebähren!“ Meist aber saß Wolly nur still lauschend oder schauend dabei, kraulte sich gelegentlich seinen schwarzen Krauskopf, froh im Garten zu nichts verpflichtet und doch in Gesellschaft zu sein. Schade nur, daß er so stank. Eigentlich hatte Wolly es geschafft, seine Unzurechnungsfähigkeit war von Staatswegen anerkannt worden, er wurde bürokratisch betreut und erhielt nebst einem Taschengeld sogar lustige Drogenersatzstoffe. – Die Drei im Garten waren sich einig, daß von ihren Zeitgenossen das Wichtigste vergessen worden war.

Micha war gewöhnlich voll Unruhe und mußte den Garten nach einer knappen Weile wieder verlassen, während Wolly, unwillig weiterzugehen, vor sich hin zu sinnieren und Reinhard zu lesen begann. Da Micha in genügend Haushalten als bedauernswert angesehen worden war, war er auf seinen Heischegängen erfolgreich genug, um seine Existenz zu fristen, ohne in die Hände staatlicher Institutionen oder Anstalten zu fallen. Der bärtige Motorradfahrer versorgte auch ihn mit allem, was er benötigte. Mitunter sah man die beiden auf einer der Straßen zwischen den Dörfern oder zum Kirchdorf hinauf miteinander sprechen; der eine in Leder vom Motorrad herab, der andere gebeutelt am Straßenrand. Nach gehörigem Palaver begannen sie, um seltene Kräuter zu schachern, oder Micha schob dem Motorradfahrer Geldscheine hinüber oder bat ihn wortreich um Stundung alter Schulden oder hielt ihm eine Plastetüte hin, für deren aus Garagen oder Scheunen oder unzureichend verschlossenen Autos zusammengeklautem Inhalt er dieses oder jenes Unkraut, ein Paar Tabletten oder ein Pülverchen, verpackt in einem Plastestreifen, erhielt, um es vorerst überstehen zu können. Gelegentlich wickelten sie ihre Geschäfte auch im Dachzimmer bei Lydia ab. Micha war ein Junkie reinen Wassers, der jedoch mit einer unglaublich widerstandsfähigen körperlichen Konstitution gesegnet oder gestraft war, so daß sein Leib alle mit ihm veranstalteten chemischen oder biologischen Experimente überlebt hatte und sogar sein 40stes Lebensjahr unverbessertlich überstand. Was Michas geistige Konstitution betraf, bleibt einiges im Dunkel, aber angesichts seiner außerordentlich harten, ja selbstzerstörerischen Lebensführung hatte er ein wahrhaft salomonisches Alter erreicht. Alternd war er sich selbst zu einem Problem geworden, mit dem er rundum alle Hände voll zu tun hatte, ohne glauben zu dürfen, in diesem Leben damit fertig zu werden. Sei es wegen des künstlich herbeigerufenen Abglanzes jenseitiger Welten, sei es, weil auch der Knabe in ihm noch nicht verreckt war, jedenfalls glomm in Micha immer noch der Funke der Einsicht, der uns wis-

sen läßt: alles könnte ganz anders, alles müßte weitaus besser sein. Machte ihn diese Einsicht, die ihn nur im tiefen Rausch, der ihn aus den Grenzen seines Hierseins hinausführte, oder wenn ihn der Entzugsschmerz zerfraß, verließ, traurig? Micha trauerte nicht mehr. Er stellte den Verlust nur noch fest, zuckte in den Achseln und versuchte die 50 Ohren für seinen Tagesbedarf irgendwie aufzutreiben. Es ging ihm längst nicht mehr um ein irgendwie gesteigertes oder spaßig verzerrtes Bewußtsein oder um angenehme oder abenteuerliche oder geile oder schreckliche Visionen. Die Droge, erklärte er im Garten wie selbstverständlich seine Lage, sei für ihn eine „allgemeine Medizin“. Auch dann, wenn etwelche legalen Medikamente seine körperlichen Entzugserscheinungen beseitigen würden, sehne er sich nach dem Glück der Droge. Ein wenig Droge nur und, so versicherte er mit leuchtenden Augen zum Baum hinüber und durch ihn hindurch blickend, und alles sei wieder gut. Ein paar Züge am Joint und er fühle sich wieder rundum geborgen. Ansonsten sei die sogenannte Realität ein endloser Schmerz. – In einem der folgenden Frühlinge blieben Michas Schnorrtouren aus. Micha kam nicht mehr vorbei; er war verschwunden. Manche der Käuze fragten sich, wenn sie einander zufällig über den Weg liefen, wo der Junkie geblieben sei? Er war im Winter in bittere Not und dann in die Hände der Behörden gefallen und auf Entzug samt Therapie mit anschließender Resozialisierung geschickt worden. Das könne Jahre dauern, nuskelte Wolly; lapidar fügte er hinzu: „Wenn Mischa klug ischt, kommt ä nie wieder.“ – Werden wir Micha jemals wiedersehen? Und wenn ja, in welcher Gestalt wird er uns begegnen? Micha kam nicht wieder. Er hatte den Ausstieg gefunden und war hernach Paketefahrer geworden. Damit sich die jahrelange Sozialisation bezahlt mache, mußte er die ihm verbliebenen Jahre wenn nicht gar Jahrzehnte unten in der Stadt die ordentlichen Leute mit Zeug versorgen. Nun nahm auch er Teil am großen Kreislauf.

Und was war aus Wolly geworden? Wolly wohnte damals schon jahrelang im Souterrain seines Mutterhauses. Was tat Wolly in seinem Mutterhaus? Er verhielt sich gemäß einer Regel Siddharthas, von der er in seiner Schulzeit, also in den Jahren vor seiner Verwirrung, gelesen hatte und die er oft auf sagte: *Faschten und Waten*. – Warten worauf? Auf das, was kommt. Fasten: um sich vorzubereiten, auf das es eintrete. Und damit etwas komme, schickte er einen seiner Asylanten es holen. Denn immerhin war Wolly Eigner eines geräumigen Souterrainzimmers mit Klo & Kochecke. Manch Einer aus seinen Kreisen hatte gar Nichts, und wer damals nicht wußte, wo sein Haupt zu betten, war froh, wenn er auf eine Weile Asyl in Wollys gerümpeligem Souterrain fand. Auch Micha hatte dort in einer Phase arger Not ein Unterkommen gefunden. Als Gegenleistung für gewährtes Obdach – auch Wolly genoß in dieser einen Beziehung sein Herrentum – schickte er seinen Asy-

lanten Essen hohlen, und wartete, bis es ihm vorgesetzt wurde. Ansonsten tritt nichts ein. Alles ist da. Doch zum Fluch der damaligen Europäer gehörte, daß sie glaubten, etwas müsse kommen oder sich ergeben oder anders, angeblich besser werden. Entsprechende Zukunftserwartungen hatte Wolly schon damals nicht nötig.

So einfach konnte sein Dasein selbstverständlich nicht vergehen. Also wurde Wolly von seinem gesetzlichen Betreuer betrogen. Wollys Mutterhaus, ein gewöhnliches Einfamilienhaus mit Garten über Souterrain, war vermietet worden. Von der Miete gab der Betreuer, der ein gelernter und dann sozial fortgebildeter Buchhalter war, keinen Pfennig an den Betreuten weiter. Er konnte den Ämtern stichhaltig belegen, daß die Miete für die Instandhaltung des Hauses zurückgelegt werden sowie als Aufwandsentschädigung für die Betreuung von Haus samt Mündel erhalten müsse. Außerdem belegte er aktenkundig, daß die geistige Verfassung des Betreuten es nicht erlaube, ihm größere Geldbeträge in die Hand zu geben. Trotz des in jenen sozialerzieherischen Kreisen üblichen Unterschleifs verhungerte Wolly nicht, ihm kam Nahrung zu. Seine kluge Mutter hatte Jahre vor ihrem Ableben für ihr finanzunfähiges Sorgenkind eine Taschengeldrentenversicherung abgeschlossen, deren Kleinstbeträge er sich, um nicht, da er größere Geldbeträge verjuxt haben würde, auf dem Trockenen zu sitzen, nur montags und donnerstags auszahlen lassen konnte. Mit seinem Taschengeld waren große Sprünge unmöglich. Da der Motorradfahrer von Wolly keine Schuldversprechungen akzeptierte, begnügte der sich in jenem Jahr mit Lavendel. Für einen Spottpreis holte er sich alle paar Tage nach seinem Besuch in der Sparkasse ein kleines Fläschchen Lavendelöl in der Apotheke, bat sogleich um einen Becher laues Wasser, tropfte ordentlich vom Lavendelelixier hinein und trank es weg. – Das tat gut. Der Lavendeltrank nahm ihm die Angst und stimmte ihn wohlgemut, manchmal schlief er dann einen Tag samt der folgenden Nacht hindurch unbesorgt wie ein Stein. Nur bekäme er, klagte er im Garten hinter Reinhards Hütte, vom Lavendel schlimmere Gelenk- & Knochenschmerzen als früher nach dem ärgsten intravenösen Pülverchen; aber die Schmerzen müsse er ja nicht fürchten, befreie ihn doch der Lavendel von seiner Angst. Mit dem Lavendel im Bauch roch Wolly wie frisch dem Bade entstiegen, auf den ersten Blick sah man jedoch, wie durch & durch verschmiert er war. Gelegentlich sah man ihn auch auf den Lavendelfeldern hinter dem Schwimmbad oder vor dem Rathaus Blüten zupfen und verschlucken. Weit lieber als Lavendel zu kauen hätte sich Wolly wieder, wie vormals, als ihm seine *liebe Mutti* noch auseichend Taschengeld zugesteckt hatte, schöne Kräuter oder wahnsinnige Pülverchen oder heilbringende Tabletten oder wundersame Elixiere gekauft. Um sich seinen Herzenswunsch zu erfüllen, fragte er sich allen Ernstes, wie er an einen Teil der Miete für sein Mutterhaus gelangen könne? Nach langem stillem Bedenken,

reiflichem Überlegen, vielem Wulstlippenkauen und Krauskopfkratzen, verschiedenem Nachdenken mit Rückfragen bei diesem oder jenem seiner Asylanten oder Beratschlagungen mit Leidensgenossen auf der Straße, gehörigem Überschlafen und Weiterdenken und quälendem Hin- & Herüberlegen wagte Wolly den Schritt und wandte sich an einen Anwalt, der ihm Recht schaffen sollte. Allzu gerne hätte er sich von dem ihm zustehenden Geld endlich wieder schöne Kräuter oder Pulver oder Tabletten kaufen mögen, um so seinen Anteil an der Miete für sein Mutterhaus gegen etwas Glück eintauschen zu können. Die notwendigen Mittel zu seinem eigentlichen Glück erhielt Wolly selbstverständlich nicht. Bald hatte sich der Rechtsanwalt mit Wollys Betreuer, beide waren ja verständige, in Buchhaltung geübte, des Lebens gemäß der Ordnung der Welt kundige Männer, außergerichtlich geeinigt. Trotz fasten & warten kam Wolly von Rechtswegen nichts zu, in der geordneten Welt der Verständigen galt sein Begehren als unberechtigt.

Damit war der Betrug an Wolly noch nicht vollendet. Den damals allgemein geltenden und deshalb streng zu befolgenden Reinheitsgeboten entsprach Wollys Lebensweise weder hinten noch vorne. Mehr als bloß sprichwörtlich saß er im Dreck. Und wer wie viele der seinerzeit staatlich als verwirrt anerkannten Menschen, obwohl er gelegentlich Lavendel ausdünstete, erkennbar im Dreck saß, der bot Anlaß für Maßnahmen, die selbstredend auf die Besserung seiner Lage zielten, unbedingt auf eben diese Besserung zielen mußten. Wenn ein unverbesserlich stinkender, also unzurechnungsfähiger, also zu betreuender Mensch es offensichtlich ohne dazu ausreichende Finanzmittel allzu arg trieb und obendrein die zivilisatorisch gebotene Reinlichkeit mißachtete, dann war eine Heimunterbringung anzuordnen. So konnte damals tatsächlich jeder Betreuer rechtsfest argumentieren, um im Rahmen der Gesetze das Wohl seines Mündels zu erzwingen. Um auf Straßen & öffentlichen Plätzen nicht behelligt zu werden, wurden Heimplätze für anerkannt Unerträgliche pauschal vom Staat bezahlt; einmal darin war alles geregelt und der Betroffene konnte, so lange es ihm vergönnt war, sorg- & ereignislos zuendeleben. Bei entsprechenden Heimleitern waren solche Staatspensionäre begehrt, sie bedeuteten sicheres Geld, denn – einmal anerkannt & darin – der Staat bezahlte lebenslänglich. Um unseren Wolly auf Staatskosten zugeteilt zu bekommen, zahlte ein Heimleiter dort unten in der Stadt Wollys Betreuer hier oben in der Gegend einen Vorschuß auf die zu erwartenden staatlichen Zahlungen. Weil, so argumentierte hernach Wollys Betreuer gegenüber den zuständigen Ämtern rechtsfest, der Betreute zu verwirrt sei, um eine selbständige Existenz führen zu könne, da er offensichtlich, auch wenn man ihm genügend Geld in die Tasche stecken würde, im Dreck verkomme würde, müsse seine Unterbringung in einem Heim von Amtswegen angeordnet werden. Dem wurde von Rechtswegen zugestimmt. Und der Betreuer, das hatte er ja gelernt, leitete umgehend alle erforderli-

chen Maßnahmen zur Deportation in die Wege, insbesondere verkaufte er Wollys Mutterhaus samt Souterrain, um davon seine bestens belegten Verwaltungskosten zu begleichen und die Heimkosten anzuzahlen und seinen Vorschuß zurückzubekommen. Also war Wolly abgewickelt worden.

Wolly jedoch lehnte seine Heimunterbringung lebenslänglich ab. Allzuoft hatten ihm seine wechselnden Asylanten & Gäste von den menschenunwürdigen Verhältnissen in den für sie bereitgehaltenen Anstalten erzählt. Dort bekäme jeder Insasse reichlich Medikamente aber kein bißchen Dop, weder Bier noch Wein oder Schnaps sei dort aufzutreiben. Sex? Nicht daran zu denken, chemisch ruhiggestellt. Einer hätte wen monatelang auf dem Zimmer gehabt, der habe auch den Tag hindurch geschlafen, einfach endlos geschlafen, woran sich niemand gestört habe. Erwacht sei der Schläfer zur Betreuung geschlurft, habe über Angst mit Schmerzen geklagt, neuerlich Tabletten erhalten & eingeklinkt und weitergeschlafen. Erst drei oder vier Tage nach seinem Tod hätte man am Gestank bemerkt, daß er nicht mehr schlafe. Andere würden Schreien, grundlos schreien oder einen beschimpfen, einfach so grundlos beschimpfen oder bespucken oder einem das miese Essen vom Teller klauen. Überhaupt geklaut würde da unten, obwohl es gar nichts zu haben gebe. Nur Schlaftabletten gebe es immer reichlich und umsonst. Und die endlos laufende Beschallung mit Television sei schlicht widerlich. Einer, der hätte sich mal beschwert, weil der Pfleger pampig geworden war, dann zurückgeschrien, als sie ihn dann abführen wollten, Widerstand geleistet: da seien alle Pfleger angerannt gekommen, hätten ihn umgeworfen, der fette Freßkopf sei auf ihn drauf gesprungen: mehrere Rippen und das Becken gebrochen, danach fixiert und ruhiggestellt. Immer wieder fixiert & ruhiggestellt und Katheter rein. Das ist kein Leben. – „Wie wär’s mit einem kleinen Exitus?“ Zwinkerte Einer, der noch eine goldige Spritze *in petto* hatte. Aber auch in den Heimen gibt es keine Alternative zum Leben. Eingedenk der oft wiederholten Erzählungen von der Pflegequal in den Heimen dort unten in der Stadt hörte man Wolly in den Wochen nach dem Verkauf seines Mutterhauses samt Souterrain nun oft auch jenen Ausspruch Friedrichs, mit dem er uns allen in der Gegend hier oben den Rücken gekehrt hatte, vor sich hin nuscheln: wasch schprischt die Mitternascht, Weh schprischt vergeh, und Luscht will Ewischkeit, tiefe Ewischkeit?

Obwohl Wolly nun obdachlos war, ließ er sich nicht einfangen und hinab in die Stadt deportieren, um den Rest seiner Tage sorg- & ereignislos zuendezuleben. Unansprechbar im Selbstgespräch unaufhörlich nuschelnd sah man ihn während einer Reihe von Tagen, eine abgegriffene Packung Ersatztabletten in der Brusttasche seiner Jeansjacke, hochroten Kopfes durch die Seitenstraßen des Kirchdorfs irren. Sabbernd soll er den immer gleichen Satz zwischen seinen Wulstlippen hervorgeschimpft haben: „Die Kischten haben die Kelle vergiphtet! Die Kischten haben die Kelle

vergiphtet!“ Er stank erbärmlich, nicht nur Hose Hemd Jack waren speckig, auch sein Gesicht war nun verschmiert, seine schwarzen Kraushaare verfilzten, die Fingernägel schwarz. Denn Wolly konnte ja nicht mehr zurück in sein Mutterhaus, es war ja verkauft und die Schlösser sicherheitshalber ausgetauscht worden. Und wäre er dort herumgeschlichen, hätte er gar versucht, die Türe zum Souterrain einzutreten, um wieder in sein gewesenes Kinderzimmer zu gelangen, dann hätte man ihn mit Sicherheit eingefangen und in das Heim in der Stadt hinunter deportiert. Der Dorfpolizist war bereits vom Bürgermeister persönlich angehalten worden, denn Wolly war als eine öffentliche Gestalt im Kirchdorf bekannt wie der Kirchturm, nach dem Flüchtigen Ausschau zu halten, um ihn zu seinem eigenen Besten einzufangen oder gegebenen Falls die neuerdings für ihn zuständigen städtischen Ämter zu benachrichtigen. – Aus seinem Mutterhaus ausgesperrt, eigentlich durfte er sich nicht einmal mehr in den Straßen um den Kirchturm herum blicken lassen, schlief er im Freien am Ortsrand in einem der Büsche hinter der Schule. Auf seinen Gängen durch die Seitenstraßen fand er, wie oft schon vorher, bei älteren Damen eine warme Suppe oder ein belegtes Abendbrot, das er jedoch nicht kauen konnte. Vereinzelte Nächte in jenem Herbst wurden frostig. Vor dem Schlafenlegen unter dem Busch nippte Wolly an seinem Fläschchen Lavendel, sprach seinen Spruch und entschlief. – Am kommenden Vormittag in der ersten großen Pause fanden einige Schüler, auf ihrem Weg zum heimlichen Rauchen den Gestank riechend, seine Leiche. Lieber, als in einem Heim betreut zu Ende zu leben, war Wolly in seinem Kirchdorf geblieben und erfror.

Nicht nur von links oder von rechts bedrängte Unsinn Reinhardts Garten, auch von hinten, von vorne oder von oben besudelte Krach den Flecken Abgeschiedenheit, den er sich von Herta geborgt hatte. – Motorräder krachen beim ersten Sonnenschein die Bachwindungen entlang. Kreischen pfeift vom Tal hinauf durch den Wald und über die Weiden bis in den Garten hinter seiner Hütte, sägt durch die Brust, schlägt wie ein Beil ins Hirn des Träumers. Schwere Körperverletzung! Ohren lassen sich nicht schließen. Im Wegsehen kann man sich üben, Weghören ist unmöglich. Aussichtslos. – Es ist unmöglich im Paradies und neben Menschen zu leben. Gelegentlich preßt es Einen, der an seinen Motor geklammert überschnell durch die Windungen des Tals kreischt, durch die Leitplanken: Frikassee: dann ist vorübergehend Stille: das tut gut. Gelegentlich träumte er dem Kreischen hinterdrein den Traum vom Frikassee.

Hähne waren aus der Mode gekommen, denn sie verunreinigen die begehrten BioEier. Wäre dennoch jemand aus Nostalgie oder um seinen Hühnern auch ein Geschlechtsleben zu gönnen, auf den Gedanken verfallen, ergänzend zu all dem Gelärm der Welt wieder einen krähenden Hahn anzu-

schaffen, hätte Reinhard auf eine der Belästigung entsprechende Notwehr verzichtet, denn im Dunkeln schlafen die Hähne ja. Aber eigentlich waren Hähne unerträglich geworden, den die damaligen Menschen lebten sogar in den Dörfern dort oben zu dicht aufeinander, als daß Ein jeder seinen lärmenden Liebhabereien wie weiland in den grenzenlosen Waldungen oder endlosen Ebenen hätte freien Lauf lassen können. Und gegen die Flieger, deren Geschwader allnächtlich die Gegend, das Dorf und sogar seine eigene Hütte bedröhnten, um Lasten und Leute in alle Welt zu werfen oder mit Lasten und Leuten aus aller Welt das Land zu überhäufen, war es unmöglich, etwas zu unternehmen. Widerstand gegen die motorisierte Übermacht war zwecklos. Zwar träumte er manchmal von einer 10:5, wie er sie früher, dreißig Jahre danach, auf dem Sofa behaglich an seinen Vater gelehnt, der ihm die Wahrhaftigkeit der Bilder bezeugte, in schwarzweißen Erinnerungsfilmstreifen in brummende Himmel hinein wummern & blitzen gesehen hatte. Aber in der Wirklichkeit war man gegen die Überflüge hilflos. Angesichts der Flieger am gestirnten Nachthimmel über ihm blieb Reinhard nichts anderes übrig, als seine Wut zu unterdrücken und sich in Geduld zu üben und abzuwarten, bis sie vorüber waren, und die Weile zwischen ihrem Gedröhn als Eigentlichkeit zu genießen und der lärmenden Störung nicht zu achten.

Statt der Flieger, die es verdient hätten, bekamen die Pappnasen, die anlässlich einer der sogenannten Wahlen wiedereinander an die Laternen gehängt worden waren, seine Wut ab. In Hertas Dorf hatte man sie vorsichtshalber aus Kostengründen unangreifbar hoch an die Strommasten gehängt. Ohnehin hätte man ihn auf einem nächtlichen Gang in seinem eigenen Dorf allzuleicht auch als Schatten seiner Selbst erkennen und, was weitaus schlimmer gewesen wäre, fahrlässig an die Obrigkeit verraten können. Deshalb ging Reinhard in einer der Sommernächte auf dem jenseitigen Hügel über die Straße zum Kirchdorf hinein. Entlang der Fahrbahn hingen die Pappnasen dicht hintereinander an den Laternen, Strommasten & Straßenschildern in Augenhöhe, um die Blicke der Autofahrer zu treffen. Spaßeshalber, und ohne Ansehen von Religion, Rasse, Einkommen, Parteizugehörigkeit oder Geschlecht strichelte er mit einem fetten Filzstift unter jede Nase ein schwarzes Schnauzbärtchen von der Art, wie es zu allgemeinem Schrecken weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hatte. Gewiß, ein Bubenstreich wie viele. Jedoch waren die damaligen Erwachsenen humorlos geworden. Anstatt über sich selbst samt ihrer Nasen zu lachen, entrüsteten sie sich allen Ernstes über jeden auch noch so einfältigen Streich, der ihnen gespielt wurde, wie über einen Anschlag auf die allerheiligste Weltordnung, für deren Träger sie sich hielten und die ihren Händen, wie sie zu recht mutmaßten, entglitt. Unbedingt, darauf bestanden sie wider ihr besseres Wissen mit dem Anschein allen Ernstes, mußte es in allem „korrekt“ zugehen, unbedingt „korrekt“, so wollten die Humorlosen gesehen werden, „korrekt“ war ihre

Sprachregelung. Im Amtsblatt sowie im Gemeinderat wurde die böswillige Verunstaltung der Pappnasen, dies insbesondere vor dem Hintergrund und mit motorisch sich wiederholendem Hinweis auf unsere ureigenste unselige Vergangenheit, als „*nicht hinnehmbar*“ bezeichnet. Anzeigen wegen Sachbeschädigung wurden von allen betroffenen Parteien gemacht, gegen Unbekannt selbstverständlich. Die Staatsanwaltschaft wurde vom Bürgermeister wegen des Verdachts auf „*Volksverhetzung*“ eingeschaltet; der Dorfpolizist mußte Nachforschungen mit Befragungen einschlägig bekannter Säufer vornehmen; die Lehrerschaft mußte die Schülerschaft nachdrücklich auf die absolute Unzulässigkeit der Verwendung verfassungsfeindlicher Symbole in der politischen Auseinandersetzung bei demokratischen Wahlen hinweisen und die Nachwachsenden, die in den Augen der Öffentlichkeit als Hauptverdächtige angesehen wurden, zum Unterlassen vergleichbarer „*Provokationen*“ in Zukunft irgendwie verpflichten; zum Glück für unseren Nachtgänger wurde das Kirchdorf in der Gegend dort oben damals noch nicht flächendeckend mit Videokameras beaufsichtigt, um dank zeitgemäßer Überwachungstechnologie samt kleiner Straftaten auch jedweder politisches Vergehen im Keim zu ersticken und die saubere Ordnung des korrekten Gemeinwesens zu garantieren. Die Emotionen, man denke nur an unsere unselige Vergangenheit, kochten, bevor im Verlauf einer Woche die Entrüstung versandete. Gewiß, dieser wie so viele andere Bubenstreiche tat dem Gemüt unsäglich wohl. Man darf sich hier wie bei vielem anderen auch nur nicht erwischen lassen.

Auch Robert sah man gelegentlich, wenn er nicht in seinem Kabuff über den Plänen zum Umbau seiner Scheune in ein Heim für seine kleine Familie brütete, auf einem der Wege um Hertas Dorf herum oder auf der Landstraße zum Kirchdorf hinan oder in einer der Seitenstraßen nahe Lydias Begegnungsstätte neben dem Motorradfahrer stehen und mit ihm reden. Anders als Micha oder Wolly oder einige der zugezogenen Weiber war Robert mit rauchbaren Kräutern zufrieden; mehr bedurfte er nicht. Er mußte dem Motorradfahrer auch keine Schuldversprechungen abgeben oder mit Tauschwaren schachern. Wie jeder Trinker für seinen Trunk hatte auch er für seine Kräuter immer genügend Kleingeld, obwohl auch er inmitten der damaligen Verhältnissen kein geregelttes Einkommen gefunden hatte. Anders als Clemens, den doch konsequente Arbeitssimulation aus Feindeshand gerettet hatte, weshalb er hernach lebenslänglich nicht müde wurden, den Segen körperlicher Arbeit zu beschwören, bevorzugte Robert eine weniger körperliche Daseinsweise. Als einer der geborenen Käuze verlangte sein Gemüt nach einem sitzenden und sinnenden, nach einem betrachtenden Hiersein. Letztlich & endlich war auch ihm, dem Erben der Scheune am Ortsrand auf dem Hertas Dorf gegenüberliegendem Hügel, an seinem Seelenleben weit mehr

gelegen als an irgendwelchen Äußerlichkeiten. Ebendeshalb hatte auch er inmitten der damaligen Verhältnissen kein geregeltes Einkommen gefunden. Überhaupt hatten die Brüder, die drei Clemenssöhne, indem sie alternd aus dem Schatten des Vaters herauswuchsen und je nach dem eigene Persönlichkeiten entfalteten, zunehmend, jeder auf seine Weise, Abstand zu den väterlichen Segensbeschwörungen gefunden. Indem sie einander, als es ihrem Vater nach seinem Ableben unmöglich geworden war, sich zu rechtfertigen, die Erzählungen des Alten erzählten, immer wieder erzählten und einander ihre Meinungen zu seinen Geschichten & Geschichtchen sagten, seine Lebensvorschriften einander vorhielten und mit ihren eigenen Kindheitserinnerungen an diese oder jene Begebenheit aus seinem Leben verglichen, indem sie also ihrer Erinnerungen durchkauten, begannen sie in ihrem Vater einen Lügner und Feigling zu sehen. – Gewiß, Clemens hatte sich tatsächlich allabendlich, sobald er von der Arbeit heimgekehrt war, kaum hatte er im Stehen ein zusammengeklapptes Butterbrot gemampft und eine Henkeltasse Café geschlürft, auf den Trecker geschwungen oder sich an sonst irgendeine Arbeit in Garten, Schuppen, Scheune oder Wald gemacht. Also blieb er rastlos werktätig bis ein Stündchen vor Schlafengehen. Aber genau genommen war er vor Beginn seiner heimischen Feierabendschicht gar nicht arbeiten gewesen, sondern hatte bloß auf einer Planstelle in der Postverwaltung Dienst geschoben; von dort heimgekehrt war der bäuerlich stämmige Mann alles andere als müde, zudem mußte er seine Wut über den wieder einmal langweilig bis widersinnig verplemperten Tag körperlich abarbeiten. Aber diese Langeweile, diese jahrelange alltägliche Langweile zu beenden oder wenigstens abzuändern hatte er nie gewagt. Überhaupt hatte er sich so gut wie gar nicht getraut, obwohl er jahrzehntelang seinen Söhnen einen unerschütterlich moralischen Charakter vorgespielt hatte, der unzumutbar geordneten Welt da draußen Widerworte zu geben. Als in seinem Dorf durch die Flurbereinigung der Kötter Heinekken von der Gemeinde überferteilt worden war, schwieg er. Als der alten Hedwig Garten samt Scheune kurzerhand der Landstraße weichen mußte, schwieg er. Er schwieg zur Neubausiedlung am Waldrand, die den Ratsherren Rübenstunk zum Millionär machte. Mit der Postgewerkschaft wollte er ebensowenig wie mit Politik überhaupt zu tun haben. Und er, der doch, als ihm der Schrecken noch in allen Knochen saß, anlässlich der Wiederbewaffnung mit Fug & Recht einmal das Plakat: „Nie wieder!“ getragen hatte, schwieg hernach zu unseren doch wieder so gewöhnlich gewordenen Regierungen. Diesem, dann jenem vorübergehend jugendlich stürmenden Sohn hatte er seinerzeit gar verboten, auf die Nachrüstungs- oder die AKW-Demo zu gehen oder den Flughafenneubau zu sabotieren.

Um mit ihm nicht bloß in geschäftliche Beziehung zu treten, sondern um sich selbst auch als einen zeitgemäß weltoffenen Menschen zu zeigen,

erzählt Robert dem Motorradfahrer von den Ungereimtheiten und Charakter-schwächen seines Vaters wie von den Merkwürdigkeiten einer für ihn längst vergangenen Epoche. Seitdem die Türme auf der anderen Seite der Erde umgefallen und Clemens gestorben war, so erzählte Robert seinem zweirädrigen Geschäftspartner, habe es sich in der Gegend herumgesprochen, das der Patriarch lebenslänglich Arbeit nur simuliert habe. Eigentlich und genau genommen habe er den lieben langen Tag so gut er konnte nichts getan, sogar den Leuten ging er möglichst aus dem Weg. Denn, ängstlich wie er war, scheute er die Begegnung mit der Normalität. Eigentlich war Clemens gar kein Waldarbeiter, sondern ein Waldgänger. Eben deshalb habe man ihn oft Seit an Seit mit dem komischen Kauz, dem anerkannt arbeitsscheuen Reinhard auf dem Feldweg unterhalb des Hügel oder auf dem Waldweg am Forsthaus vorbei oder bei der Wüstung hinter dem Josephstein oder nahe der Kiste oder sonst wo auf den Waldwegen um die Dörfer herum oder an den Bachläufen entlang marschieren gesehen. Gewiß sah Robert in gewisser Hinsicht gut. Clemens war zu feige gewesen, sich zu seinem Waldgängertum zu bekennen, denn auch dieser Patriarch war bloß ein verhinderter Kautz gewesen. Nachdem er sich, wie er meinte, vor dem Motorradfahrer Liebkind gemacht hatte, zog sich Robert, mit duftenden Kräutern wohlversehen, in sein Kabuff zurück, um von der Verwandlung seiner ererbten Scheune in ein Heim zu träumen.

In jenem Winter begannen die Käuze in der Gegend dort oben auszusterben. Nach Micha und Wolly war auch Pater Michael wer weiß warum & wohin verschunden. Von bärtigen Männern ließ sich unser Pater keine Kräuter aufschwätzen, gewiß nicht, weder rauchte noch schnupfte er und Spritzen waren seinem in mancher Hinsicht kindlichem Gemüt ein Greuel. Er liebte den guten alten Wein, den klaren, lauterer, fruchtig herben, säuerlich frisch den Geist beflügelnden Wein. Und seine Liebe wuchs von Jahr zu Jahr. Auch unsrem Pater Michael war in den Jahrzehnten seit seiner Berufung – offenbar gehörte auch er nicht zu den Erwählten, doch liegt darin kein Vorwurf – war also auch er seit seiner Berufung vom ursprünglich beabsichtigten Weg abgekommen und in seiner Nachfolge irre geworden. Folgte er noch jenem, dem zu folgen er einst begehrt hatte, oder war auch er ein Beamter des Heils geworden? Manchmal konnte er den Gedanken nicht verscheuchen, als beamteter Zeremonienmeister seinen Ruf ebenso zu verfehlen, wie wenn der Leser in Hertas Hütte aus sich einen Buchhalter mit Rentenansprüchen hätte machen lassen. Bei dem Versuch, seinen ursprünglichen Geist zu beschwören, sah man ihn gelegentlich voll wie eine Strandhaubitze über die Hauptstraße des Kirchdorfs torkeln; nur gelegentlich, denn meistens kannte der gestandene Trinker sein Maß. Und trunkene Allzumenschlichkeiten erregten damals in der Gegend dort oben weder bei seinen Auf-

traggebern noch bei der belustigten Gemeinde Anstoß. Immerhin war er, um den Leuten nahe zu sein, Mitglied mehrerer trinkfester Gesangs- & Sportvereine. Dennoch war einiges von dem, was in Pater Michael schlummerte, mehr noch, in ihm stürmte und drängte und hämmerte, ihm nicht erlaubt zu leben. Und als man ihn häufig in der Öffentlichkeit in Gesellschaft des hübschen Knaben sah, wurde er, bevor schlimmeres ruchbar würde, von seiner Obrigkeit in eine andere Gegend versetzt.

Allseits umdrängte Widersinn Reinhard's Garten samt dem dazugehörigen Ausschnitt aus dem Himmel. Ihm war als würde seine Hütte, seine letzte ihm verbliebene Heimstatt, umdrängt von Müll. Der von allen Seiten näher und näher an sein Paradies heranrückende Müll war Gift für Reinhard's Seele. In seiner Seelennot beging er auf seinen nächtlichen Gängen gelegentlich Notwehr: – Motoren knarren in der Nacht. Durchs Tal fuhr ein Dorfpolizist neuerdings nächtliche Streife. Oder war es bloß ein Trunkenbold auf der Heimfahrt? – Überhell wird man auf nächtlichen Gängen. Regungslos verharrte Reinhard, keinesfalls wollte er gesehen werden. Da hörte er ein Schnaufen den Weg hinauf sich ihm nähern:: Der Dachs erschien im Dunkel, der trippelte über den Asphalt an ihm vorbei; wünschte er ihm Gelingen oder warnte er? – Reinhard ließ sich von seiner Notwehr nicht abbringen. Gestützt auf den Knotenstock, linkes Bein, rechtes Bein, schon war er über den Maschendrahtzaun, den Knüppel in der Faust knarrte unter seinen Schritten frostiges Gras, kläffend geifernd sprang ihm der Hund entgegen, dessen nächtlich lärmende Grundlosigkeit gewöhnt, kümmerte in den Häusern umher keinen das Hundeschrei. Mit dem Knotenstock zugeschlagen: Knack; sicherheitshalber ein zweiter Schlag: der wimmernde Balg ward mäuschenstill. Reinhard packte das erstaunlich schwere Vieh am Schwanz und zog es hinter sich her, Knotenstock, linkes Bein, rechtes Bein, schon war er wieder auf den Asphaltweg, ihn entlang schlängelt er sich durchs Tal hinab & hurtig über die Fernstraße hinüber in den Auwald am Ufer den Köter in den Bach geworfen. – Zunächst bereitete ihm seine Gewalttat Herzklopfen gefolgt von Magenschmerzen, sogar Schlaflosigkeit, doch legten sich die Anzeichen der Schuld und der Angst, erwischt und gestraft zu werden, nach einigen Tagen gänzlich; und bereits in der ersten Nacht genoß er die wiederhergestellte Stille. Reinhard war nun einmal bloß oberflächlich zivilisiert.

Da Reinhard nicht an das Gute im Menschen glaubte, erwartete er kein Verständnis; er glaubte nicht, seine kostbare Nachtruhe in Folge eines klärenden Gesprächs wiedererlangen zu können. Allzuoft waren in jenen Tagen Hundebesitzer Hundennarren, die ihrem Tier mehr denn Menschenrechte zuerkannten. Und die in dem Bungalow am Hang des gegenübergelegenen Hügels, jenseits des Siefens in etwa auf gleicher Höhe von Reinhard's

Hütte benachbart, hatten sich einen der neurotischen Modeköter angeschafft, der sowohl des Tags wie während der Nacht ohne jeden Grund alle halbe Stunde hysterisch kläffte, kläffen durfte, denn sie ließen das blöd verhätschelte Vieh nach Lust & Laune gewähren. Sie hatten das Maß verloren, sie waren gefühllos geworden, sie hörten den Lärm nicht mehr. Aber gegenüber in dem kleinen Paradies auf Hertas Hügel schlug jeder panisch würgende Beller ungedämpft in ein helles Bewußtsein. Mit jedem Schrei schlug viehische Angst in ein menschliches Gemüt, das bau hau wau durchhallte die Stille, zerschlug die Ruhe, zitterte durch die Nacht, kaum war es verklungen & vergessen, da kam der nächste Schlag *bau* in die Ohren, *hau* in die Magengrube und *wau* ins Herz, das klopfte sinnlos empört... Da Hundenerren offenbar an nächtlichem Gebell keinen Anstoß nahmen oder es gar für das gute Hunderecht ihrer Kläffer hielten, blieb Reinhard nichts anderes übrig, als die Angelegenheit auf einem seiner nächtlichen Gänge stiekum selbst in die Hand zu nehmen. Doch der Schaden ward ruchbar. Schulkinder fanden die bedauernswerte Hundeleiche am folgenden Mittag im vom Bach umspülten Wurzelwerk der großen Buche einige hundert Schritte unterhalb der Brücke bei der Bußhaltestelle. Angesichts des Kadavers mußte ausgeschlossen werden, daß der Hund eigenmächtig abgehauen und verunglückt war: sein Schädel war eingeschlagen & sein Genick war gebrochen. Mutmaßlich war er erschlagen worden! Die Aufregung am Hang war groß. Die Empörung der Hundehalter, denen ihr „*Liebling*“ *gemordet* worden war, überschlug sich. Polizei und Staatsanwaltschaft wurden eingeschaltet. Täter wurden gesucht! Doch ermittelte man in Hertas Dorf nicht, denn der benachbarte Hügel erschien den Hundehaltern zu weit ab vom Schuß; daß das Gebell ihres Viechs dort den späten Sommer und den gesamten Herbst hindurch ein nächtliches Paradies zerstört hatte, war jenseits der Vorstellungskraft der Hundeleute. Doch an ihrem eigenen Hang säte die nächtliche Gewalttat Haß. Die dortigen Nachbarn, die vorher schon einiges aneinander gelitten hatten, wurden einander nicht mehr grün. In Folge des entfesselten Nachbarschaftshasses erkrankten mit der Zeit mehrere von ihnen an Körper oder Gemüt; einer wäre um ein Haar gestorben, hätte der Rettungswagen nicht zufällig einen Notarzt an Bord gehabt, der den Herzkrampf mittels Spritze zu lösen wußte. Eine der am Haß beteiligten Familien verkaufte nach einigen Monden des Haders ihr Haus und zog verbittert ganz aus der Gegend dort oben weg; ob in eine andere Gegend oder zurück in eine der Städte am Fluß, wurde nirgends erzählt. Ihre Nachbewohner waren ruhige Rentner mit Katzen. Selbstverständlich kauften sich die unverbesserlichen Hundehalter statt des Erschlagenen *zwei* neue Kläffer. Diese Leute waren doch genau deshalb aufs Land gezogen, um ihrem Viehzeug ein schönes Heim mit reichlich Auslauf zu bieten. Jedoch die beiden neuen Hunde, nicht vereinzelt menschlicher Gesellschaft ausgeliefert, waren seelisch gesünder als ihr Vor-

gänger, also waren sie ruhiger; und vorsichtshalber wurden sie nächstens ins Haus genommen. – Es hätte weitaus schlimmer kommen können.

Während der Haß am gegenüberliegenden Hang wütete, hielt sich Reinhard bedeckt. Gewiß, er hatte die nächtliche Ruhe wiederhergestellt, die er nun mehr denn vorher genoß, sobald er unter den Sternenhimmel trat. Aber einige Tage lang plagten ihn Übelkeit, Schübe von Herzklopfen störten seinen Schlaf, Schuldangst verdarb ihm manch beschauliche Stunde im Garten oder durchkreuzte einen Spaziergang. Denn er hatte Schuld auf sich geladen. Er war ein Hundetöter geworden. Schmerzhaft wurde es ihm wieder klar, daß er die seiner Wesensart gezogenen Grenzen fahrlässig überschritten hatte. Dabei wußte er es doch besser: er hätte es nicht tun dürfen. Er war nicht der Fuchs aus der Fabel, allenfalls war er der Dachs. Anders als den Fuchs quälte es ihn, Schuld zu haben, seine Untaten schlugen ihm aufs eigene Gemüt. Zwar hatte er immer schon Verständnis für die Frevel der Füchse, verteidigte sie geistreich gegen allerhand Meinungen, hätte so manchen ihrer Streiche wohl auch gerne selber verbrochen, doch hatte er weder in sich noch in der Welt eine genügend feste Burg, von der aus er den Moralaposteln hätte hohnlachen, ihren Rachegeleüsten hätte Widerpart bieten können. Er war keiner der Überstarken, er hatte zum Obdach nur Her-tas alte Hütte, deren Miete zu begleichen ihm mitunter nicht gelang. Da ihm die Selbstgewißheit innerer sowie äußerer Sicherheit fehlte, war er, um heiter dazusein, darauf angewiesen, sich mit sich und seiner Nachbarschaft im Reinen zu fühlen. Ein vereinzelter Kauze wie er war nicht selbstherrlich genug, um sich in der Meinung seiner Nebenmenschen mit Unrecht bekleckern zu können. Als bedrohte Kümmerexistenz war er mehr denn die gewöhnlichen Leuten auf das Gefühl, von seine Mitwelt geduldet zu sein, angewiesen. Nur wenn Reinhard vor sich selber glauben konnte, schuldfrei zu sein, blieb er innerlich stark genug, um es auf seinem verlorenem Posten trotz allem auszuhalten. Und eben deshalb, weil ihm so gut wie Nichts den Rücken stärkte, war ihm die Stille der Nacht unglaublich wichtig. Genau deshalb liebte er das Paradies über seinem Garten. Gewissermaßen saß er mit dem Rücken zur Wand, wenn er gegen den allseits herandrängenden Irrwitz seine Dunkelheit und seine Stille verteidigte. Gewiß, er hatte Schuld auf sich geladen: manchmal muß man das. Da ihn seine Seelennotwehr schuldig zu werden zwang, lebte er in einer tragischen Situation, deren Schmerz es auszuhalten gilt. – – Es führte unter den damaligen Umständen kein Weg daran vorbei: er mußte schuldig werden, wollte er seine Lebensfreude verteidigen. Ja. Wahrscheinlich hätte er früher oder etwas später auch gemordet, wenn die Ämter sich herausgenommen hätten, ihm eine ihn anwidernde Lebensform aufzuzwingen. Vermutlich hätte er ihre Häscher auch dann gemordet, wenn sie versucht hätten, ihn aus der Gegend dort oben in eine ihrer Anstalten unten in der Stadt zu deportieren.

Für gewöhnliche Menschen ist es unvorstellbar, welche Ängste und Schmerzen den Täter plagten. Sind die Gewöhnlichen Opfer irgendeiner Schandtat geworden, hat man ihnen etwas gestohlen oder beschädigt oder gar ein echtes Leid getan, dann blühen sie auf, dann fühlen sie sich ganz & gar im Recht & im Reinen; ihre Empörung schreien sie herum und haben das gute Gewissen voll & ganz im Rücken. Sie müssen nichts mehr fürchten, ihr Geschrei erzwingt nebst Schulterklopfen und Freundlichkeiten aller Art Verständnis samt Hilfe. Dem Frevler aber – heißt er nicht Reinecke – wird es schon schwer, sich vor sich selbst zu rechtfertigen, sich als lebenswert zu behaupten und wieder gutmütig in die eigenen Augen zu blicken, um freundschaftlich Ja zu sich zu sagen. Mitunter hält sich der Frevler im Einvernehmen mit den Vielzuvielen um ihn herum selber für verwerflich. Nach der ruchbar gewordenen Tat kann es lange dauern, bis endlich das große Gelächter, hervorbrechend aus der Tiefe seines ureigenen Gemüts, die Schwere seiner Vergehen von ihm nimmt. – Es traf also zu, es war also kluge Selbsterkenntnis was Reinhard sich erinnerte in einem uralten umstürzlerischen Text gelesen zu haben: *Es ist besser, Unrecht zu erleiden, als Unrecht zu tun.* Aber gilt das auch für die Belästigung durch fremden Krach in der eigenen Hütte, dem also auszuweichen, vor dem sich weiter zurückzuziehen unmöglich ist? – Aus kluger Einsicht nahm er sich vor, sich zu bessern und in Zukunft auf gewalttätige nächtliche Unternehmungen zu verzichten. Der alternde Kauz wollte sich klüglich in sein Dachstum fügen: auf seinen nächtlichen Gängen wollte er die ihm gegebenen Grenzen nicht wieder überschreiten, um nicht durch erneuten Frevel schuldig zu werden und also schlecht zu schlafen. Vielleicht, der Gedanke kam ihm wiederholt, war ihm an jenem Abend sein Tier zur Warnung erschienen. Reinhard nahm sich vor, wieder Klausner zu werden, er nahm sich fest vor, nicht wieder Gewalt anzuwenden gegen den von allen Seiten auf ihn eindringenden Widersinn. Aber wer kann schon auf Dauer versprechen, auf Notwehr zu verzichten?

Mehrere Wochen hindurch herrschte Aufregung in den Dörfern auf den Hügeln umher. Besonders unruhig, wie wenn ein Stock in einen Ameisenhaufen gestoßen worden wäre, waren die Nachbarn auf dem Hügel gegenüber geworden. Oft sah man Polizei durch die Gegend fahren, es war nicht nur der Dorfpolizist, da fuhr auch Landespolizei herum und sogar zivile Schnüffler sollen unterwegs gewesen sein. Ein Hundeleben war vernichtet, Grundstücksgrenzen waren verletzt, Verdächtigungen und Beschuldigungen waren ausgesprochen worden, alte Gegensätze und neue Streitereien brachen auf, verschiedene Vergehen wurden angezeigt und mußten verfolgt werden. Frevel hatte den gemeinschaftlichen Frieden zerstört. Unterdessen ging Reinhard seiner Wege und grüßte jeden der ihm Begegnenden freundlich. Doch meinte in jenem Winter manch einer unter des Klausners Kutte das rote Futter leuchten zu sehen.

In jenem Jahr hatte die vergreiste Herta das Schlimmste überstanden: sie war närrisch geworden: gerne lachte sie bei jeder sich ihr bietenden Gelegenheit. Ihr Schweigen war einer beständig lächelnden Heiterkeit gewichen, die Hertas Gemüt von Grund auf erfüllte, so daß keinem Mißmut Raum blieb. Sie merkt nicht mehr viel von der Welt um sich her, mit 80 oder gar mit 70 hätte sie die vielen Veränderungen auf ihrem Hof und in ihrem Haus und erst recht in ihrer ihr seit Anbeginn ihrer Erinnerung vertrauten Küche nicht zugelassen. Nun nahm sie den Wechsel der Umstände um sie herum kaum wahr: es ging sie nichts mehr an. Endlich konnte ihr Sohn ungestört seine Vorstellungen von Haus & Hof & Scheune verwirklichen. Während das Altbekannte verschwand und um sie herum ein neues Anwesen entstand, so meinten manche Besucher bemerken zu können, begann sich Hertas Geist zu verwirren. Aber so erschien es bloß den Außenstehenden, in Wirklichkeit war sie schlicht altersnärrisch geworden. Indem sich ihre Beschwernisse auflösten, hatte sie gut kichern & lachen; der sich entgrenzenden Alten entschwanden ernstzunehmende Schwierigkeiten. Wenn sie mit dem Stock darauf geklopft und ausgiebig darüber gestaunt hatte, daß vor der Hofeinfahrt die Dorfstraße *auf einmal* asphaltiert war, fragte sie gelegentlich Reinhard, wenn der vor seiner Hütte in der Sonne saß, wo denn die großen Tannen neben ihrem Fenster hergekommen seien? „Bis doll, jewachsen sollen die sein? Ja,“ kicherte sie, „wie soll dat denn von jestern auf hük jejangen sein?“ Und wo denn, mit ihrem Sohn konnte sie dergleichen ja längst nicht mehr berechnen, wo denn das Wäldchen am Hang hingekommen sei? „Verkauft?! Aber dat war doch mein. Wie soll dat denn möglich jewesen sein?“ Und kopfschüttelnd lachte sie über die Gier der Verwandten nach der Vergänglichkeit. Sie lachte auch über den dicken Kauz, den sie am Hang beim Teich sein Unwesen hatte treiben sehen. Wo der denn hergekommen sei? Und ob er bald wider verschwinde? Und die Holzhütte? Wer die denn ohne ihre Erlaubnis da hingestellt habe? „Lisel! Du bist ja noch so jung wie immer“, sagte sie zu Gitta. Und bei jeder ihrer Begegnungen fragte sie Reinhard: „Wohnst du jetzt in dem Häuschen? – Bist auch nicht bang, da könnte ein Geist drin klopfen?“ Kichernd drehte sie sich zur Seite, setzte den Stock vor und ging, gebeugten Rückens & geneigten Hauptes, von großkräftiger Gestalt, Schritt für Schritt schwankend ihres Weges. An einem der nächsten Vormittage fragte sie Reinhard: „bist immer noch nicht verheiratet?“ Kichernd ging sie beiseite: „Also machst du es außer der Reihe?“ Während ihrer Plaudereien gestand sie ihm lächelnd: „Ach ja, man wird so sonderbar alt. Wenn es doch mal vorüber wäre. Aber dat darf man ja nicht wünschen. – Glaubst du, dat ich noch lange muß? – Eijentlich find ich es hier am schönsten in der janzen Welt. Ich möcht nirjends hin.“

Endlich war es so weit. Aus einem Vormittagsnickerchen auf der Liege am Rande des Frühlingsgartens vermochte Franz seine Mutter nicht mehr zum Mittagessen zu erwecken. Herta schickte sich offenbar an zu entschlummern. Aber dergleichen Zeiten sind vorbei: hastig zog Franz sein Handtelephon, drückte den Knopf für die gespeicherte Nummer der Hausärztin, die, es war ja Mittagspause, erschien bald. Unmerklich atmend lag Herta im Tiefschlaf in der Gartenliege, da trat die Ärztin in roter Bluse & gewürfeltem Rock mit ihrer Instrumententasche heran, sich über die Greisin beugend rief sie ihr so laut ins Ohr, daß außer den beiden Wanderkäuzen auf der Straße es auch Reinhard hinter seiner Hütte & Konradin am Tümpel hören konnten: „Frau Herta! Frau Herta! Wachen sie auf! Wachen sie sofort auf Frau Herta, sonst gibt es die Spritze!“ – Und so ward Herta wieder ins sogenannte Leben zurückgeholt. Ein weiterer Mond verging, da hörte Reinhard, am folgenden Abend auch Konradin am Hang, die Alte röcheln. Aus dem Fenster heraus, aus dem nahezu ein Jahrhundert hindurch ihre Klavierphantasien zu hören gewesen waren, war nun ihr Röcheln zu hören. Zunächst war es nur während der Nächte zu hören, dann auch im Verlauf der Tage, dann mischten sich Weherufe & Schmerzenschreie drein, unterbrochen von Stille & Schlaf & Röcheln. – Nach drei Wochen war auch diese Epoche in Hertas Leben vorbei. Die Klageweiber kamen, noch lebten nach Herta zwei oder drei gebeugte Greisinnen im Dorf, die kannten von vormals die Litanei und trugen sie gehörig der Leiche vor. Entgegen dem damaligen Gesetz aber nach altem Brauch wurde die Verstorbene in dem kleinen Zimmer, dem Klavier gegenüber, für drei Tage aufgebahrt, um die Abschiedsbesuche zu empfangen. Obwohl der Tod bei einer 94 jährigen Greisin weder ungewöhnlich noch übermäßig erschreckend ist, bleibt seine Anwesenheit unheimlich. Beim Betrachten ihres Gesichts meinte Reinhard, so sah es auch Konradin und der eine oder der andere der verbliebenen Käuze, sie hätte in ihren letzten Augenblicken, sie hätte beim letzten Ausatmen gelächelt. Wie sie da in ihrem Bett lag, bot sie einen versöhnlich entspannten Anblick: alles wäre gut, wäre da nicht dieser furchtbare Gestank gewesen, der aus unglaublichen Tiefen ihrem halboffenen Mund entströmte.

Auch nach ihrem Ableben wirkte der Schutz der Greisin fort. Obwohl ihr bereits in die Jahre gekommener, schließlich & endlich doch noch auf sich alleine gestellter Sohn sein ererbtes Wohnhaus samt dem steinernen Stall, sogar das Innere seiner Scheune so gut er konnte erneuerte, indem er seinen Erbhof zeitgemäß um- & ausbaute, verschonte er mit diesem seinem Treiben sowohl Reinhard's wie Konradin's Hütte. Die beiden Halunken durften bleiben, wo sie gewesen. So verging mit der Zeit ihr Leben. Vielleicht erwischt die beiden die Modernisierung erst, wenn sie vorüber sind.



Der Sohn

Hertas Lebensliebe war ihr einziger, ihr so spät geborener Sohn Franz gewesen. Natürlich hatte Franz, wie wir alle, versucht, seiner geliebten Mutter zu entfliehen, aber Herta hatte ihn nicht entkommen lassen. Kaum hatte er das Gymnasium, in das er als bildungsferner Bauernjunge gemäß dem Geist der damaligen Zeit auf Anraten von Pädagogen & Priestern gepreßt worden war, überstanden, zwängte Herta den langen hageren Kerl in ihren Messerschmitt-Kabinenroller, um ihn zu einem von ihr erwählten Meister auf dem hinter nächsten Hügel in die Lehre zu fahren. Ihr Sohn sollte in einem ordentlichen Beruf ausgebildet werden. Ihr aus Urzeiten ererbtes Bauerntum, das hatte Herta während der Nachkriegsjahrzehnte am eigenen Leibe erfahren, bot keine Erwerbszukunft. Also war Franz als erstem seines Geschlechtes ein Handwerk regelrecht beigebracht worden. Als ausgebildeter Schreiner hatte er hierzulande sogar einige Jahre regelgerecht gearbeitet, bevor er in seinen späten 20ern sein Glück jenseits des Atlantiks meinte suchen zu müssen. Von dort hatte er gelesen: einige der alten Bücher, die sie als Knaben in Clemensens Scheune geschmökert hatten, beschrieben die Auswanderung einiger Landsleute in die Andere Welt. Obwohl ihm das Jenseits hinter dem großen Wasser als gerade mal weit genug weg erschienen war, um ihr zu entkommen, war ihm seine liebe Mutter gelegentlich hinterhergeflogen. Angetan mit dem geblühten Kittel, den zu ihrer Zeit in der Gegend dort oben alternde Hausfrauen zu tragen pflegten, beschattet vom bei uns gebräuchlichen Regenschirm ward Herta nebst Krokodilen in den Sümpfen Floridas fotografiert. Das war kein Einzelfall. Sie flog auch zu ihrem Sohn in die Steinwüste von New York oder reiste ihm hinterher in die Hinterwelten der Appalachen. Bei ihren Fernreisen vergaß sie nicht, mit ihm, ihrem Sohn, der autofahren konnte & mußte, wunderträchtige Orte oder begeisterte Anhänger des seligen Pater Pius oder eines der anderen Heiligen zu besuchen. Auf ihren Abstechern ins Wunderliche pflegte sie der Verehrung wertere Andenken zu kaufen. Schließlich kehrte sie mit Kettchen, Kerzen, Statuetten wohl versehen heim; und mit Fotos von ihrem lieben Sohn. – Abgesehen von dem in der Fremde unvermeidlichen Heimweh war Franz dort hinten im Jenseits hinter dem Meer vom Gewissen geplagt worden. Von Jahr zu Jahr hatte es ihm immer dringlicher zugeredet: er dürfe seine alte Mutter nicht alleine daheim auf dem zusehends verwahrlosenden Hof zurücklassen. Er, der Mann und Erbe seiner Sippe, habe die Pflicht heimzukehren. Schließlich redete es lautstark und überdeutlich in seinem Kopf: heimzukehren habe er! Um seiner Herta beizustehen, um seinen Hof in Besitz zu nehmen, um sei-

ner Sippe weltliche Dinge endlich zu Ordnen. – Wieder heimgekehrt in die Gegend dort oben mußte Franz einsehen, daß mit der Zeit die Dinge von Grund auf in Unordnung geraten waren, so daß es für ihn unmöglich geworden war, sie auf herkömmliche Art & Weise in Ordnung zu bringen. Offenbar war ein Gewaltakt erforderliche! Also entschloß sich Hertas Sohn – oder sollte eine selbstzerstörerische Neigung schon vorher in ihm geschlummert haben? Jedenfalls entschloß er sich irgendwann im auf seine Heimkehr folgenden Jahr, anstatt wie seine Ahnen auf seinem Hof von Jahr zu Jahr krautig weiterzuwerkeln: normal zu werden. Und dazu entschloß er sich, obwohl Franz von Natur ebensowenig normal war wie seine Mutter oder sein Vater oder Reinhard und Konradin oder Robert, Pater Michael, Heinz, Charlie, der promovierte Christian oder sonst einer der dort oben in der Gegend versteckten Kräuter & Käuze. Von Lisels oder Gittas und der zugezogenen Weiber oder gar der Hundeleute und Froschzüchter Kauzigkeit wollen wir vorerst schweigen: alle waren sie sonderbar. Franz jedenfalls meinte im Jahr nach dem seiner Heimkehr, anstatt sich in seine angeborene Eigenart wie in ein ihm gegebenes Geschick zu finden, sich selbst verweigern zu müssen. Anstatt auf seinem hutzeligen Anwesen er selbst zu sein, wollte unser zusehends verunglückender Kauz auf ein Mal so normal werden, wie viele der Zugezogenen, die in ihren Elternhäusern oder ihren Städten oder Büros oder Schulen von den Kindergärten an sich gut genug zu verstellen gelernt hatten, um geläufig verständige Menschen zu spielen. Auch er, unser Franz, meinte nun ebenso werden zu müssen, wie etwa die Michels im Neubau, so zu werden wie die zugezogenen Leute in den Doppelhaushälften der Umgebung, von deren vernünftiger Lebensweise in geordneten Verhältnissen bei geregelten Tagesläufen mit dazugehörigen Einkommen er gehört hatte, ja, die er in den polierten Küchen ihrer elegant erscheinenden Einfamilienhäuser, umrahmt von gepflegten Gärten, gesehen zu haben glaubte. Und die allesamt ihr Gerümpel, anstatt es von Generation zu Generation in einer Scheune zu horten, in einer geräumigen Garage lagerten, bevor sie es regelmäßig als Sperrmüll entsorgen ließen. Keinesfalls wollte unser Franz weiterhin mit Konradin oder Reinhard, auch nicht mit Robert oder Michael oder gar Wolly, nicht einmal mit dem beamteten Siegbert oder Meister Heinz oder irgendeinem anderen seiner natürlichen Verbündeten in einen Topf geworfen werden. Von Herzen begann sich der schlaksige Hertasohn danach zu sehnen, die Bürde seines ererbten Geschicks abzuschütteln, um auch einer der vollgültigen, einer der vermeintlich richtigen Menschen zu werden. Auch er wollte normal sein & einen Zipfel vom damals allgemein anerkannten Glück erhaschen. Um auch Einer derer zu werden, die den Umständen angemessen zu handeln & also entsprechend geglückt zu leben wissen, mußte unser Franz sich selbst von Grund auf umerziehen, denn ebensowenig wie ihren Kühen hatte Herta ihrem Sohn einen geregelten Tageslauf beigebracht. Und

was so ein normaler Mensch alles tun mußte, um den Ansprüchen der damalige Umstände zu genügen, geht auf keine Kuhhaut: von der Qual der Normalität machte sich Franz, geblendet von ihren polierten Trugbildern, keine Vorstellungen. – Nachdem der heimgekehrte Erbe, zunächst seine im Land der grenzenlosen Möglichkeiten geübte Lebensweise in der Gegend dort oben fortsetzend, auf eigene Kappe für sich gewerkelt, dies und das auf seinem Hof ausgebessert, gegebenenfalls des Geldes halber schwarz geschreiert, Besuche gemacht und sich wie es kam durch seine Tage geschlagen hatte, während das Jahr sich einfach so rundete, um unversehens neuerlich zu beginnen, ging nach seinem Entschluß: Ordnung zu schaffen!, sein unbeschwertes Leben zu Ende. Um den Hof seiner Mutter, also um sein & seiner gewesenen Sippe Anwesen gemäß damaliger Maßstäbe nachhaltig vor dem Verfall zu bewahren, war Franz zunächst gezwungen, fern seines Hofes eine geregelte Anstellung anzunehmen, sich dort in die ihm wesensfremde Arbeitsordnung einzufügen, dann auch noch in der vorgeschriebenen Ordnung aufzusteigen, um mehr, also für seine Pläne ausreichend Geld zu verdienen. Denn damals war es mit Bewahren & Erhalten des Ererbten selbstverständlich nicht mehr getan. Mit Ausbessern gab sich der Zeitgeschmack nicht zufrieden. War einmal mit der fälligen Renovierung auf zeitgemäß professionelle Weise begonnen worden, mußte & wollte Franz über eigenhändig zu bewerkstelligende, also provisorisch oberflächliche Maßnahmen, auf die sich bis dato alle Seine Vorfahren beschränkt hatten, weit hinausgehen, wollte er seinen ganzen Hof – *wenn schon, denn schon* – vollständig und richtig und endgültig zukunftsfähig auf Vordermann bringen. Keinesfalls wollte sich Franz ein Leben lang, womit er die Jahre meinte, die ihm danach noch bleiben würden, darüber ärgern, beim Um- & Ausbau, bei der überfälligen Sanierung & Verschönerung, wie er glaubte & hoffte, etwas versäumt, vernachlässigt oder bloß behelfsmäßig gelöst zu haben. Wenn schon, denn schon! Mit Behelfsmäßigkeiten sollte unter seiner Führung Schluß sein. „Man lebt schließlich ein Leben lang darin“, pflegte er zu sagen, um die kostspieligen Varianten seiner Um- & Ausbauten vor Bedenken in seinem Hinterkopf oder neugierigen Fragestellern aus der weitläufigen Verwandtschaft zu entschuldigen oder vor den Witzeleien der Käuze auf der Straße im Vorübergehen zu rechtfertigen. Seine aus diesem seinem Entschluß folgende jahrelange Überanstrengung wäre ohne die Hilfe der Bank sowie eines Rechtsberaters unmöglich gewesen. Um den Hofumbau in die Wege zu leiten, mußten Behörden überzeugt, Kredite aufgenommen, Handlanger, Arbeiter, Material, Gebühren sowie laufend zunehmende Unkosten mußten bezahlt werden. Während das Anwesen selbst kaum Erträge einbrachte, denn die Landwirtschaft war ja abgeschafft, Äcker & Wiesen waren verpachtet, und Konradin zahlte noch weniger als Reinhard für seine Hütte, summierte sich die auf dem Erbhof lastende Verschuldung, weshalb nach eini-

gen Jahren zwecks Umschuldung neuerlich die Hilfe der Bank in Anspruch genommen werden mußte, der schließlich, sollte Franz wider alle Berechnung unverhofft mit seinen Absichten scheitern – worin der Menschen Los besteht – das ganze Anwesen gehörte. Jedenfalls würde ohne sprudelnde Einnahmen aus einer überdurchschnittlich bezahlten Anstellung, dahin hatte es Franz mit all seinen Mühen bei der Verfolgung seiner Pläne in wenigen Jahren gebracht, das ganze Anwesen zum Teufel gehen. – Die damalige Ordnung der Dinge fußte bekanntlich auf Angst. Der Arbeitsplatz war für bedenkenlos einfache Menschen der Schlüssel zu allem & jedem, auch zu ihrem Unglück & Untergang. Den Verlust seines Arbeitsplatzes begann Franz mit den Jahren der Verschuldung wie ein Hirngespinnst zu fürchten. Denn damals wurden viele der Zeitgenossen, obwohl ihr Lebensunterhalt eine Anstellung erforderte, gelegentlich reihenweise mit Entlassung bedroht. Entlassung aus seiner Anstellung hätte nicht nur das Aus für seine Absichten & Pläne bedeutet: wie vertraglich abgemacht & rechtlich festgelegt wäre der Kredite halber mitsamt seiner Erneuerungsträume auch sein Erbteil futsch gewesen. – Also war Hertas Sohn Franz nach seiner Heimkehr im Verlauf weniger Jahre ein gehetzt geplagter Mann geworden. Angekommen in der Moderne wurde er zeitgemäß geplagt von seiner Erwerbsarbeit, gedrückt von der Zinslast seiner Kredite, geplagt von dem Aus- & Umbau seines Anwesens, geplagt von den Marotten seiner vergreisenden Mutter, gequält von der Unrast seines eigenen Gemütes, gestachelt von den in ihm wachsenden Wünschen und ihm vorgemachten Begierden & eingeredeten Vorstellungen wuselte er rastlos von einer Schwierigkeit zur nächsten: kaum war er im schwarzen, später im silbrigen Dienstwagen, wie sie in jenen Jahren für besserbezahlte Leute üblich geworden waren, an dem einen oder anderen der Käuze auf der Straße vorbei auf seinen Hof gefahren, kaum war also unser Franz im grauen Anzug aus der Bürowelt heimgekehrt, sah man den hageren Kerl, noch Butterbrot kauend, im Blaumann geschwinden Schrittes von da nach dort über seinen Hof in die Scheune oder aus der Scheune zum Haus oder zum Auto & zurück trippeln: in gebückter Haltung sah man ihn hastig auf seinem Bau werkeln oder hecktisch in Schuppen & Scheune herumräumen; schließlich versorgte er gereizt seine Mutter mit Abendbrot & Pillen, bevor er in Lederjacke & Jeans wie weiland der Jüngling wieder ausrückte, um Besuche zu machen. Natürlich plagten ihn auch die Weiber. Denn bisher hatte sich keine bereit gefunden, längere Zeit in Konkurrenz zu Herta unter einem Dach mit ihm zu leben. Eine stellte ihn brüsk vor die Entscheidung: statt seiner Mutter sie zu wählen, da bekam er Gemütskrämpfe wie der sagenhafte Esel zwischen den beiden Heuhaufen, wußte weder ein noch aus oder hin & her, ihm war, als würde er ersticken; eine andere soll er sogar bei ähnlicher Gelegenheit in seiner Verzweiflung gewürgt haben: geifernd rannte sie durch das Spalier der Käuze auf der Straße zum Dorf hin-

aus über den Höhenweg hinweg und hinunter zur Bußhaltestelle, um nimmer wiedergesehen zu werden. Wie manch Einer der alternden Junggesellen in der Gegend dort oben fand sich Franz des Abends gewöhnlich ohne Genossin wieder. Die Welten der Käuze und die der Weiber paßten nicht zusammen. Sonderbare Vorstellungen harmonisierten nicht mit sonderbar dinglichen Wünschen. Auch den heiklen Punkt seiner Frauennot meinte Franz durch den Umbau seiner äußeren Verhältnisse ordnen zu können, ordnen zu müssen, denn seine Not war groß. Aber die Ordnung der Dinge wuchs Franz bald über den Kopf und drohte ihn zu zerdrücken. Und wenn Herta wieder einmal etwas zerbrochen hatte, zu viel aß, zu lang schlief, ihre Medikamente nicht nahm, ihre Brille verlegt hatte, trotz Verbot Fahrrad fuhr, das Wasser verkochen ließ, ihre Unterwäsche nicht wechselte, ihn mit ihren Belehrungen verfolgte, eine ihrer alten Geschichten zum xten Mal wie nagelneu wiederholte oder schon wieder eine ihrer leidigen Fragen stellte: platzte es aus Franz heraus: gellend schrie er die Greisin zurecht. Aber Herta war zu alt geworden, um zurechtgewiesen werden zu können. Sie war unverbesserlich geworden.

Franz war nicht immer so gewesen, wie er nun wurde. Auch Franz war ein freier Mann gewesen; besonders damals, als er vor seiner Mutter über das Meer geflohen war, um anderswo zu leben. Auch damals noch, als er nach seiner Rückkehr in die Gegend dort oben auf seinem Erbhof Ordnung zu schaffen begann und sein Brot nebenher durch Schwarzarbeit erwarb, war er freundschaftlich mit Reinhard verbunden gewesen. Denn in ihrer Jugend, als unser aller Mutter Herta offene Küche gehalten hatte, hatten die beiden viel miteinander zu bereden gehabt. Einmütig waren sie in ihrem Gegensatz zu den normalen Leuten gewesen, deren Gesichtszüge oder Scherze & Freundlichkeiten beider Gemüter im Innersten beängstigt, vor deren zudringlichen Umtrieben sie beide, der Krauter in der Küche seiner Mutter, der Kauz als deren Mieter im Häuschen, bei Herta Schutz gefunden hatten. Zweifellos gehörte Hertas Sohn ebenso wie Reinhard oder Robert oder Konradin & Wolly zu den geborenen Krautern & Käuzen, die sich damals noch immer da oder dort in der Gegend dort oben verstecken konnten. So weit so gut war sein kauziges Leben verlaufen, als Franz im Jahr nach dem seiner Heimkehr von Übersee in der Kauzigkeit seine Mitkäuze übertraf, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte: von den Normalen als Normaler anerkannt werden zu wollen. Sein aberwitziges Begehren wurde ihm zum Verhängnis. Will ein geborener Krauter normal werden, kann unmöglich ein wie auch immer zufrieden gerundeter Mensch, wie etwa Konradin oder Wolly es waren, aus ihm werden, denn wegen seiner aberwitzig gewordenen Ambitionen wird er sich mit seinem krautigen Naturell weder in diese noch in jene Welt hineinfinden können. Indem Franz zu den Normalen überzulaufen sich mühte,

übte er Verrat an seiner ihm ureigenen Kauzigkeit. Es trübte sich sein Verhältnis zu seinen geborenen Freunden den Käuzen, ohne daß es ihm gelang, sein Kautztum abschüttelnd, um unter den Normalen als einer der ihren Anerkennung zu finden. Franz unterwarf sich dem Diktat einer Realität, die seinen Gefühlen widersprach: das versaut jeden Charakter & macht krank. Franz begann, sich Gewalt anzutun, als er im zweiten Jahr seiner Brasselei auf dem Hof meinte, sich in einem Büro anstellen lassen zu müssen. Obwohl er alltäglich seine anzugsmäßige Erwerbsarbeit stiekum verfluchte, gab er sie nicht auf, sondern verdrehte sich selbst in ihrem Dienst, um mit ihr einen kreditwürdigen Platz in der sogenannten Welt da draußen zu haben. Er meinte der Ordnung halber normale, also geregelte Einkünfte haben zu müssen, um seine auf ihm lastenende Aufgabe: den zeitgemäßen Umbau seines Erbhofes ins Werk zu setzen: *stemmen zu können*, wie er damals oft sagte. – Warum hatte er seine Freiheit nicht weitergelebt? Warum hat er seinen Broterwerb normalisiert und sich freiwillig in eines ihrer Büros gesetzt? Ebensowenig wie wir anderen begriff Reinhard, was es im Leben zu *stemmen* gab? Und hat sich einer einmal auf eine legale Existenz in ihren Büros eingelassen, das war uns allen auf der Straße doch klar, dann findet er da selten wieder hinaus. Und bald genügt ihm der Broterwerb nicht mehr, sondern muß weiter so gesteigert werden. Wie so Vielen ging es auch unserem Franz: bald wollte er als Entschädigung für seine auf Bürostühlen verhockte Lebenszeit mehr Einkommen, dann einen besseren, weil noch einträglicheren Posten im Netzwerk der Bürostühle. Bald verzettelte er sich in seinen mit seinem Einkommen wachsenden Plänen, ging also zu Banken, um mehr aus seinem Geld zu machen, um mehr & weitreichendere Pläne schmieden & verwirklichen zu können verstrickte er sich in Streitereien mit diesem in der Verwaltung oder jenen in der Nachbarschaft, ging gar zu Anwälten, zog vor Gerichte, vermehrte seine und anderer Leute Unkosten & Akten & vertat die schöne Lebenszeit, ward zum Bürokraten seiner selbst, hastete von Büro zu Büro, von Baustelle zu Baustelle, von Telephon zu Termin zu PC und pflegte statt alter Freundschaften ungezählte Kontakte im Netz der unbegrenzten Eitelkeiten. Da jeder Kontakt ja wichtig sein oder werden konnten, fand das Kontaktieren kein Ende. Ausweglos umging ihn bald ein Gespinnst aus guten Gründen. Warum auch immer? Unter dem Diktat einer Realität, die seinen Gefühlen widersprach, begann auch Franz in Ziffern zu denken. Sein gewesenes Leben zersetzte sich ihm in Entfernungsangaben oder Quadratmeter oder in Laufzeiten, es zerfaserte in Stunden & Minuten & Jahreszahlen. Schließlich war Franz äußerlich tatsächlich zu den damals als normal geltenden Erwachsenen & Vollbürgern, die den Knaben so beunruhigt, ja regelrecht gängstigt hatten, übergelaufen. Franz war ein Überläufer geworden.

Damals, etwa zu jener Zeit, als auch Robert mit seinem Scheunenprojekt umgegangen war, hatte Franz auch begonnen, seinen Erbhof von Grund auf zu erneuern. Sein Hof war alt, vermutlich war es der älteste Hof in Hertas Dorf: das erste Anwesen, das vormals oberhalb der Quellmulde (an deren Hang auch Konradin die ihm gegebenen Jahrzehnte hindurch gehaust hatte) errichtet worden war. Das Wohnhaus war eines jener sogenannten Fachwerkhäuser, wie sie in der Gegend dort oben mit geringen Abwandlungen jahrhundertlang bis nach dem letzten großen Krieg üblich gewesen waren: schwarze Balken, weiße Felder, kleine Fenster, eingeschossig, drei oder vier Ständer, Satteldach. Verwendet wurden heimische Rohstoffe: Holz und Lehm und Stroh, viel mehr gibt die Gegend dort oben nicht her. Und der Lehm ist hervorragend, man lernt ihn zu schätzen, wenn man ihn aus dem Fachwerk heraus schlägt, um die Fächer auszumauern. Nach einem runden Jahrhundert ist er staubtrocken und beinahe so hart wie Beton, gewährt jedoch ein angenehmes Raumklima und ist völlig umweltverträglich: nach Gebrauch schmeißt man ihn einfach in den Wald zurück. Aber Lehm ist nie wirklich sauber; auch nicht gerade, schon gar nicht exakt, sondern er ist unverbesserlich wellig weich bröselig: folglich mochten ihn trotz seiner hervorragenden Eigenschaften die damals neueren Menschen nicht, denn sie wünschten sich sauber verputzte, gerade Mauern. Im inneren ihrer Häuser, der Häuser der damals modernen Menschen, sollte alles wie geleckert scheinen, dennoch oder eben deshalb hatten sie Gefallen an entkernten Fachwerkfassaden. Ihre saubere neue Ordnung durchherrschte eine Sehnsucht nach jenem von Kalenderfotos her vertrautem Behagen. So waren die Neueren damals nun einmal gewesen, wie hätte sich Hertas Sohn Franz, nachdem er sich fest entschlossen hatte, normal zu werden, dem Sog ihrer Vorstellungen entziehen können sollen? Einjeder lebt, wie man seinerzeit so lebt. – Vormals, als die Bauern in der Gegend dort oben noch wohlhabend gewesen waren, verwendeten sie für ihre Häuser dicke Eichenbalken. Eine brust-, mitunter sogar mannshohe Bruchsteinmauer wurde aufgeschichtet, um das protzige Balkengerüst für die Stockwerke mit Speicher & Dachgestell zu tragen. Im 18. Jahrhundert begannen die Balken dünner zu werden; im 19. verarmten die Leute dort oben reihenweise: es wurde nur noch so viel Holz verwendet, wie man unbedingt benötigte, hauptsächlich wurde minderwertiges Tannenholz verbaut. Der kostspielige Bruchsteinanteil verkam zu einem fußhohen Mäuerchen, das den Querbalken des Hauses als Auflage diente, damit sie nicht im Matsch versumpfen. An Stelle der gastfreien Tenne mit geräumiger Wohnküche entstanden enge, billig zu heizende Kammern. Zu Beginn der letzten Nachkriegszeit folgte auf Bruchstein und Holz mit Lehm Beton als der Baustoff der neuen Zeit. Wie hätte Herta den Ratschlägen der damaligen Männer widersprechen können; also hatte auch sie die Unterkante ihres Hauses einbetonieren und die Gefache mit Beton sauber verputzen lassen.

Aber nur an der Luft halten Holzbalken jahrhundertlang, Beton nimmt ihnen die Luft zum atmen: Feuchtigkeit sammelt sich: einbetonierte Balken verrotten. Während Herta ihren Franz empfangen, hernach mit Haferschleim & Apfelsinen großgezogen hatte, ihn durch Schulen und Ausbildungen gezwängt, dann über den Atlantik verfolgt hatte, bis er wieder heimgekehrt war, waren die auf dem Bruchsteinmäuerchen aufliegenden Balken in ihrer Betonummantelung butterweich geworden; teilweise waren Grundbalken geschmolzen: da & dort gähnten hinter dem Betonputz Hohlräume. Und alle vier Eckbalken des Hauses hingen in der Luft, ihre Enden hatten sich im Betonmantel aufgelöst. So lange keiner daran rührte, hätte es vielleicht weiß wie lange so weitergehen können. Wahrscheinlich, wieso genau, konnten nicht einmal Heinz oder Robert erklären, wahrscheinlich hielten der mit den einander widerstrebenden Kräften des Fachwerks vereinte Kalk- & Betonputz das Haus irgendwie zusammen. Jedenfalls durfte es, einmal offenbar geworden, so nicht bleiben. Also hatte Franz in der ihm verbleibenden Zukunft aller Hand mit dem Haus zu schaffen, und mit dem Stall und der Scheune hatte er auch zu tun. Jedenfalls war er auf unabsehbare Zeit Jahr für Jahr ganz & gar im Dienst seines Erbes eingespannt; daß es Jahrzehnte werden würden und hernach von seinem Leben kaum noch etwas übrigbleiben würde, ahnte bei seiner Heimkehr keiner.

Heimgekehrt saß Franz zunächst wieder in der gilbenden Küche an dem langen, mit allerhand Kram vollgestellten Tisch. Im Sofa eingesunken saß er wieder im Schatten Hertas, die wie immer aufrecht auf dem Stuhl vor dem schmalen Kopfende des Tisches saß und bei den gemeinsamen Mahlzeiten auf ihren Sohn herabredete, um ihm ihre Welt zu erklären. Mit Haferschleim, Apfelsinen, Eierpfannkuchen, religiösen Ermahnungen, sich endlos wiederholenden Geschichten aus ihrem und ihrer verblichenen Sippe gewesenem Leben, mit putzigen Erzählungen von auf dem Hof gewesenem Viehzeug, dessen Namen & Besonderheiten & merkwürdige Abenteuer die Alte bis ins Kleinste erinnerte, mit Berichten von früheren Geschäften, von Vieh- & Landverkäufen oder den Betrügereien der Verwandten von wegen ihres und also auch seines Erbes nebst einem überschaubaren Bestand von sich gleichbleibend wiederholenden Ratschlägen hatte Herta auf ihrem Hof ihr Kind nicht bloß groß gezogen, sondern durch lebenslängliche Begleitung sich in ihm ein- & fortgepflanzt. Sogar als schwächliche Greisin bewahrte sie ihre Macht in ihrem Sohn, woran sich auch nach ihrem Ableben wenig änderte. Nachdem Herta ihrem Franz annähernd ein halbes Jahrhundert hindurch in den Ohren gelegen, im Kopf gesteckt, im Herzen befangert, in der Seele geknetet hatte, steckte sie unauslöschlich in ihm. Franz hatte also zwei Leben. Oder lebte er, statt sein eigenes zu entfalten, in gewandelter Gestalt das seiner Mutter fort? In Hertas Schatten war ihr Sohn, einer dieser unauffällig hageren Jungen, wie sie in der Gegend dort oben häufig waren, lebensläng-

lich bescheiden geblieben: mit seiner eigene Person trieb er keinerlei Aufwand. Vielmehr erweckte er bei Besuchern den Anschein, er vernachlässigte sich selbst, anstatt sich gebührend wichtig zu nehmen. So lange Herta da war, war dem armen Kerl ohnehin aufgetragen, sich so gut als irgend möglich um die Bedürfnisse seiner Mutter zu kümmern. Nebenher und hernach bezog sich sein Egoismus, wenn überhaupt von dergleichen bei Franz die Rede sein durfte, immer noch nicht auf sein eigenes Selbst, sondern auf seinen Hof, auf seine Sippe und deren Erbe, daß zu erhalten er sich (wohl oder übel) selbst verleugnen mußte. Im Dienst an seinem Erbe war es dahin gekommen, daß er beispielsweise lebenslänglich keinerlei Eßkultur entwickelt hatte. Da Franz vor lauter Pflichterfüllung einfach nicht gelernt hatte, beim Essen besondere Freude zu empfinden, aß er auch nicht manierlich; nie bekochte er sich mit lecker selbst erfundenen Gerichten; so lange Herta es konnte, kochte sie nach ihrem Geschmack. In ihren späten Jahren naschte auch Franz von ihrem Essen auf Rädern oder ließ der Einfachheit halber das Pizzataxi kommen oder aß geschäftsmäßig im Restaurant. Schließlich hatte er, nachdem er diese anzugsmäßige Gutverdieneranstellung in dem Bürohaus beim Flughafen angetreten hatte, Rundumbeköstigung in der Betriebskantine. Heimgekehrt begnügte er sich damit, im Gehen zusammengeklappte Butterbrote zu mampfen oder für den schnellen Hunger zwischen durch Süßigkeiten in sich hineinzuschieben, deren Plastikverpackungen in seinem Auto, in der Scheune oder Küche, oder wo er sonst vorbeigekommen war, herumflogen. Er trank auch, wie hätte es bei einem Kostverächter anders sein können, nicht; allenfalls um sich in Gesellschaft als gesellig zu erweisen und also dies oder das besser besprechen oder ein denkbares Geschäft unbefangen regeln zu können, trank auch er zwei Wein oder drei Bier. In seinen letzten Jahren auf dem Hof fand er jedoch Gefallen an dem einen oder anderen Schnaps; einerseits standen Flaschen mit kostbaren Bränden bei den Leuten in hohem Ansehen, andererseits wirkte schon ein Mundvoll wie Treibstoff: sofort wendete sich das Blatt im Gemüt und Franz spürte wieder die Glut entgrenzter Zuversicht. Aber einfach so für sich hat er wohl niemals eine Flasche löblichen Weins auf sein Gemüt wirken lassen. Den freien Trunk hielt er, der er ja, *wenn schon denn schon*, eine Aufgabe im Leben zu erfüllen hatte, ebenso wie das zwecklose Gerede der Käuze auf der Straße für vertane Zeit. Was nicht in seinen Plan paßte, konnte er seit seiner Bekehrung zur Normalität nicht mehr gebrauchen, was er nicht verzwecken konnte, stieß er von sich. Ein unbestimmter innerer Schmerz trieb ihn jedoch weiterhin zu den Frauen, aber ob er es gerne mit ihnen machte oder bloß aus Not, wissen wir nicht zu sagen. Er wusch, darin seiner Mutter ähnlich, ungerne; eher kaufte er sich der Leute & Frauen halber neue Socken oder Hemden, anstatt die alten in die Waschmaschine zu stecken, dann zum Trocknen aufzuhängen, schließlich mußte die Wäsche wegräumt

und auch noch wiedergefunden werden: Zeitvergeudung für einen Franz, der andauernd allerhand Wichtiges vor sich hatte. Genau genommen hatte er die Arbeit von zwei, wahrscheinlich von drei lässigen Generationen nachzuholen, wenn er den ererbten Hof tatsächlich gemäß der seinerzeit gültigen Standards renovieren wollte. Jedenfalls hatte er zu viel zu tun und noch mehr zu bedenken, als daß er seine knappe Lebenszeit mit nebensächlich bis zwecklosen Handlungen oder unnötigen Begegnungen oder, Spaziergängen ähnlich, zu Nichts führenden Gesprächen hätte vertun dürfen. Keinesfalls durfte oder wollte oder konnte er sich von seiner ererbten Aufgabe ablenken oder durch zwecklose Träumereien von seinem Weg abbringen lassen. Umgetrieben wurde er von seinen Plänen und Projekten, von seinen Pflichten, seinem Dienst an Hof und Sippe und Mutter; schließlich auch von seinen wachsenden Verpflichtungen gegenüber der Bank. Rastlos wie Franz geworden war, konnte er keine Stunde bei sich sitzen bleiben und mit sich in Ruhe verbringen. Stille wurde ihm unerträglich, unentwegt mußte er sich mit Zeug befassen oder Rat suchen bei Leuten, die den Umgang mit Zeug angeblich beherrschten, die ihm deshalb bei diesem oder jenem handgreiflichem Projekt weiterhelfen konnten, mit denen zu reden sich also tatsächlich lohnte. Zu allem Überfluß kam er morgens immer zu spät aus dem Bett. So lief Franz, seine Leidenschaft im Dienst für Schuppen und Scheune, Haus und Hof verbrennend, unentwegt irgendwelchen Angelegenheiten hinterher. Obwohl Herta, da sich in ihrer Jugend Bauern – der ersten großen Geldentwertung sei Dank – für einen Apfel & ein Ei Vielerlei leisten konnten, den Luxus des Lesens sowie des Klavierspiels erlernt hatte, war aus Fränzchen ein Unmusischer Mensch geworden.

Indem Franz, seine Kauzigkeit verratend, zu den Normalen überzulaufen sich plagte, verfiel sein Kopf dem Zeug. Ebenso wie seine Scheune füllte sich sein Kopf mit Zeug. Nur mit Zeug beeindruckte man damals die Normalen, wegen des Krims & des Krams, mit dem man sich umstellte, wurde man von ihnen ge- oder verachtet. Indem er äußerlich annähernd einer der Anderen, indem er anscheinend einer der Normalen wurde, ging Franz Reinhard auf die Nerven. Auf den Einsiedler in Hertas Hütte wirkte der Sohn seiner Vermieterin von Mond zu Mond unangenehmer, nach diesem oder jenem Jahreslauf mochte er ihn nicht mehr leiden. Schließlich wurde ihm der Anblick Franzens schlaksig bis unbeholfener, von Hektik durchströmter Gestalt regelrecht zuwider. Und in dem Franz sich um Anerkennung in der Welt der ordentlichen Menschen plagte, mochte er Reinhardts andersartiges Gerede nicht mehr hören. Hatte ihm doch der arme Schlucker zu Beginn seiner Projektmacherei geraten: „Schuster bleib bei deinen Leisten: Schreiner mach Schreine.“ Das mochte Franz nicht hören, denn er meinte doch nun unbedingt etwas Großes werden zu müssen. In dem Franz sich in seine Hofverbesserungspläne verstrickte, empfand er Reinhardts müßige Existenz als

leibhaftigen Widerspruch zu seinen eigenen Wünschen & Absichten. Reinhard störte Franzens Träume und Franz Reinhardts Ruhe. Schließlich empfand Franz Reinhardts äußerliche Untätigkeit, besonders aber dessen vollkommen ziellose, andauernd sich um das Dorf herum wiederholenden Spaziergänge, die ganz offensichtlich zu Nichts führten, wie einen sich täglich wiederholenden Schlag in sein eigenes Gesicht. Also ging man einander aus dem Weg. An Um- oder Wegziehen war von keinem der beiden Käuze zu denken. Reinhard hätte nirgends ein vergleichbar preisgünstiges Unterkommen gefunden, und Franz war heimgekehrt, um sein Erbteil, koste es was es wolle, auf Vordermann zu bringen. Unterdessen war Franz, was ein gedeihliches Auskommen mit einem Müßiggänger verunmöglicht, die leibhaftige Unrast geworden. Unentwegt werkelte er mal da mal dort auf seinem Hof. Als müsse er mit Irgendetwas unbedingt fertig werden, werkelte er hecktisch & schonungslos gegen sich selbst bis in die Tiefe der Nächte: hämmernd, hackend, sägend, schimpfend, schlagend produzierte er allzeit Unfrieden. Unfähig still zu sitzen oder wenigstens bei sich daheim zu bleiben konnte er sich weder des von ihm fertiggebrachten freuen noch an irgendein anderes Ende kommen. Ein Ende zu erreichen, wäre für ihn furchtbar gewesen: was dann?! Auch deshalb, aus Endzeitfurcht blieb die von ihm geschaffene neue Ordnung ein Provisorium. Seine Neuordnungen waren weder gemütlich noch einladend, sie waren abweisend glatt, sauber, eckig, kantig und bald mit Kram vollgestellt wie eine Rumpelkiste. Da ihm sein Schaffensdrang keine Zeit ließ, um sich des Entstandenen zu freuen, es also zu pflegen, setzte wenige Monde nach der Fertigstellung dieser oder jener Umbaumaßnahme neuerlicher Verfall ein. Des Um- & Weiterbauens war kein Ende. Es durfte kein Ende nehmen. Unbedingt mußte er seiner Welt seinen Willen aufpressen. Offenbar fehlte seinem Tun Liebe.

Unser armer Franz hatte weitreichende Pläne. Um Hertas altes Fachwerkaus, das, sich behutsam wandelnd, dreihundert Jahre hindurch ihrer Sippe Asyl vor den Widrigkeiten der Welt geboten hatte, mit aller Gewalt zügig in ein zeitgemäß modernes Wohnhaus zu verwandeln, war, wie gesagt, Zinsknechtschaft im Dienste der Bank unvermeidlich. Ungemacht drohte sogar Konradin und Reinhard: die beiden Käuze mußten fürchten, demnächst durch höhere Mieten & Abgaben zur Finanzierung von Franzens Zukunftsprojektionen beitragen zu müssen. Zwar genügte sein Einkommen aus der anzugsmäßig besserbezahlten Anstellung in jenem Bürohochhaus beim Flughafen für die weitreichenden Pläne, die Franz mit seinem Anwesen hatte, weder vorne noch hinten. Es genügte aber vollauf, um durch Vorlage entsprechender Einkommensbescheinigung als kreditwürdig zu gelten, um sich bei der Bank auf unabsehbare Zeit verschulden zu können. Ein ordnungsgemäß abgesicherter, lebenslänglich belastender Kredit hätte für den

Substanzerhalt von Hertas verwaarlostem Anwesen ausgereicht. Mit behelfsmäßigem Erhalten von Vorhandenem aber wollte sich Franz, darin unterschied er sich neuerdings von seinen Vorfahren, keinesfalls mehr begnügen. Unter seiner Führung sollte der Hof wieder richtig herausgeputzt werden. Franz wollte diesen überfälligen Umbau des gesamten Anwesens endlich in Angriff nehmen sowie zu seinen Lebzeiten vollenden, um es als ein Ganzes zeitgemäß und also zukunftsfähig zu hinterlassen. Das alte Fachwerkwohnhaus, so seine Vision, sollte vollständig entkernt und in behutsam gewandelter Gestalt, den modernen Ansprüchen an Bauen & Denkmalpflege & Energiewirtschaft genügend, wiedererstehen. Und der Schuppen, der gewesene Stall von Hertas sechs Kühen, sollte aufgestockt & in ein Zweifamilienhaus verwandelt werden. Denn in der von ihm angepeilten Zukunft gedachte Franz seinen Lebensunterhalt, statt durch eine fremdbestimmte Anstellung, durch Einnahmen aus Vermietung & Verpachtung zu bestreiten. Dieser hehre Endzweck rechtfertigte Risikokredite. Sobald die Zeit reif sei, würde auch Reinhardts und, nach dessen bald zu erwartendem Ableben, Konradins Hütte am Hang daran glauben und rundum modernisiert werden müssen, um auf dem regulären Wohnungsmarkt, an Stelle der von den beiden Käuzen entrichteten, Hertas unverbesserlicher Gutmütigkeit zu dankenden, unbedeutenden Abgaben, ordentliche Mietzinsen einzubringen. Und die Scheune, so Franzens Geschäftsidee, sollte hinter ihren Brettern ausbetoniert und zu einer Multifunktionshalle umgebaut werden, um sie, unterteilt in kleine Werkstätten, an Handwerksbetriebe zu vermieten. Schon nach wenigen Jahren, so die beglaubigten Prognosen, könnten die durch Doppelhaus sowie Multifunktionshalle erzielten Mieteinnahmen, damit rechnete Franz felsenfest, als Sicherheit für weiterer Bankkredite herhalten, um auf einer seiner am Dorfrand gelegenen Weiden zu *investieren*, um dort für Familien aus der Stadt eine kleine Siedlung aus Doppelhaushälften zu errichten. Der alte Schacherer Rübenstrunk hatte es ja auch so gemacht. – Danach? Danach würde sich alles Weitere wie von selbst ergeben. Dann wäre er frei; dann würde bei der Verwirklichung seiner Visionen Geld keine Rolle mehr spielen. Leidenschaftlich verfiel Franz der Idee: ein umtriebiger Geschäftsmann: der unablässig Anstöße gebende Mittelpunkt eines um ihn kreisenden, sich aus Mieten & Krediten für Neubauten selbst finanzierenden Endloswohnungsbauprojektes zu werden. Dem Rübenstrunk war es ja auch gelungen. Gelänge sein Vorhaben, dann wäre aus Hertas kleinem Franz, so träumte ihm, entgegen allem Unken der buckeligen Verwandtschaft doch noch ein bedeutender Mann geworden, dann würde er als Großvermieter eine Art zeitgemäßer Landesherr geworden sein. Er würde alle verblichenen Häupter seiner Bauernsippe in den Schatten stellen & in die Annalen seines Dorfes, wenn nicht gar der ganzen Gegend dort oben, eingehen. Wahrscheinlich würde man am Ende sogar eine Straße in seiner Siedlung nach ihm benennen. So

hatte sich in den Jahren nach seiner Heimkehr in Franz sein Lebensplan geklärt: anstatt als Vagabund oder Krauter seine Zeit vergehen zu lassen, hatte er sich fest vorgenommen: allem zum Trotz doch noch ein bedeutender Mann zu werden & groß herauszukommen als einer, der sein Erbe mehrend & seinen Besitz verwaltend, spielerisch herrschend & sorgenfrei wohlhabend, also geachtet & bewundert in Erinnerung bleiben würde. Zu diesem Zweck galt es vorerst die Ärmel hochzukrempeln, Kredite zu beantragen und rastlos tätig zu sein.

Franz hatte sich ein Lebensziel ausgedacht. Um es anzugehen, begann er damit, die alte Scheune aufzuräumen. Das bedeutete: er mußte das dort von mehreren Generationen seiner Vorfahren untergestellte Zeug ausräumen und wegschaffen. Vor dem Wegschaffen oder Wegwerfen oder Verbrennen galt es das Zeug gemäß seiner Brauchbarkeit für seine eigene Zukunft sowohl wie für allerhand andere Denkbare auszusortieren. Das Sortieren des Zeugs war eine ungemein verantwortungsvolle und Zeit raubende Tätigkeit. Gewiß, das meiste Zeug gehörte auf den Mist oder in den Müll oder auf den illegalen Feuerplatz am Hang hinter der Scheune. Aber was sollte Franz beispielsweise, als er ihn endlich, nachdem seine Mutter gestorben war, herausgeschafft hatte, mit dem alten, dem langen, zweifellos schäbigen Küchentisch tun? Immerhin hatten an diesem Tisch seit seinem Urgroßvater alle seine unmittelbaren Vorfahren gegessen; Herta nicht zu vergessen. – Und was war mit der Zigarre, die Ohm Johann Anno 54 unter die Handdreschmaschine gerollt war? Durfte ihr beim Räumen wiedergefundener strohiger Rest in den Müll oder war sie eine bewahrenswerte Familienreliquie? Und das Geschirr mit dem Goldrand von Tante Berbel? Und die Postkarte mit Adolf auf der Briefmarke? Das Kleiderdepot der ausgebombten Schulzens aus der Stadt? Die erste Nachkriegssofagarnitur von Dr. Jacobis? Der rostende Vorkriegstraktor? Die Wannmühle? Drei Wendepflüge? Dreschflegel & urtümliches Handwerkszeug? Opas Spezialsense?! Ochsenjoch & Kummet? Eine Palette mit Spiegelmagazinen: von der Kubakrise bis zum Rücktritt Helmut Schmitts? Ohm Johanns Küchenschrank mit Inventar von dazumal? ... Zeug eben. – Eine zweite Scheune wäre nötig gewesen, um die vielen Unersetzlichkeiten aus dem Weg zu räumen & aufzubewahren. – Mit hoch beladenem Anhänger begann Franz während der Sommerhalbjahre an den Sonntagen, bald auch an dem einen oder anderen der Samstage, die Flohmärkte in den Kirchdörfern der Gegend dort oben, gelegentlich auch in einigen der Städte dort unten am Fluß zu besuchen. Sein Geschäft mit dem Zeug nahm Fahrt auf, denn, wie gesagt, die Leute damals hatten Sehnsucht nach einem Stück Behaglichkeit aus der Vergangenheit. Aber die Scheune leerte sich in Folge der Verkaufstouren nicht, denn Franz war nicht der einzige, der auf die Idee gekommen war, seinen Sperrmüll zu versilbern. Abends, wenn ein Flohmarkt zu Ende ging, hatten die Frauen (denn meist

verkauften Frauen auf den Märkten ihr altes Zeug) oft nicht ausverkauft. Aber das einmal aussortierte und zu Märkte gefahrene Zeug wieder heimzupacken hatte so eine Frau oft keine Lust. Also ward Franz, der diesbezüglich nicht *Nein* sagen konnte, abendlich beschenkt: mit seinem Anhänger brachte er von den Flohmärkten oft mehr Zeug heim, als er morgens weggefahren hatte. All das Zeug war ja zu schön, um einfach so weggeworfen werden zu dürfen; kommendes Wochenende schon konnte es versilbert werden, bis da hin ließ es sich in der Scheune lagern oder, wenn schon wieder Herbst war, in ihr überwintern, um im Frühling wieder auf die Märkte gefahren zu werden. Franz fand Gefallen am Schachern. In einem der folgenden Jahre begnügte er sich nicht mehr damit, bloß an seinen Wochenenden über Flohmärkte zu tingeln, sondern begann zeitgemäße Handelswege zu nutzen. Er bot sein Zeug im Internet an; um Werbetexte zu entwerfen & Fotos zu posten, um Angebote zu vergleichen & angemessene Marktpreise zu ermitteln, mit Konkurrenten Kollegen Kunden zu kommunizieren, verbrachte er wie weiland Herta mit Büchern die Nächte vor dem Bildschirm. Aber im weltweiten Netz konnte er nicht nur sein Zeug loswerden: unabsehbare Schätze von Zeug harrten dort ihres Finders. Ein Klick genügte, um im weltweiten Geschäft einzutauchen & mitzuspielen & Zeug zu verschieben. Indem er im virtuellen Raum verkaufte & kaufte spielte er nächtelang das weltumspannende Nullsummenspiel. Geld & Zeug andauernd bewegend wurde er weder reicher noch seine Scheune leerer. Sein Hof veränderte sich, ohne deshalb geordneter zu werden.

Während unser Franz, heimgekehrt aus dem Büro, all seine Feierabende hindurch seine Scheune auf- & aus- & umräumte, fand er sie alljährlich wieder überfüllt mit Zeug. In jedem Frühjahr begann er neuerlich, Platz für sein Multifunktionshallenprojekt zu schaffen. Doch anstatt seine Erblast zu stemmen, versank unser armer Franz mit den Jahren, während derer er sich plagte, das Leben der Normalen zu führen, bis über beide Ohren im Zeug & den daran klebenden Aufgaben. Schließlich & endlich versank er vollkommen in der zeitgemäßen Erneuerung seines Erbhofes, der Verwandlung der Scheune in eine Halle, dem Ausbau des Schuppens in Doppelhaushälften, dem Umbau seines Wohnhauses, den Flohmärkten samt dazugehörigen Weibereien. Früher aber, so erinnerten sich damals noch einige der in die Gegend dort oben Egeborenen, soll auch Franz den Mädchen nachgegangen sein. Und vorher noch soll auch er als Knabe einfach so und ohne jeden Grund lustig gewesen & fünf grade sein gelassen und sich seiner selbst gefreut haben. In seinen frühen Jahren belustigte seine Kauzigkeit, in Fortsetzung von Hertas Merkwürdigkeiten, die Leute in der Nachbarschaft. Anders als seine Mutter, die lebenslänglich mit sich und ihrer Seinsweise einverstanden gewesen war, hielt jedoch Franz das Gelächter der Leute nicht aus. Vielleicht wurde er deshalb schließlich besessen von dem Gedan-

ken, durch Sachen und aus Dingen und mit Zeug sein Glück zu machen. Denn damals umgaben sich die Menschen in unserem Land mit möglichst vielen Dingen. Und Franz besaß sogar eine Scheune, die er bis unter das Dach mit Krims & Krams vollstopfen konnte. Bald fand der arme Tropf aus seinem selbstgemachten Teufelskreis von Zeug & Kram & Krims nicht mehr heraus. Im Verweisungszusammenhang seines Zeugs ging er auf oder unter, wer kann das schon genau sagen. Schließlich stapelten sich bis unter das Dach seiner Scheune das Zeug & der Krams, in seinem Kopf verwies all das Zeug immer wieder nur auf Kram und dieser auf Krims und jenes auf Zeugs, welches sich wiederum auf Kram bezog. Hin & Her verschob Franz in seinem Scheunenkopf Zeug von dort nach da & von da nach hinten & von hinten nach vorn, von oben nach unten & unten nach oben und immer weiter rund herum im teuflischen Kreis. Gewissermaßen steckte er fest in einer permanente Revolution. Einen der Käuze auf der Straße erinnerte sein Teufelskreisen an das Hütchenspiel des Polen am Bahnhof nach der Grenzöffnung. Im ziellosen Kreisen leerer Kisten & gähnender Kästen voll Zeug wird schließlich & endlich so ein Mensch selbst zu einem Ding unter Dingen, schließlich & endlich wird unser Menschentum zwischen Mühlsteinen aus Kram & Zeug zu Staub zermahlen. Über diese Ausweglosigkeit könnte einen gelegentlich ein Gedicht hinaus führen. Gewiß führt einen das Gedicht ebenso wie die Liebe oft auch im Kreis herum, aber der wäre wenigstens keiner des Teufels. – Gelegentlich wuchs unserem armen Franz das sich wie auf wundersame Weise in seiner Scheune sammelnde Zeug vollends über den Kopf: in einem Anfall von Arbeitswut schichtete er dann jenen Kram, den er gerade zu fassen kriegte, zu einem hohen Müllhaufen, den er verbrannte. Unterhalb der Scheune entstand auf der Wiese, wo in guten Tagen Hertas Schafe geweidet hatten, der Brandfleck: ein Ort der Müllverbrennung. In jenen späten Jahren verpestete der Gestank verglimmender Plasteteile immer wieder die Luft im Dorf. Aber das Feuern half nicht. Wie von selbst füllte sich die vermaledeite Scheune mit Zeug. Es war, als zöge unser Franz das Zeug an, sein Leben lang kämpfte der arme Kerl gegen den ihn verfolgenden Müll. Doch sein unablässiges Mühen blieb fruchtlos. Franz, der nimmer Ruhe fand, war anscheinend verdammt: wie viele seiner Zeitgenossen mußte auch er immer weiter Müll anhäufen und verbrennen und anhäufen und verbrennen. Wie viele der damals Besitzenden verpestete auch Franz den Leuten in seiner Nachbarschaft die Luft zum Atmen. Aber die Zeit, da sich Käuze auf der Dorfstraße trafen, war ja längst vorbei.

Während sich also im Hintergrund Jahr für Jahr seine Scheune auf wundersame Weise leert & füllt & leerte & füllte, weshalb er mit ihrer Ordnung nie fertig wurde, hatte er für teuer Geld das Wohnhaus um Herta herum behutsam umbauen lassen. Denn seine Mutter sollte selbstverständlich unter den Baumaßnahmen (Veränderungen sind bekanntlich für Greise

schlimm) möglichst wenig Leiden. Als Handwerker anrückten, weil die vergilbte Küche dran war, wurde Herta zum Essen & Lesen in das Klavierzimmer gesetzt; als ihr Schlafzimmer fällig war, wurde ihr ein nagelneues, auf Knopfdruck verstellbares Bett in das Klavierzimmer gestellt. Nachdem im folgenden Sommer die Fußböden und Wände, die Installationen und die Leitungen in Flur & Bad und dann den Zimmern des oberen Stockwerks gemacht worden waren, mußte sie nie mehr nach oben in ihr neuerdings blendend geweißtes Zimmer zurück; des Treppensteigens ward sie für alle Zukunft enthoben. Aber als ihr Klavierzimmer samt Fußboden und Fenstern auf Vordermann gebracht wurde, mußte sie mit Bett und Klavier einige Monate hindurch in der glänzend gefliesten und neuerdings fußbodenbeheizten Einbauküche wohnen. Aber auch diese unbequeme Epoche ihres Lebens ging vorüber, schließlich fand sie mit Bett Tisch Fernseher ihr letztes Quartier in dem rundum erneuerten und neuerdings zentralbeheizten Klavierzimmer. Da Herta, wenn sie nicht schlief oder aß, in Erzählungen aus der Vergangenheit, in den ihr vertrauten Klangfolgen des Klaviers oder im von jeher gewohnten Lesen und wieder Lesen (denn neuerdings vergaß sie das auf einer Seite gelesene beim Umblättern) lebte, da sie also im Geistigen lebte, beängstigte sie die Verwandlung ihres letzten Zimmers nicht.

Nach Hertas Ableben eröffnete Franz ein regelrechtes Geschäft. Er investierte: er kaufte statt des altgedienten einen rot bespannten Anhänger, einige Klappische mit Stühlen, einen Sonnenschirm so weit zu spannen wie ein Zelt, mit schwarzem Samt ausgelegte Birkenholzvitrienen und einige Kisten voll Schmuck: Magnetschmuck, so hatte ihm der Zwischenhändler in einem persönlichen Gespräch auf Treu & Glauben versichert, würde in der kommenden Saison der letzte Schrei, der Renner auf dem Markt der Eitelkeiten werden, garantiere somit, beherzt investiert: ein topp Geschäft. In jenem Frühling fuhr Franz an seinen Wochenenden also mit dem roten Hänger morgens vom Hof und auf die Flohmärkte, um dort seinen einladend bunten Stand aufzubauen, um nebst ein wenig Krims & Krams aus der Scheune seinen Magnetschmuck auf Klappischen zu präsentieren und in Vitrienen Finger- & Ohrringe feilzuhalten. Einer der Weiber, der Flohmarkterfahrenen Arabella, mit der er beim Verkauf ihrer aus buntbestickten Stoffen selbstgenähten Handtaschen ins Fachsimpeln gekommen war, hatte Franz für 20% Gewinnbeteiligung sein Scheuneninventar zum verhökern überlassen. Denn die Scheune mußte ja nun einmal irgendwie leer werden. Und er war sie los, so glaubte er. Mit Hilfe ihres Partners, jenes der Landessprache ohnmächtigen Wanderers, der jedoch zum Herumräumen von Zeug erstaunlich befähigt war, holte Arabella nun alle paar Wochen einen Transporter voll handverlesenem Kram aus der Scheune, um damit, ergänzend zu ihren bestickten Taschen, auf den Flohmärkten ihr Geschäft zu machen. Was zu verkau-

fen ihr nicht gelang, stellte sie mit etwas Sperrmüll, den zu entsorgen sie irgendwem für eine kleine Gebühr zugesagt hatte, wieder in die Scheune zurück, und wählte anderen Kram zu ihrem Verkaufsglück. Zum Jahresende übergab sie gemäß einer umständlichen Abrechnung Franz seine Gewinnbeteiligung. Genau genommen hatte er neben seinem Bürojob und dem Umbauprojekt nun schon zwei eigene Geschäfte am laufen. – Das war der Einstieg ins geschäftige Leben. Franz hatte, obwohl es für ihn wenig mehr denn ein Nullsummenspiel blieb, leidenschaftliches Gefallen am Schachern und Händlern und Geschäftemachen und Aufträgeerteilen und Herumwuseln und Telephonieren. Über die Märkte zu tingeln und Zeug zu verhökern empfand er bald als seine Berufung. So hoffte er auch sein der Bank verpfändetes Einkommen aus seiner anzugsmäßigen Anstellung durch zusätzliche freiberufliche Einnahmen zu ergänzen, um seine Lebensaufgaben zu erfüllen. Unbedingt müsse er, so glaubte er, denn angesichts der weltweiten ökonomischen Schachereien der großen Spieler bot eine einzige Einkommensquelle keine ausreichende Sicherheit für langfristige Lebensprojekte, also müsse er sich wirtschaftlich auf ein zweites, womöglich drittes Bein stellen, wolle er ökonomisch zukunftsfähig sein, um in ihr, der Zukunft, wohlmöglich ein zeitgemäßer Landesherr zu werden. Eben deshalb hatte er seine Schacherei mit dem flohmarktfähigen Kram aus seiner unerschöpflichen Scheune an Arabella abgegeben (*delegiert* sagten die Geschäftemacher damals), damit ihm Zeit & Kraft bleibe, ein *richtiges* Geschäft aufzubauen: den weltweiten An- & Verkauf von modischem Schmuck. Das Schmuckgeschäft war dank Internet & Billigfliegern endlos ausbaufähig. Seine Geschäftsidee, diese seine Überzeugung lebte er, war vorzüglich: dank billiger Arbeitskraft am anderen Ende der Erde versprach Schmuck hierzulande von Jahr zu Jahr den Verdienst von mehr & mehr Geld; an Stelle des alten Krams aus der Scheune verhandelte er nun schöne Dinge; sogar Gold konnte er als Schmuckhändler zum Tageskurs erfreulich fair ankaufen. In der damaligen ökonomischen Misere, auch daran glaubte Franz felsenfest, würde das altehrwürdige Edelmetall zwangsläufig unaufhaltsam im Wert steigen, weshalb er es jederzeit gewinnbringend weiterverkaufen könne. Schmuck & Gold sind krisenfest: gerettet! Franz meinte festen Boden unter den Füßen zu haben. Und! Zwei Fliegen mit einer Klappe: sein neues Schmuckgeschäft bedeutete anhaltende Begegnung mit Frauen. Was konnte für einen alternden, jedoch immer noch unruhigen Junggesellen wünschenswerter sein? Denn natürlich waren es vornehmlich Frauen, die an seinem Stand stehen blieben, um leicht vorgeneigt und sachkundig interessiert seine Auslagen zu überblicken, da und dort zu berühren, dies oder das durch ihre schmalen spitzen kühlen Finger gleiten zu lassen, lächelnd den einen oder anderen Satz bezüglich des Herkommens dieses Steines oder der Machart jener Brosche, der Qualität einer Legierung, der Kunstfertigkeit

eines Herstellers zu wechseln und dabei natürlich wie beiläufig gesagt zu bekommen: daß genau dieser Stein in genau jener Silberfassung genau diese Augen- oder Haar- oder Joppenfarbe unvergleichlich schön ergänze: offenbar müsse das Schmuckstück ausschließlich für diese Eine der Frauen geschaffen worden sein. Franz verstand die Frauen zu bereden. Ohren, Hälse, Dekolletés, rosige Wangen & glitzernde Blicke galt es, geschäftlich wohlbe-gründet, ausgiebig in Augenschein zu nehmen, ein- & abzuschätzen, schließlich aufzupolieren. Andauernd begegneten unserem Franz nun Frauen und lächelten ihm über Perlen aus buntes Glas hinweg zu. Sein Schmuckgeschäft mit Messingringen, Silberreifen, Kupferbroschen, phantasiereichen Ohrgehängen aus farbigem Kunstharz oder bunten Blechen, mit glitzernden Kettchen oder kubischen Formen gedieh.

Um sein Flohmarktgeschäft mit Schmuck, daß bei allem Wachstum unter dem Strich ja doch wenig mehr denn ein Nullsummenspiel geblieben war, zu erweitern, richtete Franz in einem der Jahre im Eingang zu seiner Scheune einen Laden ein. Es wurde keiner dieser Hofläden, in denen es damals Milch, Gemüse, Salat, Kartoffeln oder Fleisch aus eigener Schlachtung als Alternative zu dem genormten Zeug in den Supermärkten zu kaufen gab, sondern ein Schmuckladen; die alte Scheune wurde zur „Schmuckscheune“. Bei seinen alljährlichen Aus- & Umräumaktionen war es unserem Franz in einem unglaublichen Kraftakt gewaltiger Selbstverbrennungen tatsächlich irgendwann geglückt, in der Scheune eine Fläche von etwa der Größe eines bürgerlichen Neubauwohnzimmers freizuräumen, sie mit Gipskartonplatten auf Lattengestell gegen das umherstehende Zeug abzugrenzen und behaglich herzurichten und vielversprechend auszuleuchten. Die Nachkriegssofagarnitur von Dr. Jacobis, mit bunten Berberstoffen aus Lydias Laden überzogen, bildete als kuschelige Sofaecke das Zentrum der Schmuckscheune. Der nierenförmige Beistelltisch von Tante Bärbel, frisch in wäßrigem Öko-Orange gestrichen, bot den Gästen allzeit griffbereit Gebäck Getränke Schmuckbroschüren Frauenzeitschriften wie beim Friseur. Auf zwei Reihen Klappischen und in einigen Birkenholzvitruinen prangte Modeschmuck aus aller Herren Länder. Zwei Schaufensterpuppen mit spitzen Brüsten im Kostüm der wilden Zwanziger waren von der Stirn bis zu den Knöcheln behangen mit Kettchen und Spangen und Blechen und Glitzerkram aller Art. Seitlich dezent im Hintergrund stand ein groß glänzender Kühlschrank, daneben der unvermeidlich gewordene Kaffeeautomat. Der Knüller für die Herbst- & Wintertage bis in ihre Abende hinein war, der Sofaecke gegenüber, ein Kaminofen mit echtem Feuer: der zog gewisse Weiber an wie Licht die Motten. Franz hatte sich in seiner Scheune tatsächlich einen gastfreien Raum erschaffen: in behaglicher Atmosphäre sollten mit Getränken & Knabbereien verwöhnte Besucherinnen vergessen, daß sie zum Kaufen da waren. Auf diese Weise hoffte er immer wieder neuen Frauen zu

begegnen, die, durch den verwunschenen Zauber der Schmuckscheune angelockt, sich ihm, dem Herren des Schmuckes, zuwenden, um mit ihm über bunte Geheimnisse zu plaudern, auf das er sich ihrer Gegenwart und ihres Blickes und ihres Geldes erfreue. Und es kamen viele der Frauen, die auch bei Lydia verkehrten, um Mal was anderes zu haben. Jedoch kamen die meisten der Kundinnen nur vor jenen wenigen Feiertagen, an denen etwas zum Verschenken gebraucht wird. Um ein florierendes Geschäft mit einer Schar alltäglicher Laufkundinnen zu werden, stand die schmucke Scheune auf einem allzu abgelegenen Hügel. Leider konnte Franz seine Scheune nicht einfach abreißen, um sie an einen kundinnenfreundlichen Standort im Kirchdorf oder gar in eine der Städte am Fluß zu verpflanzen.

Aus der Multifunktionshalle konnte natürlich vorerst nichts werden. Aber dank seiner Kreditwürdigkeit als Grundbesitzer, seiner beeindruckenden geschäftlichen Initiative als Schmuckhändler und dank der Umschuldung des laufenden Kredites konnte er ein Bauunternehmen damit beauftragen, im Hintergrund Hertas alten Kuhstall in ein modernes Doppelhaus zu verwandeln. Das war teuer, gewiß, aber langfristig, daran glaubte Franz felsenfest, würde es sich rentieren; außerdem finanzierte sich der Umbau wie von selbst, da die durch die Baumaßnahmen erzielte Wertsteigerung sogleich der Bank als Sicherheit diente und ihr auch die zu erwartenden Mieteinnahmen auf unabsehbare Zeit zustanden. Franz hatte genau genommen mit dem entstehenden Doppelhaus so gut wie Nichts zu schaffen und konnte sich auf sein eigentliches Geschäft, den weltweiten Handel mit Schmuck, konzentrieren sowie nebenher den Umbau der Scheune vorbereiten. Jedenfalls hatte Franz alle Hände voll zu tun & kannte keine Pause: sobald er aus seinem Büro heimkehrte, war er rundum beschäftigt: in der Scheune umbraust von motorisiertem Gerät, im Haus oder auf dem Hof am Handwerken oder geschäftlich auf Achse oder auf nächtelanger Suche im Bildschirm oder mit überlegenem Lächeln in der Sofaecke thronend als Herr des Schmuckes und Hüter seiner Geheimnisse. Und die eine oder andere Frau in der Stadt, ja, die kostete ihn auch Zeit und Gedanken, erforderte Bewegungen, für die er eigentlich keine Zeit hatte. – Vielleicht hatte er, der doch als Hertas einziger Liebling & Hoferbe in die Welt getreten war, für den doch der ganze Hof gemacht & auf den doch das ganze Erbe seiner Sippe fallen mußte, bei seinen zahlreichen Projekten nicht richtig bemerkt, daß er versäumt hatte, eigene Erben in die Welt zu setzen, für die sich seine nicht enden wollenden Sorgen & Mühen vielleicht hätten lohnen können. Genau genommen plagte sich Franz mit seinem Erbhof für Nichts, oder doch für annähernd Nichts, nämlich für jene anonymen Verwandten, deren buckelige Gestalten & öden Gesichter schon Herta hatte kommen & gehen gesehen, die jedoch seit dem Beginn des vergangenen Jahrhunderts, da der Hof keinen männlichen Erben hervorgebracht hatte, unentwegt im Hintergrund standen & auf

das Erbe lauerten. Vielleicht aber spürte Franz doch in einem Winkel seines Gemütes, daß seine endlosen Mühen vergeblich bleiben mußten, weshalb er, um seiner eigenen Wahrheit nicht unvermittelt ins Gesicht zu sehen, in pausenloser Tätigkeit sein Erbe verjuxte.

Rückblickend läßt es sich nicht anders sagen: Franz hatte unter großen Mühen mit rastloser Arbeit sein Erbe verjuxt. Manch Einer in der Gegend dort oben hatte das seine versoffen, gewiß; Franz aber hatte es mit geringerem Spaß & größerem Aufwand durch seine Wirtschaferei verscherzt. Seit seiner Heimkehr hatte er Jahr für Jahr durch seine Investitionen in wirre Projekte sein Anwesen überschuldet; schließlich gehörte es der Bank. Sein Erbhof: der sanierte Altbau einschließlich Reinhardts und Konradins Hütten, die schmucke Scheune und das beinahe fertige Doppelhaus nebst verschiedener Weiden um Hertas Dorf herum drohten mangels Zinstilgung meistbietend verkauft werden zu müssen. Franz, einem zähen Bauerngeschlecht entstammend, hatte bis zu Letzt auf seinem Hof durchgehalten und für dessen Erhalt gearbeitet. Als trotzdem oder ebendeshalb der Termin für die Zwangsversteigerung gerichtlich angeordnet worden war, war für Franz anscheinend das Schlimmste überstanden, anscheinend hatte er sich in sein Geschick gefunden und nach schweren inneren & äußeren Kämpfen seinen Frieden mit dem ihm bevorstehenden Verlust gemacht. Wenn alles versteigert und somit die Schulden beglichen sein würden, dann wäre, so ließ sich Franz auf der Straße gegenüber Robert oder Reinhard oder einem anderen der Käuze hören, dann wäre er endlich den Mühlstein um seinen Hals los, dann könne er endlich ledig der Last seines Erbes ein neues, ein unbeschwertes Leben beginnen. Wie letzteres Aussehen solle, wußte er noch nicht genau. Jedenfalls drohte wieder eine Heimat, die mit großem Aufwand verhäßlicht worden war, zerstört zu werden. Vielleicht müssen Heimaten zerstört werden, damit wir Menschen uns nicht einwurzeln und zu glauben beginnen, hienieden beheimatet zu sein. Unbehaustheit geziemt Sterblichen. „Bleibt trotzdem der Erde treu!“, hatte ihnen in den Wochen, bevor er aus der Gegend weggezogen war, Friedrich bei jeder Gelegenheit zugerufen. – Gewiß, lieber Friedrich, doch weißt du genau, daß für einen kauzigen Leser oder Waldgänger oder Gärtner oder Tagelöhner und Tagträumer seine Hütte kein ungebührlicher Luxus ist, sondern sie ist sein Standbein in der Welt, ohne das er schon zu Lebzeiten verloren wäre. Und seitdem die Wälder gerodet sind, kann der Wanderer nicht einfach weiterziehen, um sich andernorts niederzulassen und eine neue Hütte zu beginnen. Für Gewöhnlich muß er in jener bleiben, die ihm nun einmal zugefallen ist. Manch Kauz sitzt in seiner Hütte wie in einer festen Burg, um die herum die Welt in rastloser Tätigkeit verarbeitet & zerstört wird. – Eigentlich hätte auf Hertas Hof alles in Ordnung sein können. Franz hätte in seiner Scheune seinen erlernten Beruf ausüben und ohne alle Zinsknechtschaft in seiner kleinen Schreinerei halb-

schwarz werkeln können, um am Rande der gewaltigen Werkstättenlandschaften so nebenher seine weltlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Alles Übrige: Haus & Hof & Wiesen & Felder & einen Streifen Holzung & also reichlich Traumzeit hat er ja geerbt. Gewissermaßen war er ins Sattte hineingeboren worden. Und beim leidigen Broterwerb durch Schreinern hätte ihm Reinhard bei Bedarf & Gelegenheit für einen günstigen Tageslohn gewiß ausgeholfen, und Konradin hätte ihm mit kundigem Rat beigestanden. Nebenbei hätten die Kammeraden den Schuppen mühelos herrichten können, in ihm hätten dann für kleines Geld zwei oder drei weitere Menschen Obdach finden können. Dann hätten die sechs oder sieben, vielleicht bald acht oder neun Leute ohne jedweder Einmischung durch Ämter oder Banken oder Arbeitgeber oder andere Obrigkeiten auf Hertas Anwesen eine kleine Gemeinschaft bilden können, inmitten derer Franz als Oberhaupt wie weiland ein gnädiger Landesherr hätte geehrt und geachtet und allseits begrüßt werden können von den Menschen, denen sein ererbter Besitz die Möglichkeit hätte bieten können, ein freies Leben zu führen. So einfach wäre es gewesen, auf Hertas Hof gemeinschaftlich zu leben und den Zumutungen der Außenwelt zu trotzen, wäre unser bedauernswerter Franz kein Versager geworden. Statt der möglichen Freiheit für einige Menschen drohten nun auch auf dem ererbten Grund & Boden unseres verunglückten Kauzes unerbittliche ökonomische Gesetzmäßigkeiten die Herrschaft zu übernehmen. Dieser Ruin war nicht wirtschaftlich, er war seelisch begründet, denn unser Franz war von Gemütswegen der Freundschaft unfähig. Wer nicht in seinen Plan paßte, den konnte er nicht gebrauchen, wen er nicht verzwecken konnte, stieß er von sich. Von dem Drang nach Geltung in der gewöhnlichen Welt getrieben, kreiste sein Fühlen & Denken & Vorstellen ausschließlich um seine eigenen Hirngespinnste: um seinen Hof, seine Scheune, seinen Stall, seinen Schmuck, seine Geschäfte, seine Weiber. Wie aus vielen der Menschen der damaligen Zeit war auch aus Franz ein leeres Ich geworden. Unser verunglückter Kauz wurde unfähig, sich selbst genügend zu empfinden, um sich seine eigenen Wünsche zu erfüllen, also mußte er fremden, ihm vorgemachten Wünschen folgen, in deren Dienst er sich verlor. Wie so viele Menschen der damaligen Zeit, nahm auch Franz Schaden an seinem Gemüt.

Als sein 55ter Geburtstag drohte, hatte Franz, anstatt sein ihm angeborenes Gemüt zu bilden und somit zu entfalten, seinen Kopf vollends mit Zeug ausgefüllt. Anstatt an sich selbst zu bauen, hatte Franz unentwegt seine Scheune aus- & eingeräumt. Ihr Krims & Krams stand in seinem Gemüt bis unter das Schädeldach, sein Hirn durchzog ein verworrenes Netzwerk zeughafter Bedeutungen, deren Wirrwarr in seinem Gemüt anderen Beziehungen kaum Raum ließ. In dieser Hinsicht war er tatsächlich so normal geworden, wie die Vielen und die Vielzuvielen seiner Zeitgenossen. Das war nun nicht mehr zu korrigieren. Seine Zeit war gewesen. Hertas Franz hatte

sich verloren. Was auch immer er in dem ihm verbleibenden Leben tun würde, freudiges Behagen würde er nicht mehr finden. Er, der auf seinem Erbe sorgenfrei & geachtet wie weiland ein Landesherr hätte leben können, wenn er gewagt hätte, er selber zu sein, hatte lieber mit den normalen Leuten *deren* Spiel, ein ihm fremdes Spiel spielen wollten. Deren Spiel zu spielen kann niemandem von uns gelingen. Denn sie lassen Einen nicht mitspielen, wenn man nicht von Natur aus ihren Stallgeruch hat und von Hause aus zu ihnen gehört. Ein geborener Kauz wie unser Franz verspielt unweigerlich bei seinem Versuch, zu ihnen überzulaufen, mit seinem Erbe sein Leben. Wer sein eigenes Kautzum verweigert, beschädigt sein eigenes Gemüt. Bei seinem verunglückten Lebensversuch, sich aus Hertas Schatten herauszuarbeiten, meinte Franz andauernd irgend etwas wollen zu müssen, möglichst etwas Neues wollen zu müssen, jedenfalls Anderes und angeblich Besseres als er hatte oder war oder ihm zukam meinte er unbedingt wollen zu müssen, um dadurch in den Augen der Anderen wer zu werden. Darin war er ein Kind seiner Zeit. Unfähig stillzustehen oder wenigstens zu sitzen und sich seines Daseins zu freuen, verwendete er jeden seiner wachen Augenblicke an äußere Zwänge, die seine Seele verunmöglichten, sein Gemüt zerstörten, und ihn schließlich auch wirtschaftlich ruinierten. So scheiterte auch auf diesem Hof in der Gegend dort oben die Brüderlichkeit.

Die beiden waren einst Freunde gewesen. Damals, als während unserer Jugend unser aller Mutter Herta offene Küche gehalten hatte, hatten beide einiges zu bereden gehabt. Nach Franzens Heimkehr von Übersee, gingen ihre Wege auseinander. Seitdem Franz, der sich ja vorgenommen hatte, normal zu werden, sich vollauf in geschäftlichen Händeln verzettelt hatte, ärgerte ihn der Lebenswandel seines müßigen Mieters wie eine peinliche Frage. Also ging er seinem leibhaftigen Widerspruch möglichst aus dem Weg. Denn ganz anders als Franz saß Reinhard bekanntlich gerne still bei sich vor oder hinter der Hütte, er mochte und achtete sich selbst, bereitete sich auch deshalb mit Freude kleine Mahlzeiten und aß sie auf, gönnte sich auch täglich sein Quantum Bier oder Wein und andere vollkommen unnötige Leckereien, mitunter war er grundlos heiter bis vollkommen lebensfroh, er liebte seinen Garten ebenso wie seinen Beruf: das Sitzen & Sinnen & Lesen, sein Träumen, Vorstellen, seine Gedanken- oder Spaziergänge, sogar an seinen eigenen Texten hatte er Gefallen. Abgesehen von einem Weib fehlte ihm zu seiner Vollkommenheit nur genügend Geld, oder wenigstens eine schlichte Erwerbsquelle, um es gelegentlich nebenher zu verdienen, um nicht zu darben. Aber über dergleichen Mängel machte er sich keine ernsthaften Gedanken, wahrscheinlich interessierte ihn Geldverdienen nicht wirklich, denn er hatte das Zeug, um glücklich zu sein. Und bekanntlich ist der Gott ja im Liebenden und nicht im Geliebten, womit sich auch der Weibermangel erledigt. Mitunter sang Reinhard, der sich, eine annähernd immaterielle Existenz

führend, in einer eigentümlich geistigen Sphäre eingerichtet oder doch in sie zurückgezogen hatte, lauschend, was Franz verwirrte: Was gab es in dieser Ärmlichkeit zu singen? Aber ebenso wie die Alten und ganz Alten wußte Reinhard, daß klares Wasser, aber auch reine Luft und säuselnde Stille und natürlich guter Schlaf das Beste sind. Franz aber, der sich selbst fremd geworden war, und der natürlich schon als Knabe vor der allmächtigen Herta Heimlichkeiten zu hegen gewohnt war, verheimlichte seinem früheren Freund seine weitgesteckten Bau- & Lebenspläne. Denn er fürchtete das schallende Gelächter, das gelegentlich aus Reinhard's Hütte zu hören war, wie einen Schlag ins Gesicht. Lächerlich zu sein ist zwar allzumenschlich, aber unser Franz hielt sich nur insgeheim selber für eine lächerliche Gestalt, und meinte, obwohl ein geborener Kauz, seine Einsicht in sich vor sich so gut es eben ging verbergen zu müssen, weshalb er von Niemandem an sich erinnert werden wollte. Da er seine Lächerlichkeit nicht aushielt, flüchtete er vor sich selber: die vormals vertrauten Gespräche der beiden ungleich gewordenen Käuze hörten auf. Obwohl Franz mit der Zeit dem möglichen Bruder oder doch Kameraden von Nebenan zu grollen begann, hinderte ihn nach seiner Mutter Ableben eine unbestimmte Scheu das für Reinhard so günstige Mietverhältnis zu kappen. Reinhard ahnte jedoch nicht, das Franz sich während seiner letzten Jahre in seinem Herzen fest vorgenommen hatte, sobald er überschüssige Zeit haben würde, Reinhard's Hütte von Grund auf zu modernisieren, um dadurch den Taugenichts zu vertreiben und endlich seinen leibhaftigen Widerspruch los zu sein. Kautzum ist nun einmal im Guten wie im Schlimmen eine Bürde, die ertragen werden will.

Was einige der Käuze, die Franzens endlose Umtrieblichkeit von der Straße her oder aus der Nachbarschaft beobachteten, erstaunte, war, daß jedes Mal, wenn er in jenen Jahren wieder einmal nicht weiter wußte und nicht weiter kam und seine Scheune samt Hof im Durcheinander zu versinken drohten, wie aus dem Nichts ein halbes Dutzend Frauen erschienen, um wie die Heinzelmännchen in Windeseile seine Scheune aufzuräumen, die Sofaecke herzurichten, Leckereien auszulegen, den Kühlschrank zu füllen, den Kaffeeautomaten zu bedienen, Franz aufzumuntern und den Schmuck nebst bestickten Handtaschen und anderem Kram zum Verkauf zu ordnen und andere Frauen zum Kaufen zu verführen. Woher sie alle kamen und wieso die Weiber das taten, war den Käuzen unverständlich, weshalb sie es gelegentlich untereinander beredeten, so sie einander auf den Wegen begegneten. – Immerhin gab es viele überzählige Weiber in der Gegend, aus den Städten geflüchtet hatten sie dort oben regelrechte Kolonien aus Weiberhaushalten gegründet. Aber obwohl Franz ein gutgebauter & beerbter Mann in sogenannten mittleren Jahren war, war sogar von einer der hilfreichsten Weiber mehrfach zu hören: den wolle sie auch nicht geschenkt haben. – Wenn es

das nicht war, warum also kamen immer wieder Weiber, um sein Chaos vorübergehend zu ordnen? – Das sei nicht bloß weibliches Mitleid für den Bur-schen. Bei Franz – diesen kauzigen Gedankengang entwickelte Pater Michael beim abendlichen Wein – fänden die Weiber immer wieder eine Lebensaufgabe. Die tatkräftige Beteiligung an der Verwirklichung seiner abenteuerlichen Geschäftsideen gebe den entlaufenen Weibern auf ihrer eigenen Sinnsuche nebst endlosem Gesprächsstoff eine vorübergehend unabschließbare Beschäftigung. Beim endlosen Aufräumen von Haus & Hof & Scheune fänden sie einen Zweck für ihr Dortsein. Einen Zweck zu haben sei aber für viele Leute beinahe so gut wie einen Sinn, wie sie Pater Michaels Gott damals nannten. Franz gebe also mit seinem Wahn einer Vielzahl von Weibern Sinn! – Im ersten Jahr kam beispielsweise das zugezogene Pärchen wohlversorgt alternder Weibchen mit ihrer gleichgesinnten Nachbarin zur Linken und mit Titania, der Eselzüchterin vom gegenüberliegenden Hügel, um Franzens Schmuckgeschäft professionell ans Laufen zu bringen. Mit endlos sich wiederholenden Schleifen, Bögen, Arabesken, Schnörkeln & Leckereien aller Art schmückten sie gefühlvoll die Scheune aus. Schnatternd, flüsternd, geifernd, klagend erteilten sie einander und unserem Franz guten Rat. Alles wurde schön und endlich waren sie nicht mehr allein. Im folgenden Frühjahr erschienen, dem verrauchten Budenzauber von Lydias „Begegnungsstätte“ entsprungen, Helga, Ursula, Paula und Clara auf dem Hof, um ihn mit Blumen, Gesang und weiblicher Heiterkeit zu beleben und sich des Schmuckes zu freuen. In der Vorweihnachtszeit, in der die allgemeine Schmuckbedürftigkeit besonders groß ist, genoß es Franz, dem flackernden Kaminofen gegenüber sitzend, im Kreise der Weiber in der Sofaecke zu versinken. Im folgenden Jahr nahmen Agnes, Vreni, Uta, Isabella und Sabine, gelegentlich auch Christine & Angela das Heft auf dem Hof in die Hand. All die eifrigen Weiber scheuten weder Zeit noch Kosten; dank ihrer weitreichenden Kontakte verlockten sie zahlreiche Kundinnen aus Nah & Fern in die Scheune. Wie behext florierte unter ihrer Ägide das Schmuckgeschäft während jenem Sommer über den Herbst bis in den Winter hinein, weshalb sich Franz im folgenden Frühjahr zu weitreichenden Investitionen in weltweite Ankäufe ermuntert sah. Sogar die Eröffnung einer Scheunenfiliale in der Stadt am Fluß wurde in die Wege geleitet. Aber trotz der Weiber Hilfe trug sich sein Schmuckgeschäft nicht. Rechnerisch blieb es immerhin ein Nullsummenspiel, bei dem jedoch im Verlauf des einen oder anderen Jahres immer wieder diese oder jene Weiber eine Aufgabe und somit einen Grund für ihr Dortsein gefunden hatten. Das ist nicht wenig. Aber irgendwann war auch das vorbei, denn eine der hilfreichen Weibergruppen kam selten länger als ein Jahr hindurch, im folgenden erschienen andere auf dem Hof, irgendwann hatte Franz die meisten Weiber in der Gegend durch, schließlich kamen keine mehr. Der

Schmuck war ihnen langweilig geworden und die Scheune versank wieder im Chaos aus Zeug & Kram.

Was ist schon ein Jahr? In einem Jahr kann gerade Mal etwas beginnen. In unseren Erzählungen aus der Gegend der Käuze dort oben vergeht reichlich Lebenszeit. Ein Jahr gleicht beinahe dem vorherigen und wiederholt sich im nächsten; erst nach einer Reihe von Jahren zeigt sich mit der Zeit ein wenig, was eigentlich gewesen war und wohin es geführt hat. Dann ist es meist schon vorbei und zu spät. Irgendwann war absehbar, daß Franz seine Kredite nicht würde bedienen können.

Irgendwann war es so weit. Der Druck war in ihm so weit gestiegen, daß Franz seinen ureigensten Wahn nicht mehr für sich behalten konnte, sondern öffentlich machen mußte. Hierin glich er einem Dichter. Als es so weit war, hatte Franz sich schon seit Langem in die Vorstellung geflüchtet, einer der normalen, der gewöhnlichen Zeitgenossen zu sein. Deshalb glaubte er tatsächlich, daß er, wenn er sich seinen Mitmenschen und also Leidensgenossen gegenüber frank & frei aussprechen würde, er nur sagen würde, was auch den anderen lautlos auf der Zunge liege. Und indem er, so glaubte Franz, es endlich wagen würde, den anderen aus dem Herzen zu sprechen, fände er bei ihnen gewiß Zustimmung & Zuneigung. Sobald er den anderen Leuten erst einmal mit einem klipp & klaren Vortrag die Augen geöffnet haben würde, würden seine Einsichten in die Grundlagen der zeitgenössischen Weltkrise allen nützlich sein, weshalb ihn die Anderen endlich als führende Persönlichkeit erkennen und achten würden. Franz hielt sich tatsächlich für begabt, der Held der Leute zu werden, ihr Anführer durch ungewisse Zeitläufe. – Während Reinhard gewöhnlich in der Kluft eines Tagelöhners durch die Gegend streifte, war Franz bemüht, für einen Herren angesehen zu werden. Einmal gelang es ihm sogar – an jenem für ihn denkwürdigen Wintertag trug er den dunkelblauen, langen Mantel, sein Haar schimmerte silbrig unter der Krempe des schwarzen Hutes, die frisch gewaschen & gebügelte Hose sowie die neuen, noch schwarzglänzenden Schuhe unterstrichen den Eindruck von Gediegenheit, ausnahmsweise war er ausgeschlafen und wirkte selbstzufrieden – also ausstaffiert gelang es ihm an jenem denkwürdigen Wintertag, von einem Fremden als *Professor* angesprochen zu werden. Endlich war er erkannt worden: das tat unheimlich wohl. Jetzt aber, in jenem damaligen Jetzt da der Druck in ihm das erträgliche Maß überschritten hatte, war es endlich soweit: Franz wollte, ja er mußte seinem eigentlichen Beruf folgend seine Zeitgenossen darüber belehren, was die Stunde geschlagen hatte. Um das offenbare *Geheimnis der Zeit* mitzuteilen, lud er einen handverlesenen Kreis ihm vertrauter Leute aus der Gegend dort oben und den Städten im Umland in seine Scheune ein. Die Vitrienen und Klappti-

sche mit Schmuck waren verschwunden, im Hintergrund blinkte der Kühlschrank neben dem Kaffeeautomaten, statt der Sofaecke standen in dem freigeräumten, prosaisch erleuchteten Raum mehrere Reihen Stühle. Vor Publikum gedachte Franz einen Vortrag zu halten unter der Überschrift: „*Rette sich, wer kann!*“ – Das Motto seines Lebens machte Franz zum öffentlichen Thema. Endlich wollte er reden, wovon er nichts verstand. Darin glich er seinen Zeitgenossen, denen sogleich einleuchtete, worauf sich die Überschrift bezog: auf die sich wie ein Kaugummi durch die damaligen Zeitläufe hindurchwindende Finanz- & Wirtschaftskrise.

Damals, während jener außerordentlichen, sich jedoch als Normalität ausgebenden Jahrzehnte unerhörten Reichtums war unschwer zu bemerken, daß die Paläste der Völker auf Sand gebaut waren. Weder Verdienst noch Leistung, nicht einmal Wohlbehagen entsprachen auch nur annähernd dem ins Niedagewesene angestiegenen dinglichen Aufwand der Nationen. Obwohl die damalige, von Gegensätzen & Widersprüchen zerrissene Lebensform vernünftiger Weise unmöglich war, stieg rechnerisch der angebliche Wohlstand samt der an ihn gestellten Erwartungen unaufhaltsam weiter an. Ungebremst expandierte die den Erdball umspannende Ökonomie ins Ungeheure: die Welt drohte vollkommen verarbeitet zu werden. In der Freudlosigkeit der ökonomisch verplanten Zeit- & Lebensräumen versiegten, wie nicht anders zu erwarten, die Quellen der Energie & Schaffenskraft. Im Verlauf der Jahrzehnte, die Franzens Entschluß, in der Scheune seinen politisch entscheidenden Vortrag zu halten, vorausgegangen waren, blieb die Zunahme tatsächlich vorhandener Güter hinter dem Wachstum der in Geldscheinen & Besitztiteln verkörperten Ansprüche & Zukunftsversprechungen von Jahr zu Jahr mehr zurück. Um dennoch die ins Unermeßliche gestiegenen und verbrieften Ansprüche vorerst zu befriedigen, hatten im vorvergangenen Jahr die maßgeblichen Mächte unabsehbare Mengen an Geldscheinen und anderen virtuellen Bescheinigungen für Werte erfunden, elektronisch gespeichert und digital verteilt. Vorerst war, da es übergenuß zu kaufen gab, der Glaube an das Geld und die ihm entsprechenden Güter gerettet. Das offenbar werden der Weltwirtschaftskrise war aufgeschoben worden. Da von dem Glauben an Geldscheine und Besitztitel nahezu Jedermann samt Frau profitierte und deshalb auch persönlich vom Finanzkreislauf abzuhängen glaubte, herrschte die einhellige Auffassung, man müsse sich diesen unverzichtbaren, diesen letzten Glauben so gut und so lange als möglich erhalten. Die vielzuvielen Anspruchsbescheinigungen einzulösen und zu verbrauchen war sowohl unmöglich wie unnötig, ja wäre gefährlich gewesen. Die Hauptsache war: die Ansprüche bestanden fort und mehrten sich. In dem Glauben an ihre Erfüllbarkeit bestand ihr Wert, in diesem Glauben wollte man keinesfalls gestört werden. Aber auch dieser letzte Glaube mußte platzen. Das offensichtliche aber schweigsam gehütete *Geheimnis der Zeit* war die mit

Gewißheit zu erwartende Entwertung des Geldes. All die Lebenszeit, die durch Tätigkeiten in Geld oder ähnliche Ansprüche verwandelt worden war, würde sich aus übergeordneten, den Leuten unzugänglichen, weil jenseits alltäglicher Geschäftigkeit liegender Gründe, über Kurz oder Lang, von heute auf morgen oder von Jahr zu Jahr schleichend in Nichts, oder doch in nahezu Nichts auflösen. Diese erschreckende Vorstellung war für Franz sowie die meisten seiner Zeitgenossen so vertraut wie ein alter Hut. Man hatte sich an den Gedanken der drohenden Auflösung gewöhnt, dies war um so leichter, da nun schon in der zweiten oder dritten Generation, allen entgegengesetzten Gewißheiten zum Trotz, die Wohlhabenheit unaufhaltsam ihren Gang ging. Seit zwei oder drei Generationen lebte man in einer verführerisch bequemen Katastrophe. Also hatte man sich daran gewöhnt, und unterstützte sich gegenseitig in dieser Gewöhnung, den unvermeidlichen Zusammenbruch in irgendeiner Zukunft zu erwarten, die dann das ererbte Problem einer der nächsten oder übernächsten Generationen sein würde. Bis dahin, so die allgemeine Überzeugung, könne man sich getrost wie gewohnt wohlversorgt & vielhabend durchhudeln, ohne die Folgen des eigenen Handelns ausbaden zu müssen. Das Unerhörte & Umwerfende, das Franz nun in seinem alarmierenden Vortrag zunächst wenigen erwählten Leuten mitzuteilen gedachte, um es hernach in die Welt hinauszuschreien, waren unwiderlegliche Beweise für die Erkenntnis, daß der Augenblick der Auflösung unmittelbar bevorstand. Itzt galt es, bevor die kurze Frist, die einem blieb, abgelaufen war, so gut es ging, sich und sein Vermögen zu retten. Daher wählte Franz zum der Zeit gemäßen Schlachtruf: *Rette sich, wer kann!*

Nein, Franz hatte weder jahrzehntelang an einer Bank oder auf der Börse einschlägige Erfahrungen gesammelt noch nach einem Hochschulstudium einen Lehrauftrag in Volkswirtschaft erhalten. Die Bedingtheit allen Wissens war ihm, der weder Bücher las noch auf der Straße philosophierte, verborgen geblieben. Dennoch ist es voreilig zu meinen, er gedachte in seinem Vortrag von Zusammenhängen zu reden, von denen er keine Ahnung habe. Vollkommen unbedarft war er nicht; genau genommen veröffentlichte er seine Lebenskernfragen. Denn seit dem Jahr seiner Heimkehr umkreisten seine Gedanken das Thema der Auflösung. Während seiner andauernden Gedankenarbeit hatte er eine Menge zusammenpassender Informationen gesammelt. Beinahe allabendliche widmete er einen Teil seiner knappen Freizeit dem Studium der TV-Nachrichten; als es Jedermann ermöglicht wurde, besuchte auch er nächtens gelegentlich einschlägige Netzseiten, auf denen von nichts anderem die Rede war als vom Untergang des Abendlandes, oder doch der nach ihm benannten Währung. Dort, auf im weltweiten Netz zugänglich verborgenen Seiten wurden Informationen gesammelt, verdichtet, miteinander verknüpft und weitergegeben, von denen in der jedermann zugänglichen öffentlich rechtlichen Meinung nirgends auch nur eine

Andeutung zu hören oder zu lesen war. „Wir wissen eigentlich gar Nichts. Wir werden ständig belogen.“ So pflegte seit seiner Heimkehr Franz, wenn er vergeblich versuchte, ihn quälende Befürchtungen einem Gesprächspartner verständlich zu machen, immer wieder zu sagen; und wenn er es nicht sagte, weil er es schon so oft gesagt hatte, oder weil ein Gesprächspartner es nicht mehr hören mochte oder keiner zum Hören da war, so dachte er es sich doch täglich mehrfach. Seine abendlichen, ja nächtlichen Studien hatten in ihm die Meinung gefestigt, daß weder den Medien noch den Regierungen oder den mit ihnen und den Geldinteressen verbündeten Wissenschaftlern, also beamteten und bezahlten *Informationsdienstleistern*, zu glauben war. Allzu offensichtlich widersprachen die Bekanntmachungen offizieller oder sich auf angeblich gesicherte Wissenschaft berufender Stellen sowohl einander als auch Franzens nächtlichem Spezialwissen; obendrein waren offizielle Erklärungen schwer verständlich, vermutlich mit Absicht, um einen zu verwirren. „Es gibt unglaublich viel, was man uns nicht sagt. Wir müssen uns selber Antworten geben“, redete Franz sich und uns ein.

Schon als Knabe hatte Franz es wissen wolle. Tief, ja quälend steckte in ihm das Verlangen nach dem Wissen um einen harmonisch gerundeten Zusammenhang, in dem jedes Vorkommnis erklärt werden und auch er, der Knabe, seinen Platz finden könne. Innerhalb einer umfassend erklärten & also wohlgeordneten Welt, so hoffte Franz, würde er sich geborgen, ja heimisch fühlen können. Endlich würde er dann wissen, wo unten & oben, vorne & hinten ist. Aber so lange der Junge keine verbindliche Erklärung für seine ungereimten Eindrücke fand, blieb er unruhig und unzufrieden auf der Suche nach der eigentlichen, der wahren Wahrheit. Denn gäbe es keine vereinigende wahre Wahrheit, das hatte der Knabe im eigenen Herzen schmerzlich erfahren, wie sollten alle die Einzelheiten auf sich alleine gestellt bestehen können? Das war unmöglich. Ohne Wahrheit konnte nichts bestehen, also gab es die Wahrheit. Als suche er einen Teil von sich, suchte Franz unablässig nach jenem Verbindenden, in dessen Licht sich alle Teile zu einem sinnvollen Ganzen fügen würden, das dann auch ihn umschließen würde. In seinem Streben nach umfassendem Begreifen begann Hertas Sohn, als ihn die allzurunden Erklärungen seiner Mutter nicht mehr befriedigten, sich selber auf eigene Hand verständliche Erklärungen von widersinnigen Vorkommnissen zu machen. – Mit der Ermordung JFKs hatte es begonnen. Bei einer anlässlich des xten Jahrestages nächtens im Fernsehen ausgestrahlten Reportage hatte Franz begonnen, sich über die Gründe für die Ermordung ureigene Vorstellungen zu machen. Schließlich wußte er: der volkstümliche Präsident war das Opfer einer Verschwörung der amerikanischen und polnischen Geheimdienste geworden. Der geistig verstörte arme Schlucker, den sie als Täter dem Publikum präsentierten, war bloß der offizielle Sündenbock. Nachdem es Franz geglückt war, das Rätsel um JFKs

Ermordung zu klären, suchte & fand er auch für andere weltgeschichtliche Ereignisse umfassende & abschließende Erklärungen. Einige Wochen nach deren 200tem Jahrestag war auch ihm klar, daß die Französische Revolution durch eine Verschwörung der Jesuiten ausgelöst worden war. Der Zusammenbruch des Ostblocks sei möglich geworden, weil die sowjetischen Führer längst bestochene Agenten des internationalen Geldinteresses gewesen waren. Am Beginn des Jahrhunderts fluchte Franz einige Monate lang über Autos, die gezielt mit Rost „infiziert“ würden. Die umgekippten Doppeltürme erklärte er zu einer der Mondlandung ähnlichen TV-Simulation. Gelegentlich erwähnte er, der neue Papst sei eine Frau. Gerne schmökerte Franz in den „Weissagungen über den Atomkrieg“, die ihm Herta einmal zu Weihnachten geschenkt hatte. Über die Rolle der Juden in der Welt wollte er kein Wort sagen.

„Man sagt uns nichts“, pflegte er immer wieder zu sagen und öfters noch zu denken. Und eben weil man es uns nicht sage, würden wir zwangsläufig viele Fehler machen, weshalb die meisten unserer Bemühungen scheitern. Ja, wir würden nicht wissen, wie wir unser Glück machen sollen, weil man uns dieses Wissen vorenthalte, während andere, einige Wenige nur, weil sie über das uns fehlende Wissen verfügen, ihr Glück tatsächlich machen würden. Diese Wenigen könnten nur deshalb ihr Glück machen, weil sie das unsrige vereiteln, indem sie uns belügen, denn es sei nicht genügend Glück für uns alle da. – „Man belügt uns“, davon war Franz überzeugt: „Wir können uns nicht einmal vorstellen, wie sehr man uns belügt. Allein bezüglich der Margarine. Alle sagen: Margarine ist gesund; auch ich habe das lange behauptet; jahrelang hab ich das behauptet. Aber Margarine macht krank: sie ist reine Chemie. Und wenn man uns mit einem großen Apparat an Desinformation über die Margarine belügt, dann wird man uns erst recht über wirklich wichtige Dinge belügen. Damals zum Beispiel, der Mord an JFK, da hat man uns doch alle Monate was anderes vorgelogen, sogar Filmaufnahmen wurden gefälscht, das ist erwiesen. Nie sagen sie, was wirklich ist. – Mit der Mondlandung war das nicht anders. Wir alle haben sie gesehen; doch was haben wir eigentlich gesehen?“ So pflegte er manchmal zu reden, und, wenn es nicht einmal mehr eine der Käuze hören mochte, öfter wohl noch schweigend für sich zu denken. Es kamen und gingen auch Jahre, während derer er es aufgegeben hatte, jemandem die Welt zu erklären. Es ist schwer, sich und die eigenen Gedanken verständlich zu machen. Auch fehlt oft ein Ohr zu hören. Und immer sei es gefährlich, zu viel zu wissen, pflegte Franz auch zu sagen, wobei er Einen aus seinen dunklen Augen seitlich anschaute, als wolle er heimlich erspähen, ob man auch wisse, was er meine.

Jahrelang hatte Franz sein Gedankenspiel über die „Auflösung“ allabendlich mit Informationen aus TV & weltweitem Netzwerk gefüttert. Eines

Morgens waren ihm die Zusammenhänge schlagartig glasklar. Die nächtliche, schlafraubende Lektüre des Buches eines offiziell verfeimten Ökonomeprofessors überzeugte Franz endgültig davon, daß der unvermeidliche Untergang der Währung einschließlich des dazugehörigen Finanz- & Wirtschaftsystems unmittelbar bevorstünde, ja eigentlich schon geschehen sein müsse. Wie manch alter Christ hatte auch Franz nun 1 Buch gelesen, dessen Überzeugungskraft darin bestand, in klaren & knappen Sätzen seine eigene Erwartung & Meinung wiederzugeben. Genau genommen erwartete Franz, seitdem er fühlen konnte, seine persönliche Befreiung durch den Weltuntergang. Genau genommen wußte er es schon immer und hatte es kommen sehen: so und nicht anders mußte es also kommen: die Auflösung von Allem & Jedem war unvermeidlich. Nun, durch unwiderlegliche Fakten & Querverweise wissenschaftlich zweifelsfrei belegt, war es so weit: Sie war da. – Weil das Buch, das er gelesen hatte, genau seine Meinung, also die Meinung des gesunden Menschenverstandes wiedergab, hielt er sich für berechtigt, gestützt auf Stichworte und Zitate aus eben diesem 1nen Buch, unterfüttert durch eine Menge von ihm selbst im weltweiten Netz jahrelang gesammelter Informationen, in eigenem Namen einen rettenden Vortrag, zunächst nur für wenige erwählte Leute, zu halten. Nun war es so weit: es war ihm nun vollkommen klar geworden: seine alten Befürchtungen waren nun zu einem in sich bündigen Gedankengebilde zusammengewachsen, in dem sich die gegenwärtige Weltlage vollständig & überzeugend spiegelte: die Auflösung war da! Wir alle, so wollte Franz seinen Gästen zurufen und rief er ihnen zu, als sich annähernd ein Dutzend seiner getreuen Kunden um ihn herum in der Scheune versammelt hatte: wir haben über unsere Verhältnisse gelebt! Die Schulden des Staates, also unser aller Schulden, würden nie mehr zurückgezahlt werden können. Nie! Die wachsende Diskrepanz zwischen Geldmenge und Gütererzeugung sei erschreckend. Genau genommen gäbe es keine dem Geld entsprechenden Warenwerte mehr. Er belegte die ökonomischen Mißverhältnisse der damaligen Lebensform anhand von Tabellen, Schaubildern, Statistiken, Anekdoten aus dem Wirtschaftsleben und Zitaten aus der Tagespresse, die er mit farbigem Licht an eine Leinwand warf. Das Geld sei eine Fiktion geworden! Sparen sei sinnlos geworden. Wegen der jüngsten Erfindung unvorstellbar großer Geldmengen sei der unmittelbar bevorstehende Zusammenbruch nur kurzfristig aufgeschoben worden. Eigentlich sei er eben wegen dieser Erfindung schon geschehen. Erfundenes Geld sei genau genommen gar keines! Somit sei unser Geld weg. Unser Geldsystem stünde unmittelbar vor seiner Auflösung! – Was dann? Kommt dann das Endreich? Herta hätte die alte Frage nach dem Danach lächelnd gestellt. Im Kreis der in der Scheune versammelten zeitgemäßen Leute aber war ein Danach indiskutabel. Stattdessen rief Franz seine Gäste dringlich dazu auf, ihre Spargroschen, sollten sie trotz 0-Zinsen dergleichen fahrlässiger Weise

zurückgelegt haben, so schnell wie möglich, am besten sofort, gegen dauerhaft wertbeständige Güter einzutauschen. Beispielsweise ein Haus zu kaufen oder Land oder wenigstens ein Auto, am besten aber Gold oder Diamanten. Jedenfalls müßten seine Gäste, da sie ja nun in das aktuelle Desaster eingeweiht seien, schnellstmöglich für ihr sich demnächst entwertendes Geld etwas Anschaffen, das mit Händen zu greifen sei, weshalb es auch nach der großen Auflösung noch vorhanden sein werde. Wer nur wenig Geld gehortet habe, solle wenigstens eine in Zukunft fällige Renovierung, den Aus- oder Umbau der eigenen Wohnung sogleich vornehmen lassen; denn hernach, vermutlich schon übermorgen, werde man sowas nicht mehr bezahlen können. Oder man solle das sich auflösende Geld möglichst schnell & einfach verjuxen. Verlebt sei verlebt!, lachte Franz aus trockener Kehle, Verlebtes könne einem keiner, auch keine Auflösung mehr nehmen. Verlebtes, so lehrte heiser lachend unser Franz seine Gäste in der Scheune, behalte Wert über jedweder Auflösung hinaus.

Betreten saßen die Leute auf ihren Stühlen Franz gegenüber, der sich nach seiner freistehenden Darbietung in den mit einem roten Leinentuch überdeckten Ohrensessel zurückgeworfen hatte und erschöpft auf den Applaus wartete. – Käuze waren nicht unter den Gästen, denn sie, die am Kreislauf der Geldwirtschaft nur am äußersten Rande teilnahmen, interessierten sich für Anderes. Reinhard beispielsweise war auf seinem Abendspaziergang, Conny gärtnernte, Friedrich vereinsamte in der Stadt, Carly meditierte irgendwo, Wolly war erfroren, auch Micha war weg, Pater Michael saß in der Fremde beim Wein. Nur Robert, der sich ja auch mit der Welt eingelassen hatte, um seine eigene Scheune zeitgemäß umzubauen, war gekommen. Die damals üblich werdenden Verbote mißachtend saugte er an einer Selbstgedrehten, rief dann mißmutig qualmend dem armen Franz zu: „Nichts? – Wie kommst du nur darauf, daß sich alles in Nichts auflöst? Es gibt doch vielzuviele Güter. Überall stehen Dinge und Zeug herum, das als Gegenwert für Geld genommen werden könnte. Schau dich doch hier in deiner eigenen Scheune um, überall steht oder liegt Zeug. Und etwas Geldentwertung, so steht es in allen Lehrbüchern, kennzeichnet eine entwickelte Ökonomie. Und was rätst du uns? Ein Häuschen oder eine Wiese hat doch bereits fast jeder von uns geerbt. Und wenn das Geld seinen Wert verliert, dann werden doch Immobilien auch wertlos. Wenn nichts für das Gekaufte bezahlt wird, dann ist das investierte Geld nicht gerettet, sondern weg. Du sagst, wir sollen Diamanten oder Gold kaufen? Wie alle anderen auch? Das treibt die Preise hoch! Und was ist, wenn die Russen oder Chinesen, bloß um den Amy zu ärgern, den Markt mit Gold überfluten? Dann ist deine wertbeständige Anlage von jetzt auf gleich entwertet. Gebrauchswert hat das Zeug doch kaum, sogar die Nachfrage nach Goldzähnen geht zurück; schau bloß mal auf die entsprechenden Seiten im Netz. Gold ist doch nur solange

wertvoll, wie die Leute glauben, es wäre wertvoll. Und wenn sie es nicht mehr glauben oder es zu viel davon gibt oder die Leute andere Probleme haben, dann ist es vorbei mit dem Wert von Gold. Etwas hat nur genau den Wert, der in irgendeiner Währung auf Heller & Pfennig ausgedrückt und realisiert werden kann. Ohne Währung gibt es gar keine Werte!“

Regungslos, die ausgebreiteten Arme auf den Lehnen des roten Sessels ruhend, die ausgestreckten Beine übereinandergeschlagen, starrte Franz mit großen dunklen Augen auf Robert. Sein spitzer Kehlkopf ruckte, ihm fiel keine Antwort ein, er hatte doch alles durchdacht und gesagt. Mehr hatte Franz nicht auf Lager. Und seine Rede war in sich vollkommen schlüssig. Nun wurden seine Gedanken aus dem Zusammenhang gerissen und mißverstanden, böswillig mißverstanden; das fühlte er genau. Robert aber setzte kopfschüttelnd sein Besserwissen fort: „Es gibt keine wertbeständigen Anlagen. Alles ist im Fluß. Dabei löst sich nichts auf, sondern ändert mit seiner Form nur seinen Wert. Da muß man am Ball bleiben! Mir scheint, du weißt nicht, wovon du redest. – Oder willst du uns mit deinem Gerede von der Wertbeständigkeit von Gold und Diamanten inmitten der allgemeinen Auflösung überreden, deinen Schmuck zu kaufen? – Franz! Als alter Jugendfreund darf ich dir sagen: Du leidest an einer Auflösungsphantasie!“ Schallend lachte da & dort 1 Zuhörer. Die Leute wollten ebensowenig wie Robert die alarmierenden Vorstellungen, die Franz ihnen machen zu müssen geglaubt hatte, haben. Nichts würde es werden mit der Auflösung, und alles würde so weitergehen wie bisher. Das war zwar keine berauschende Zukunftsaussicht, aber beliebt war sie doch, denn so wußte man, was man zu erwarten hatte; entsprechendes Wissen ist Herzenswunsch. Murrend verließen die Leute die Scheune. Noch wochenlang konnte der Spaziergänger durch das offene Scheunentor vor den leeren Stuhlreihen den mit einem roten Leinentuch überzogenen Ohrensessel stehen sehen.

Gewiß; sie hätten brüderlich auf Hertas Erbhof beieinander leben können. Franz, Reinhard und Konradin waren doch Schicksalsgenossen gewesen; es wäre auch Platz gewesen für Micha oder Charlie oder irgendwen sonst, vielleicht sogar für die eine oder andere der Weiber samt ihrer Pferde oder Esel. Aber die Freunde aus jener Zeit, da Herta offene Küche gehalten hatte, hatten sich im Laufe der Zeit gegensätzlich eingerichtet. Während der Eine seine Gänge und inneren Erfahrungen machte, werkelte der andere unentwegt um sein Scheune herum. Beide fanden in ihrem Tun kein Ende. Reinhard träumte & laß & schrieb als webe er endlos an einem aus Buchstaben geknüpften Wandteppich, mit dem er ebenso wenige fertig wurde wie Franz mit der Ordnung des Zeugs in seiner Scheune. Der eine übte seinen Geist, in Heiterkeit den Augenblick wahrzunehmen als ob es sein erster oder letzter wäre, während der andere seinen Hof zu einem weltweiten Schmuckgeschäft

umbaute. Schließlich wohnte der eine, der seine Lebenszeit damit verbracht hatte, anderer Leute Gedankengebäude nachzulesen, in einem unsichtbaren Palast, während der andere zwischen dem Zeug in seiner Scheune verzweifelte. War Reinhard seines Bruders Hüter? – Damals hatte auch dort oben in der Gegend jeder begonnen, sich um sich selber zu kümmern.

Franz, der von guten Geistern verlassene Sohn, versuchte schließlich seinem Vater zu folgen. Aber der Ort des väterlichen Abgangs war keine Scheune mehr, sondern er war schon zu Hertas Zeiten zu jener Hütte umgebaut worden, in der hernach Reinhard wohnte. Hinter dem Backes in der Küche fand Franz, der sich, nachdem Reinhard ausgegangen war, in dessen Wohnung geschlichen hatte, keinen Balken für seinen Strick. Die Deckenlampe hing hoch genug, aber sie hielt nicht: mit einem Ruck riß die Leitung ellenlang aus dem Gips. Seiner persönlichen Endlösung nahe, wollte Franz unter keinen Umständen von seinem Plan, zu dem er sich nun ein Mal fest entschlossen hatte, ablassen. Itzt! Wann sonst? Mußte er raus aus seiner vertrackten Lage: aus Allem & Jedem heraus! – Von seinem Spaziergang heimkehrend fand Reinhard in seiner Küche Franz mit dem Rücken an die Spüle gelehnt, die Beine gespreizt, die Arme schlaff herabhängen, das Gesicht blaurot, in den Hals einen Strick gepreßt, der an den überraschend haltbaren Wasserhahn geknotet war. Mit dem allzeit bereitliegenden Brotmesser durchschnitt Reinhard den Strick: es ruckte, jappend sackte Franz zur Seite. Es war noch Leben in ihm. Sogleich telefonierte Reinhard um Hilfe.

Rot gekleidete Männer holten Franz ab: klipp klapp machten die Türen des Rettungswagens: weg war er. Er sollte sich als ein vertrackter Fall erweisen. Um die bevorstehenden Unkosten für die Unterbringung in einer Heilanstalt, für die langwierige Medikamentierung samt Therapierung mit anschließender Resozialisierung und Vorverrentung nicht ausschließlich der Gemeinschaft der Steuer- & Beitragszahler aufzubürden, wurden die Franz nach der Zwangsversteigerung verbliebenen Besitztitel notariell beglaubigt einem neuen Eigentümer überschrieben; damit alles seine Ordnung habe gestempelt. Endlich war Franz die Bürde seines Erbes los.



Die Zeit

Die Zeit war maßlos. Offensichtlich war den damals im Herzen Europas wohnenden Menschen im Nacheinander von zwei oder drei Generationen jedweder Maß abhanden gekommen. – Oder sollten es bereits sechs oder sieben Generationen gewesen sein, die, einander im übermäßigen Wohlstand folgend, zunehmend der Maßlosigkeit verfallen waren? Jedenfalls erblickten vor dem Großen Stillstand, der dem Allen ein Ende machte, weder die mit dieser noch mit jener, nicht einmal die mit Roberts Scheune verbundenen Hoffnungen & Wünsche das Licht der Welt; unterdessen gingen mit der Zeit die Leute weiter.

Was Menschen, ob in der Gegend dort oben oder sonstwo, so treiben, spielt in der Zeit. Zeit gewährt uns Spiel-Raum für unser Vergehen. Wir werden, wir vergehen in der Zeit; sie beschert uns mitsamt all unserem Drum & Daran nicht bloß eine Folge von Bildern & Gedanken & Vorstellungen, sie bringt jeden einzelnen von uns samt seiner Begierden, Bedürfnisse, Sehnsüchte oder Träume hervor und nimmt ihn mitsamt seiner Wirklichkeit demnächst wieder zurück. Dann war es das. Unsere Zeit war unser Schicksal gewesen. Während sie uns zeitigt, bleibt unsereinem wenig zu tun; unser Hiersein erledigt sich gewissermaßen wie von selbst. Vergehend ereignen wir im Augenblick der Zeit. Aus unsrem Augenblick kommen wir nicht heraus. Unsere Zeit, die wir selten spüren, ist unsere Grenze. Jeder unserer Augenblicke gegenwärtigt als andauernde Grenzzeit. – Wer von uns überschreitet schon Grenzen? Warum auch? Hieß nicht, seine Hierseinsgrenzen zu überschreiten, sich selbst quälend zu überschreiten, um sich anderswo zu suchen, anstatt innerhalb der mir eigentümlichen Gegebenheiten der zu werden, der ich nun einmal bin? – Und wer bin ich? Genau Jener, den meine Zeit hervorbringt; der einfach so in die Spielräume meiner jeweiligen Zeitumstände hinein aus mir herauslebt. Aber genau jenen Menschen, der zu unser aller Erstaunen *einfach* so aus mir herausleben könnte, verhinderten damals mit an Sicherheit grenzender Regelmäßigkeit seit zwei oder drei Generationen, wenn es nicht bereits sechs oder sieben oder noch mehr geworden waren, die Zeitumstände. Von Generation zu Generation verstellte mehr & mehr, schließlich unübersteigbar viel Zeug die Lebensspielräume für unsere Menschwerdung: maßlos vertrackte Umstände vereitelten, ja erdrückten den Menschen im Augenblick seiner Zeitwerdung. – *Was nützt mir all das Zeug, wenn ich mich dafür verleugnen verstellen verbiegen muß?* So ähnlich hatte es sich Reinhard in seinem jugendlichen Übermut zurechtgedacht, folgerich-

tig wagte er früh genug seine Armut, weshalb er in seinem auf seine jugendliche Entscheidung folgendem restlichen Leben im Getriebe der Dinge & ihrer Zwecke & Zwänge wenig Schaden an seiner Seele nahm. Indem er, so gut ihm möglich, den Zwang der Zwecke verweigerte, war der Wohlstandsverweigerer in Hertas Hütte im Gegensatz zu den Vielzuvielen seiner Zeitgenossen einer der unzeitgemäßen Käuze geworden, ein Exemplar jener am Rande unserer damaligen Gesellschaften immer noch in vielfältiger Gestalt hausenden, wiewohl dem Aussterben entgegengehenden Menschenart. Solch Käuzen gelang es dem Ungeist der Zeit zum Trotz ihre Eigenarten vorübergehend zu bewahren. Denn seinerzeit wurden, wie gesagt, seit einer Reihe von Generationen die Seelen der gewöhnlichen Menschen systematisch beschädigt. Ob auch mit Plan & Absicht bleibt im Nachhinein zwischen den Gelehrten umstritten; unsere löchrige Quellenlage erlaubt kein eindeutiges Urteil über die Pläne & Absichten jener vergangenen Zeitgeister.

Niemals jedoch, und dessen sind sich rückblickend die Kundigen gewiß, hatte eine vorherige oder vorvorherige Menschheit eine solch Unmenge an weltlichem Kram um sich herum aufgetürmt und, verkrochen in ihrem vielzuvielen Zeug, dermaßen tiefgreifenden Schaden in ihren Gemütern genommen: Entkernte, geradezu leere, mit Zeug & Gerümpel aller Art vollgestellte Menschenseelen ahnten kaum noch, wer sie waren, was sie eigentlich wollten, was sie sollten, ihr Woher und Wohin waren den bedauernswerten Leuten schleierhafter denn jemals auf dem Werdegang ihrer ihnen vorausgegangenen Artgenossen geworden. Und kaum Einer von ihnen konnte noch still sitzen. Ihre fundamentale Orientierungslosigkeit erklärten sie zu *Freiheit*, ihre Unrast verwechselten sie mit *Lebendigkeit*: so erbärmlich waren sie geworden. Entgegen der schrillen Zeitgeistpropaganda war geradezu eine geistig düstere Epoche für uns Menschen angebrochen. Nur ausnahmsweise wechselten die normalen Leute mehr denn ein oder zwei zusammenhängende Sätze. Über unzählige Belanglosigkeiten permanent runduminformiert verpaßten viele Leute sich selbst lebenslänglich. In der ihnen abseits des Leistungskonsums verbleibenden Restzeit gelang es kaum Einem der Vielzuvielen, sich selber ein wenig kennenzulernen und entsprechend auszuprägen. Inmitten maßloser Selbstverkennung verstand kaum Einer von ihnen, wenn ihn ein günstiges Geschick nicht doch noch auf kauzige Weg verschlug, Gutes zu empfinden. Wie aber soll man einen Ausweg aus der eigenen Misere finden, wenn man jedweder Maß verloren hat, weil man, anstatt sich zu empfinden, sich nur noch rationalisieren kann? Was soll aus einem von uns werden, wenn er, anstatt sich selber träumend zu erahnen, sich nur noch Denken kann, wie man zu denken nun einmal gelehrt wurde, wie es einem andauernd vorgedacht wurde: gleichgeschaltet denken, was eben zu denken zeitgemäß war: nämlich den Anforderungen gemäß klug zu sein. Schließlich waren in den Jahrzenten vor dem Stillstand von den Menschen-

möglichkeiten bloß noch Klugheiten übriggeblieben. Aus dem Gestrüpp ihrer Klugheiten, verheddert in ihre zeitgemäßen Rationalitätchen war für normale Menschen ein Ausweg unmöglich geworden. Ohne Ausweg war der Mensch unmöglich geworden. Denn so er seinen Namen verdient, ist jeder von uns, entgegen den Lehren besoldeter Ausbilder oder gekaufter Gutachten, alles Andere als den Anforderungen von Leistungs- & Konsum-Zwängen gemäß: Jeder von uns ist Ausweg. Aber indem es Generationen hindurch gelungen war, zeitgemäß genormte Menschen als maßgeblich zu etablieren, wurde mit der Zeit der Mensch verunmöglicht: indem die Vielfalt menschlicher Maße zerstört wurde, verpöbelte der menschenmögliche Geist der Zeit. Indem bis in die hintersten Winkel jedweder Gegend die vorgefertigten grellen Bilder gleichgemachter Vorstellungen die vielfältigen Besonderheiten überlieferter Verhaltensweisen mit ihren eigentümlichen, jeweils andersgearteten Wertordnungen überblendeten, verkümmerten unsre kultisch kulturellen Orientierungen in ihren Wurzeln, wir Menschen wurden in unserem Wesen proletarisiert. Die Masse der genormten, der sich selbst erfolgreich entfremdeten, der ihres eigenwilligen Wollens sowie ihres eigentümlichen Rückhaltes in absonderlichen Leitbildern & besonderen Heimaten beraubten, also jene unübersehbare Masse der bis auf den Grund ihrer Gemüter enteigneten, der somit geistig proletarisierten, der folglich bis auf die Knochen entseelten Leute war unfähig geworden: über ihre Umstände hinauszuempfinden. Ihre Umstände aber bestanden aus Zeug. Obwohl oder weil sie mehr als Genug davon hatten, dachten die geistig verarmten Menschenmassen andauernd an Zeug. In zeugärmeren und geistreicheren Zeiten ist kaum nachzuempfinden, wie schrecklich das gewesen sein muß. Unfähig! über das Gegebene hinaus zu wünschen, waren die proletarisierten Menschenmassen, waren die ausweglos in ihrer geistigen Wüste gefangenen Leute die willigen Vollstrecker des herrschenden Zeitgeschmacks geworden. Obwohl fast jeder von ihnen auf die eine oder andere Weise unter den damaligen Umständen litt, oft schmerzhaft, ja mitunter selbstzerstörerisch litt, entfaltete kurioser Weise kaum einer der Zeitgenossen das Bestehende überschreitende Empfindungen oder gar Träume; allenfalls trachtete man danach, die bestehenden Zwänge zu optimieren. Hilflose Menschenmassen waren massenmedial zu meinen gewöhnt worden, in der Optimierung ihrer zeitgemäßen Zwänge bestünde ihr Glück. Ihre optimale Zeit, die vermeintlich besten Stunden ihrer sogenannten Frei- & Hochzeit verbrachten die bedauernswerten Proletarier in Vergnügungs- & Einkaufshallen. In ihrer Vergnügungs- & Einkaufszeiten herrschten chinesische Zustände: Allgemeine Mobilmachung! Gedränge, Fratzen, Gelärm, grelle Signale, dröhnende Beschallung, wimmernde Lautsprecher, flimmernde Bildschirme, säuselnde Geräte, geschwätzige, albernde, grölende, nörgelnde, aber vor allem essende, trinkende, schleckende, leckende, fettleibige Käufer mit Plastetüten, mit trüben Augen in

dumpf gedunsenen Gesichtern. – Wieso haben sich damals so viele Leute in analogen oder digitalen *Vergnügungs-Einkaufs-Hallen* herumgetrieben? Machte ihnen das wahrlich Vergnügen? Glaubten sie wirklich, dort fänden sie ihr – *Glück?* – Vermutlich wußten sie wieder einmal nicht, was sie tun. In diesem Zustand werden sie gemein gefährlich, geradezu fremd- & selbstmörderisch macht glücksvergessene Geistlosigkeit. Wie konnten die damaligen Zeitgenossen angesichts der sie in den Hallen so offensichtlich umgebenden Ödnis nicht wissen, was sie tun? Das Licht in den virtuellen Bildschirmhallen war doch offensichtlich überwirklich synthetisch verlogen; in den realen Vergnügungskaufhallen hingegen war das Licht künstlich matt, die Luft schlecht, mit Ausdünstungen und Gestank oder künstlichen Aromata verpestet; unter dumpfer Lärmglocke bedrückend die Stimmung, lahmarschig und griesgrämig irrten vielzuviele Leute durcheinander auf ihrer Suche nach *Bedürfnis-Befriedigung*. Das Essen war erbärmlich. Unbegreiflich: immer wieder gingen die Leute freiwillig in solch öde Hallen, um sich Erbärmlichkeiten einzuverleiben, ja bezahlten sogar für das ihnen gebotene Elend? War ihr rundum mit Zeug versorgtes Leben dermaßen langweilig geworden, daß die Leute die sie umstellende Häßlichkeit nicht fühlten? Konnten die damaligen Leute nicht mehr menschlich empfinden? Entsprach die sie umgebende Häßlichkeit ihren Gemütern? – Wie dem auch sei, ihr Elend wurde ihnen nicht bewußt: wahrscheinlich waren sie unfähig geworden, die sie so offensichtlich umgebende Ödnis zu empfinden, offenbar waren ihre Gefühle schwer beschädigt.

Die Verengung ihrer Bewußtseine, ihre manische Fixierung auf die Zwänge erklügelter Rationalitäten führte die damaligen Zeitgenossen bekanntlich in ihre Katastrophe. Denn rational besehen kann das Rätsel des Menschseins nicht einmal in den Blick kommen. Denn das Denkvermögen menschlicher Hirne ist unproblematisch: es funktioniert. Eben deshalb ist Denken ziemlich beschränkt, es ist bloß auf Grund gewisser augenfällig brauchbar technischer Leistungen ein einschlägig hervorstechendes, aufs Ganze unseres Hierseins jedoch überschätztes, im Wesentlichen hilfloses Hilfsmittel. Das Denken macht, was ihm gesagt wird. Problematisch jedoch sind unsere Gefühle, sie gehen gelegentlich eigene abenteuerliche Wege oder verkümmern, ja ersterben bereits zu unseren Lebzeiten. In unseren Gefühlen entsteht die Welt, in der wir leben. Nachträglich erklären wir unsere gefühlsmäßig vorgeprägte Welt bloß wortreich mit einigen je nach dem in der Zeit wechselnden Gedanken, obwohl im Grunde unser Rätsel nicht zu erklären ist. Hatten aber die Leute erst einmal – in Folge generationenübergreifender Dressur im Zeitgeschmack – zu empfinden verlernt, wie häßlich vielerlei der ihnen zugemuteten Umstände samt ihrer Plattenbauten oder Konsumtempel oder Großraumautomobile oder Flugreisen & Traumschiff Touren in Wirklichkeit waren, halfen rationale Einwände einzelner intellektueller

Käuze dem Zeitgeist aus seiner Erbärmlichkeit nicht mehr heraus. Da von Generation zu Generation den Leuten ihre eigenen Gefühle abgewöhnt, beschädigt oder von geläufigen Klugheiten überkleistert worden waren, wurde es ihnen schließlich unmöglich, Auswege zu empfinden. Denn unser Verstand kann eigenwillige Vorstellungen nur nachdenken, insoweit sie ihm unsere Gefühle vorempfunden haben. Was einer aber nicht empfindet, wird er auch nicht redlich denken. Wenn ein Ich jedoch spürt, was es fühlt und folglich will, dann kann ihm sein Verstand bei der Verfolgung seiner Absichten gute Dienste leisten; da jedoch genormten Ichen abgewöhnt worden war zu fühlen, was ihnen eigentlich gefällt und was sie folglich mögen sollten, waren sie dem ihnen vom Zeitgeschmack aufgetischten gedanklichen Durcheinander ausgeliefert. Den solchermaßen entkernten Persönlichkeiten bleibt nichts anderes übrig, als nachzudenken, was ihnen vorgedacht wird. Das Vorgedachte war damals ein endloser, Bedürfnisse weckender und ihre Selbstbefriedigung verheißender Bildergedankenklangbrei. Den mit hohlen Phrasen bis ins Innerste ihrer Gemüter gefühlsbeschädigten oder gefühlsentkernten Zeitgenossen wurde es unmöglich, aus dem Trommelfeuer der auf sie einstürmenden Bildergedankensplitter die wenigen für den Einen oder die Andere stimmigen Leitbilder herauszuempfinden. Bereits Jahrzehnte vor dem Stillstand müssen die bedauernswerten Leute dem Trommelfeuer des Zeitgeschmacks auf Gedeih & Verderb ausgeliefert gewesen sein, weshalb sie immer tiefer in den Strudel ihrer Verworrenheiten hinabgezogen wurden. Ihr maßloser Zeitgeist wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt konfuser, unmöglich konnte es so weitergehen. – So oder so ähnlich? – wie sonst sollte man es sich vorstellen? – irgendwie so muß es damals den Vielen, den Vielzuvielen an die Umstände ausgelieferten Leuten ergangen sein. Inmitten ihrer vorgefertigten Vorstellungen an Gefühllosigkeit leidend, eben deshalb unzureichend leidfähig, konnten die zunehmend entkernten, die sich selbst fremd gewordenen Menschenseelen nicht wahr nehmen, daß inmitten ihrer rational artifiziellen Gestelle, in die sie mit ungeheurem Aufwand ihr alltägliches Leben aus Angst oder Sorge oder Feigheit oder Gewohnheit oder Bequemlichkeit oder Einfallslosigkeit gezwängt hatten oder gezwängt worden waren, ihr Wesentliches verkümmert war. Da sie unter ihren Umständen unzureichend litten, um aus ihrem Leiden Kraft zu Empörung zu schöpfen, verelendeten inmitten von Unmengen an sinnlosem Zeug nicht nur ihre Gemüter – ins Ungeheure gesteigerte Geschwindigkeiten versauten ihnen das Behagen im Hiersein – ihre Heimaten wurden der Hygiene geopfert – ausgeklügelte Effektivität verdarb des Lebens fröhliche Spiele – optimierte Abläufe zerstörten die Freude im Augenblick ihres Entstehens – zwingende Zwecke verdrängten Sinn, beschnitten Sinne, verstümmelten Sinnlichkeit. Es muß damals tatsächlich schrecklich gewesen sein: sogar die menschliche Sinnlichkeit hatten sie durchrationalisiert und auf hygienisch-sportliche,

also langweilige aber nicht enden wollende Begierden reduziert: haben fressen geilen. Ähnlich wie ihren berechnende Verstand schätzten sie im Vielerlei der Zwecke Sex übermäßig. Das Genital, die unausrottbare Naturgewalt inmitten gekünstelter Umstände, war allgegenwärtig in all dem Zeug ihrer Warenwelt. Wie unzählige Fetische appellierte das zwanghaft zu kaufende Zeug andauernd ans Genital, unentwegt mobilisierten sie es, andauernd kittelten sie es. In der sommerlichen Schwüle, nicht einmal die Vergnügungshallen verschonte die Klimaerwärmung, übertrafen die Weiber einander dabei, verlockend zu erscheinen: sie präsentieren, mehr als sie hatten: Überall hingen Titten heraus & Ärsche herum. Wo aber war die hübsche Frau? – Die Wüste wuchs ins Ungeheure. Inmitten ihrer Genitalwüste begriffen die Leute anscheinend gar nichts mehr. Inmitten ihrer Wohlhabenheit meinten sie gar, über ihre konformen Befriedigungen hinausführendes Begreifen sei überflüssig. So meint Pöbel.

Pöbel drückte schließlich der Zeit seinen Stempel auf.

Damals bevölkerte den Erdkreis der reichste Pöbel, den die Menschheit jemals hervorgebracht hatte. Eine ungeheure Menschenmasse, weit zahlreicher als in vorherigen Zeiten komplette Menschheiten, eine Menschenmasse, deren kollektives Pöbeltum, in unzähligen Bildschirmen multipliziert, in aller Welt durch unzählige Visagen hindurchgrinste, hatte sich rundum mit Zeug umstellt und schickte sich an, für ihre armseligen Vergnügungen, für fressen geilen haben, unsere vormals schöne Erde restlos zu verprassen. Nach Pöbelart unfähig, still zu sitzen, blieben die in ungeheurem Reichtum entfesselten Menschenmassen unentwegt in Bewegung. Jedoch gingen sie nicht spazieren, sondern unsere gute Erde verbrennend fuhren sie andauernd herum oder flogen gar in die Ferne, um sich auf Inseln mit Eingeborenen zu vergnügen. Andere flogen in die Berge, um noch einmal auf Gletschern herumzulaufen, bevor die wegschmolzen. Unersättlich nach Allem & Jedem gierende Prolls überschwemmten sogar die abgelegensten Gegenden unserer Erde, mit beispiellosem Aufwand suchten entfesselte Menschenmassen ihr Glück! Da sich Glück jedoch auf abgeschmackt aufwendige Weise nirgends finden läßt, blieben die rastlos gierenden Prollmassen trostlos. Auf ihrer untröstlichen, deshalb nicht enden wollenden Hatz nach Selbstbefriedigung versauten sie unsere Erde restlos. Sie begriffen es nicht besser: seit Generationen war ihre menschliche Wahrnehmung verdorben worden. Schließlich war es den unherirrenden, in den Tiefen ihres Menschentums verworrenen Leuten unmöglich geworden, mit ihrer verkrüppelten Sinnlichkeit der im Augenblick erscheinende Zeit auch nur annähernd gewahr zu werden, um in ihr heiter zu weilen. Unstet in die Welt schauend zerstückelten ihre wirren Blicke jedweder Erscheinung in Fotosequenzen, ihnen wurde alles zum bildschirmfähigen Foto, in ihrem Fotoblick lösten sich alle Gestalten und ästhetischen Erscheinungen in Pixel auf, alle Vor-

stellungen lösten sich in ihrem Blick auf und wurde gleich, gleicher noch als gleich wurde die Welt in ihren Picselflickern: sie wurde gleichgültig: schließlich hockte der vereinzelt picselflotzende Mensch hilflos in seiner eigenen Bildergedankenblase: in seiner eigenen Scheiße. Und er bemerkte es nicht. Das ist der Clou!: gefühllos geworden bemerkt er nicht, wie verfehlt & verloren er ist. Sein verfehltes Leben erscheint einem gefühllosen Verstand sogar als erträglich bis bequem. Wie sollte es anderes sein? Irgendwie so ähnlich muß es gewesen sein? Die durch Vergnügungseinkaufshallen irrenden Leute meinten tatsächlich: kaufen & essen & geilen wäre ihr Vergnügen; ihre Gesichter jedoch waren gezeichnet durch die zu ihren Umständen passende, in unauslotbar tiefen Ahnungen gründende, teils grinsende, teils grämliche Ödnis. Sie wußten es nicht, aber irgend Etwas in ihren Gemütern spürte es immer noch: die wirklich guten Dinge waren nahezu verschwunden: Stille, wenigstens Ruhe, Genügen in lindem Licht, Behagen in zeitloser Einfachheit, Begegnung und lange Gespräche, versonnene Lektüre, unbefangenes Vergnügen am Wein oder am Geschlecht, Herzensfreude angesichts von Blumen oder Blicken, verwachsene Gärten oder einsame Wege ohne Ziel, ernste oder traurige oder heitere Waldgänge oder freundschaftliche Lebensbewältigungen vor dem Sterben waren samt Muße & Müßiggang ebenso selten geworden wie reine Luft und sauberes Wasser und gesunde Nahrung. Wer von den Damaligen schlief noch traumverloren? Gifte waren allgegenwärtig.

Das allgemeine Übel rührte bekanntlich daher, daß die durchtechnologisierten Menschen unserer Breiten unfähig geworden waren: still zu sitzen. Einfach da zu sein & zu leben war den armen Leuten unmöglich geworden. Die ihre entgeisterten Gemüter durchherrschende Langeweile zwang sie unentwegt, auf Achse zu sein, unentwegt mußten sie unterwegs sein, unentwegt mußten sie etwas tun, wenigstens irgend etwas erledigen oder *erleben*, womit sie ihre Unrast begründeten. Mangels Eigenleben waren ihre verödeten Seelen süchtig nach *event* & *action* & *kick* geworden. Ruhiggestellt, das ahnten die armen Leute in der Tiefe ihrer proletarisierten Gemüter, wären die Meisten von ihnen verloren gewesen oder verrückt geworden. Da ihre geschrumpften Gemüter & kleine Herzen geistlos geworden waren, konnten die bedauernswerten Zeitgenossen Ruhe nicht aushalten. Wäre es um sie herum ruhig geworden, dann wären sie ihrer Erbärmlichkeit, dann wären sie des Nichts in ihren luxuriös verkleideten Gestalten gewahr geworden. Das Nichts aber ist Menschenseelen unerträglich. Um in ihren hohlen Gemütern nicht zu verzweifeln, zerstörten die Menschenmassen auf ihrer zwanghaften Suche nach Glück mit der Zeit all ihre guten Dinge. Schließlich hatten sie unsere Erde vollkommen versaut, so wurden sie mitsamt ihrer ererbten Welt sich selber los. Ja, schließlich merkten Vielzuviele gar nichts mehr, sie waren sich selbst verloren gegangen und hatten am Ende nicht einmal mehr für sich selber Zeit, dermaßen schrecklich kompliziert war ihr alltägliches

Leben geworden. Eigentlich mochte damals kaum einer von ihnen so weiterleben.

Die damalige Zeit, der zum Trotz einige Menschen hier oben in der Gegend doch noch versucht hatten, in dieser oder jener Scheune Heimat oder wenigstens Zuflucht zu finden, war unglaublich verworren geworden. Offenbar war die Welt aus den Fugen geraten; nicht einmal auf das Wetter war noch Verlaß. Um die verarmten Gemüter der Menschenmassen mit ausgeklügelten Klang- & Weltbildern zu betäuben, um die Leute, damit sie das in ihnen wuchernde Nichts nicht in den Wahnsinn treibe, mit zeitgemäßen Vergnügungen von sich abzulenken, um sie mit Bequemlichkeiten aller Art zu versorgen & in besinnungsloser Bewegung zu halten, war ungeheuer viel Treibstoff von Nöten gewesen. Unvorstellbare Mengen an Brennbarem wurden verheizt: die Welt wurde aufgeheizt. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, schließlich von Jahrfünft zu Jahrfünft wurde es wärmer. Leider wurde es in unserer Gegend nicht, worauf Robert und Heinz oder Reinhard und Charly in ihren jungen Jahren, als die bevorstehende Erderwärmung angekündigt worden war, gelegentlich gehofft hatten, südländisch. Wäre es hierzulande südländisch geworden, dann hätten sich Reisen in die Sonnengegenden erübrigt, dann hätten unsere Käuze, so hofften sie in ihrer Jugend, für wenig Geld in leichten Hütten an sonnigen Wegen ihre Tage unbeschwert heiter verbringen könnten. Doch daraus wurde nichts. In unserer Gegend wurde es bloß wärmer: die neue laue Luft, vollgesaugt mit Feuchtigkeit, entlud sich über unserer Gegend in starken Regengüssen. Im Zuge der Aufheizung begann es hier häufiger & kräftiger zu regnen. Und etwa seit jener Zeit, da Herta altersnarrisch geworden war, begannen sich die verschiedenen Jahreszeiten einander anzugleichen; schließlich blieb von den bisherigen zwölf Monden für das Winterhalbjahr nur ein Spektrum von etwa September bis November und von März bis Mai für den Sommer übrig. Die übrigen Monde kamen wettermäßig kaum noch vor. Während in dem einen oder anderen August wie unter einem Hundsmond unsere hiesige Erde verdorrte, hatten sich der alte, frostig bittere Dezember und der grimmige Januar aus unserer Gegend anscheinend gänzlich gen Norden zurückgezogen. Schließlich, während das Sommerhalbjahr ein langer, regnerisch warmer April wurde und von Oktober bis März ein lauer, endlos verregneter November vorherrschte, wodurch der Eindruck gleichbleibender Zeitläufe entstand, ging unter dem Anschein zeitlichen Stillstandes in rasant taumelnder Bewegung etwas zu Ende, ohne daß es die Leute bemerken wollten. Wie die volkstümlichen Äffchen verschlossen unsere Leute Augen und Ohren und Mund vor Wesentlichem, während sie gleichzeitig, wie um das Drohende nicht zu gewärtigen, tagtäglich einen ungeheuren Unrat an nichtssagenden Informationen in sich hinein klopften; geradezu süchtig nach Informationen waren sie in ihren

letzten Jahrzehnten geworden und wollten doch nichts erfahren. Als dann die große Dürre kam, begann sich in den Werkstättenlandschaften sowie in den Städten am Fluß das gesamte Leben von Grund auf zu ändern; schließlich verschonte die große Veränderung auch unsere Gegend hier oben nicht. – Aber bereits zu Hertas guten Zeiten bemerkte der eine oder andere Spaziergänger auf seinem Gang durch die Siedlungen oder entlang der Bundesstraße: die Leute versauen ihm mit ihrem Gedöns das Leben. Sie: mit ihrem andauernden herumfahren, ihrem rastlosen herumfliegen, ihrem unnötigen Lärm um Nichts und ihrer Endlosschleife aus Produktion & Konsumtion von Müll. Sie: mit ihren überheizten Wohnungen in übergroßen Häusern, ihren unverschämten Autos, ihrer idiotischen Fliegerei, ihren überversorgten Kindern, ihren überheblichen Weibern. Sie: die sich in ihrer Blödheit andauernd mit einer Unmenge von Plaste & Elektronikschrott selber umstellten, zwanghaft immer wieder mit neuer Plaste selber umstellten, die sich in Bildschirmen verkriechen. Sie: die andauernd duschen, weil sie sich für dreckig halten: wie sie ihn an-ödeten.

Wie hätte ein Spaziergänger ihnen verständlich machen können, wie wahnsinnig sie geworden waren? Hören konnten die damaligen Leute bekanntlich längst nicht mehr: Ohren & Augen hatten sie sich ja zugestopft mit vorgefertigten & grellüberdröhnenden Klangbildern. Hätten sie hören können, hätten sie nicht so viel Krach in die Welt gebracht, sie wären nicht andauernd mit all ihren Motoren der Welt zu Leibe gerückt. Jeder machte nämlich damals Lärm, so gut er konnte. Schrecklich laut war es in der Welt geworden. Nicht nur in den Werkstättenlandschaften der Ebenen bis zum Meer hinab oder in den übervölkerten Städten dort unten den Fluß entlang, auch in der Gegend hier oben schrieten allzeit die Motoren aus den Tälern herauf, vom Himmel herab, von den Feldern & Weiden und sogar aus den Wäldern herüber und selbstverständlich surrten & brummten in den Schuppen und Scheunen und Kellern und Stuben, sogar in den Wohn- & Schlafzimmern andauernd Motoren & Motörchen. Es gab schließlich so gut wie Nichts mehr, was nicht mit Hilfe von Motoren gemacht wurde oder zu machen war. Flieger, Auto-Mobile, Motor-Räder, Hoch-Druck-Reiniger, Laub-Staub-Sauger, Wasch-Masch-Schinen, Kreisch-Sägen, hämmernde Häckseln, kühlende wärmende Gebläse, elektro- oder sonstwie motorisierte Gerätschaften aller Art umtobten die Seelen der verschreckten Menschenkinder. Aus allen Richtungen umlärmteten die verarmten Gemüter Motoren: heulten auf & ab, schrien bellten bissen in die Welt, zerrten rissen schleiften an den Dingen herum, die sich offenbar grell schreiend der Unterwerfung unter den motorisierten Überwillen widersetzten, vergeblich schreiend widersetzten! Die eine schreiende Welt durchschreienden Motoren offenbarten einen unfähigen Willen: einen Willen, der mehr will, als er kann; mehr will, als ihm zusteht. Verzweifelt Wollen, das mehr will als es kann, wird

gewalttätig: hilflos verzweifelt oder verzweifelt hilfloses Wollen schreit gelend brutal in die Welt hinein! – So war das damals. In ihrem verzweifelten Wollen nach Mehr wurden die Leute brutal gegen sich & andere und die Welt um sie herum. Wenn es ausnahmsweise hätte ruhiger sein können, überschalte das monotone Wummern ihrer Laut-Sprecher die im Hintergrund summenden Motoren; oder nächtens schnitt Einem das spitze KlingKlang eines Windspiels ins Herz. Entkommen war unmöglich. Lärm war Allgegenwart. Das heilige Geläut der Stille überdröhnte das Gelärm der seinerzeit allerheiligsten Jobmaschine. Totalitär gebot die Jobmaschinerie: Nie wieder darf Stille sein! Im Dienste an der Jobmaschinerie war die rundum verzweckte Menschenwelt ein grellender Schrei geworden. Das Bellen der Motoren, das Schlingen & Würgen der Getriebe, das Knirschen der Steine, das Surren & Brummen der Zahnräder, das Pfeifen & Säuseln in den Kabeln & Akkumulatoren, das Summen zwischen den Elektroden, das Klicken der Tastaturen hatte sich vereint zu einem einzigen, vielstimmig gewaltigen, weltumspannenden Schrei! – Wieso hörten die Leute den furchtbaren Schrei ihrer Welt nicht? Damals in unser aller Jugend, als Herta noch offene Küche gehalten hatte, als noch alles in Ordnung zu sein und der Eintritt des Wunderbaren möglich schien, wollte keiner von uns Friedrich glauben, der schon in jenen guten Tagen das in & um uns herum brodelnde Nichts zur Sturmflut anschwellen sah: „Weh dem, der Wüsten birgt!“, rief er uns in mancher Abendstunde über den Wein hinweg zu: „Die Wüste schreit!“ Ihr endloser Schrei war hernach für uns Erwachsene Normalität geworden, furchtbar ermüdende Normalität. Inmitten übermächtig schreiender Normalität verloren wir Menschen das Gefühl für unser in der Welt sein. Im Getümmel unserer Zeit nahmen wir ihr Wunder nicht mehr wahr.

Auch das uns offensichtlich Drohende, wollte kaum Einer wahrhaben. Dabei hatte Friedrich es bereits kommen sehen, als er auf jenem Schulausflug vom Berge kopfschüttelnd in die Eben hinabsehend mehrmals dem Einen oder der Anderen ins Ohr flüsterte: „Sie werden unsere Erde in eine Fabrik verwandeln“. Und als es ihnen binnen weniger Jahrzehnte gelungen war, unsere Heimat in eine Fabrik zu verwandeln, scheuten sie weder Kosten noch Mühen, um in angeblich unverbrauchte Landschaften zu fliegen, oder sie flogen zum Vögeln auf Südseeinseln oder auf Gletscherzungen, um auf ihnen herumzulaufen, so lang die noch da waren. So fabrizierten sie nach unserer Heimat unsere Erde hinweg. Mehr noch als die Leute in den Städten dort unten glaubten die Menschen in der Gegend hier oben, es würde weiter so gehen. Im Weitergehen waren sie geübt, darin hatten sie sich eingerichtet, dafür hatten sie sich ausgebildet, an eine andere Möglichkeit konnten sie weder denken noch mochten sie an ihr Ende erinnert werden. Dabei hockten überall im Land Dissidenten, die die Unhaltbarkeit des Bestehenden und den unvermeidlich bevorstehenden Umbruch der Verhältnisse oder Abbruch

der Umstände kommen sahen. Unter den in vielerlei Hinsicht freiheitlichen Verhältnissen, die damals trotz allem in den meisten Ländern unserer gemäßigten Zonen herrschten, hatten Andersdenkende, hatten belesene Abweichler oder unzeitgemäße Miesepeter nicht unter ausdrücklichen Verboten oder Behinderungen ihrer Meinungen zu leiden; es wollte sie bloß keiner hören oder sehen. Die herrschende, für den Massengeschmack produzierende & ihm angepaßte Klangbilderindustrie konnte keine intellektuellen Dissidenten gebrauchen. Obwohl die Menschen jener Zeit rechtschaffenden Geistern zwar weder Geld noch Aufmerksamkeit schenkten, gewährten sie ihnen immerhin noch ein Leben im Reichtum innerer Emigration: Spazier- oder Waldgang war möglich. Als überzeugter Spaziergänger gehörte auch Reinhard zu einer weitläufig über das Land zerstreuten Zunft von Dissidenten, die sich immer noch ihr Leben selbst zu erfinden versuchten. Auf eigene Hand anders zu leben war damals ein eigentümliches Wagnis: es bedeutete äußerliche Armut, gelegentlich sogar Not, jedenfalls Einsamkeit. Aber Reinhard war nun einmal keiner der gewöhnlichen Buchhalter, sondern ein begeisterter Leser: also mußte auch er wie die Käuze in seiner Nachbarschaft, wollte er, anstatt auf sich selbst zu verzichten, sich selbst wagen, die Folgen seiner Eigenart tragen. Als Leser gehörte auch er zu jenen vereinzelt Träumern oder Malern oder Dichtern und anderen Waldgängern, die wie Friedrich in Dachkammern hausen oder ihr Hiersein mit anstreichen fristen, weil ihnen im ordentlichen Leben der gewöhnlichen Menschen kein Platz eingeräumt wird. Dabei konnten abwegige Gestalten wie Konradin oder Micha oder Reinhard oder Robert oder Charly oder Pater Michael in der Welt von damals noch froh sein, daß man sie zu ihrer Zeit und für dieses Mal hier oben am Rand der gesellschaftlichen Ordnung duldet. In anderen, wesentlich schlechter weggekommenen Weltgegenden drohten ihres Gleichen weitaus widerwärtigere Lebensbedingungen bis hin zu Umerziehung im Arbeitslager oder gar Steinigung. – In den Jahrzehnten vor dem Zusammenbruch war die Welt von Jahr zu Jahr wieder brutaler geworden. Seitdem zu Beginn des Jahrhunderts die beiden Hochhaustürme mit lautem Getöse zusammengebrochen waren, mehrten sich wieder die Gemeinwesen, in denen einem ein Witz über den Präsidenten Kopf & Kragen kosten konnte. Auch deshalb war Reinhard, und dies in einem damals seltenen Gegensatz zu den gewöhnlichen Leuten im Lande, mit seiner Lage zufrieden. Er schaute mit Gleichmut zu, was die dahin taumelnde Zeit so hervorbrachte, fühlte er sich doch in Hertas Hütte geborgen und glaubte, daß ihm hierzulande niemand seine Spaziergänge verbieten würde.

Aber für die Vielen und Vielzuvielen, die niemals frei genug werden würden, um sich in jenem besonderen, Einem unter beinahe allen Umständen möglichen Wohlsein der Armut behaglich einzurichten, war es anscheinend unmöglich geworden: einfach zu leben. Was war mit den Menschen

geschehen, daß sie zu leben verlernt hatten? Wieso waren sie inmitten einzigartiger Versorgung so freudlos geworden? Wohin war das menschenwürdige Erstaunen gekommen, das unserem Hiersein den ihm gebührenden Zauber verleiht? Sollte die im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts anschwellende, schließlich allgegenwärtig gewordene geschwätzige Übermacht multimedial permanent ventilierter Lügengeschichten das dem Menschen gemäße Erstaunen, im Augenblick wach in unbegreiflicher Welt zu sein, erstickt haben? – Was tun? Die Leute wußten es nicht. Woher hätten sie es auch wissen sollen? Wie hätten sie inmitten des sie von allen Seiten umbrandenden Bildergedankenklanbreis einen Ausweg erfühlen sollen? Unfähig waren sie geworden, die auf sie einstürmende Zeitgeistpropaganda abzuschalten, um innezuhalten. Unzufrieden wie sie mit der Zeit alle zusammen geworden waren, spürte jedoch Einjeder von ihnen in abgelegenen Winkeln seines Gemütes, ohne sich oder gar anderen seine Ahnung einzugestehen: so konnte es unmöglich weitergehen. Das offensichtlich klaffende Mißverhältnis zwischen geistig verkümmerten und technisch überwältigenden Möglichkeiten mußte Katastrophen zeitigen. Das Mißverhältnis zwischen engstirnig kleinerherzigen Gemütern und ihrem entgrenzten rationalen Können, dem erlaubt zu sein schien, woran Werauchimmer Gefallen hatte, mußte Menschenmordend werden. Die Übermacht geistlosen Könnens mußte auch dazu führen, daß Landschaften, Wälder, Meere zum Teufel gehen. Inmitten ihrer virtuellen Allmächtsphantasien bot jene gekonnt gemachte, bot diese ihre gekünstelt artifizielle Umwelt den ach so schlichten Gemütern der damaligen Leute keinerlei greifbare Sinne wie Weiden, Kühe, Weiber, Kinder, Gärten. Mit der Zeit fühlten sich die verkümmerten Menschen immer fremder inmitten ihrer eigenen, ihrer selbstgemachten Welt. Angesichts der selbstgemachten, der artifiziell gekünstelten Ungeheuerlichkeit, angesichts der über die Grenzen des Erträglichen hinaus optimierten Ödnis soll unser armer Friedrich noch in den letzten Wochen seiner Dachkammerzeit, in jenen Tagen, die ihm noch blieben, nachdem er den Esel umarmt hatte, dem ab & an vorbeischauenden Besucher ins Ohr geraunt haben: „Der Unsinn wächst, wehe dem, der Unsinn birgt.“

Genau besehen wollte, als es endlich zu Ende ging, kaum Einer sein eigenes Leben weiterleben. Haltlos, wie sie inmitten ihres alltäglichen Unsinn geworden waren, gierten die damaligen Menschen nach den Bildern eines anderen, angeblich besseren Lebens, auf das sie hoffen können mußten, um es vorerst im Widersinn ihres tatsächlich eigenen auszuhalten. Also schlüpfen sie tagtäglich den ihnen vorgesetzten Bildergedankenklangbrei in sich hinein, in die tiefsten Tiefen ihrer Gemüter & ihrer Träume hinein und immer wieder hinein zogen sie sich die ihnen vorgesetzte Scheiße. Schließlich hatten sie ihre Gemüter vollkommen mit fremden Vorstellungen zuge-

kleistert. Insofern sie die ihnen vorgemachten Bilder glaubten, schi ihnen der Zeitgeist ins Hirn. – Vormal, so erzählen es uralte Texte, da erschienen den Menschen die Götter im Traum. Damals aber, so erzählte mir der greise Pater Michael, als er, nachdem das Schlimmste vorbei war, zum Abschied noch einmal zu uns in die Gegend hinauf zu Besuch gekommen war, hätten wir Götter nicht einmal erkannt, wenn sie uns auf der Straße gegrt hätten. Wir waren verblindet. Wir waren den grellen Figuren in den Bildschirmen verfallen, den uns allzeit umstellenden, den uns verführenden Lügen von einem bunt berblendeten Leben waren wir auf den Leim gegangen. Wir waren dem künstlichen Ungeist der Zeit auf den Leim gegangen. Wir waren lächerlich. Unsere Gemüter waren in der damaligen Bilderflut dermaßen versaut worden, daß wir vollkommen vergessen hatten, daß es eigentlich um ganz Anderes geht. – Verworren zu sein ist für Menschen nicht verwerflich, es ist unsereinem gemäß und entspricht den Umständen nicht bloß geistloser Zeit und hätte, wären wir gutmütiger gewesen, wechselseitige Nachsicht oder gar Freundschaft begründen können. Als verworrene Brüder oder geschwisterlich Verworrene hätten wir einander beistehen, einander abwegige Pfade zeigen, einander begleiten können. Statt miteinander zu leben hatten wir uns in die Hybris unserer Verwirrungen dermaßen tief verstiegen, so erklärt es mir jedenfalls Pater Michael nachträglich beim Wein, daß wir unsere abartige bersversorgung mit Zeug samt der unserer geistigen Leere entspringenden Spinnereien & Phantasmen tatsächlich für *Normal* hielten. Wir die Leute hielten tatsächlich unsere zeitgemäßen Abartigkeiten für menschenwürdige Normalität; obendrein für eine Normalität, zu deren Ungeheuerlichkeiten wir Einenjeden unserer Leidensgenossen, mithin den Rest unserer Mitmenschen hinter dem Bildschirm bekehren wollen zu müssen meinten. Alternativen zu unserer Normalität durfte es nicht geben. Wir die Leute wurden mörderisch. Abartig wie wir waren, konnte uns niemand mehr von unserem Glauben abbringen, normal und in der Ordnung der Dinge zu sein. Wir Damaligen hielten uns tatsächlich, dermaßen verblindet oder verblödet waren wir gewesen, für den Hoch- & Schlußpunkt der Erd- & Menschheitsgeschichte. Unsere damalige Normalität sollte für Jedermannfrau & für alle Zeiten gelten. Alle sollten so werden wie wir, die wir nicht heiter zu leben wußten und das Glück vergessen hatten; nicht einmal still sitzen konnten wir. Von unseren eigenen abweichende Spinnereien wurden, anstatt sie mit ehrerbietigem Erstaunen zwischenmenschlich neugierig in Augenschein zu nehmen, in Bausch & Bogen verworfen. Wiewohl jeder von uns Käuzen offensichtlich ein Anderer ist, forderte der erbärmliche Geist der damaligen Zeit gleiche Lebensbedingungen für alle von uns. Das ist für jeden von uns unerträglich. Angeblich sollte also durfte es für uns nur noch, wiewohl in bunt schillernder Verkleidung, *eine einzige* verbindliche Weise des Glücks geben: das Leistungskonsumglck. Zu diesem Zweck war die Vereinbarkeit

von Allem mit Jedem zur gesellschaftlichen Überdoktrin geworden: Mann-frau wollte möglichst Alles mit Jedem – das geht nun einmal nicht. Mit dem Versprechen von Allem für Jeden verarscht man kleine Kinder. Obwohl von kaum Einem erlebt wurde das Leistungskonsumglück von der Propaganda allgemeinverbindlich weltweit vorgeschrieben und in unzähligen Videoklips variantenreich vorgemacht. Der Irrsinn der Zeit verlangte für Jeden das gleiche Recht auf das gleiche billige Videoglück. Monotone Glücksvorschrift regelte nicht bloß die allgemeinverbindlich langweilige Existenz in ihren sozialversicherungspflichtigen Werkstätten- & Bürolandschaften (denen sich mit etwas Geschick Käuze seit jeher zu entziehen verstanden), sondern betraf das Eingemachte: Erotische Nöte sollten gemäß dem Geist der Zeit mit sportlich technischen Mitteln erledigt werden, um sie dem Durste gleich abzutun. Als ob sie damals wirklich geglaubt hätten, erotische Not sei bloß ein Trieb, der sich durch hygienisch sportliche Übungen abreagieren ließe, befriedigten mehr & mehr der Leute ihre Lust beiläufig mit Gelegenheitspartnern oder vor dem Bildschirm; fortgeschrittene Selbstbefriediger fesselten einander an die Bettpfosten, um auch das letzte Quentchen Lust aus dem Genital zu saugen. Wie auch immer sie es trieben: ihre Trauer mehrte sich. Irrsinnig war ihr Glaube: von der Lust ließe sich der dem Eros gebührende Seelenschmerz trennen. In anschwellender Lügenzeit ging von Generation zu Generation mitsamt so vielem Anderem auch in Vergessenheit: daß Eros einer der Götter ist. Mutmaßlich ist er der ältesten einer, wie vormals und gelegentlich auch noch von Pater Michael erzählt wurde. Vermutlich war er gleichursprünglich mit der Welt entstanden. An anderer Stelle heißt es jedoch, er sei nur ein Halbgott, ein Daimon oder Schalk, der, göttlicher Machfülle erman-gelnd, heimatlos und sehnsuchtsvoll durch nächtliche Straßen irre, ohne eine Bleibe zu finden, weshalb er auf Türschwellen schlafe, auf Einlaß hof-fend. Er, der in der armen Seele unstillbare Sehnsucht wecke, sei selber sehnsuchtsvoll auf ewig unbefriedigt und heimatlos wie unsere Seele. – Wie dem auch sei, ob Gott oder Schalk, urtümliche Mächte verlangen Opfer: Lust spendend bringen sie Leid. Und für Leid gewähren sie Lust. Als aber unsere Leute sich damals von der Flut der Klangbilder narren ließen & glaubten, sie könnten sich Lust ohne Leid oder Not, sei es vor Bildschirmen oder an Bett-pfosten, selber machen, verstrickten sich ihre Gemüter in Menschen & Göt-ter mordenden Widersinn. Denn mit der Not und dem Leid schwindet auch die Lust; indem die eine Hälfte dem Leben genommen wird, geht auch das Glück zum Teufel. Indem sie damals die Welt durch Halbierung zu vervoll-kommenen trachteten, wuchs der Verlust in ihren Gemütern; und als das Ende ihrer Zeit nahte, war sogar von den kleinsten Freuden kaum noch etwas in ihnen übriggeblieben. Schließlich glaubten überall auf der Welt die vielzuvielen verlorenen Menschen jenen Machthabern, die ihnen vom Him-mel das Blaue herunterlogen. Denn auf nichts Weniger denn den Himmel

auf Erden glaubten die um ihre Lebensfreude betrogenen Leute Anspruch zu haben. Als wir so weit heruntergekommen waren, konnte es nur noch schief gehen.

Wann der große Verlust begonnen hatte? Anfang & Ende sind hier wie überall unabsehbar. Vielleicht war uns Menschen der Verlust von Anbeginn vorgegeben oder unserem Wesen eingeboren? Vielleicht war es unserem Geschick von jeher bestimmt, ein schlimmes Ende zu nehmen. Waren die großen Kriege, an die sich unsere Eltern und Großeltern noch erinnern konnten, mit ihren Feuerstürmen, in denen Menschen samt ihrer Städte & Dörfer verbrannt worden waren, nicht bereits die Folge wesentlicherer Verluste in unseren Gemütern oder Seelen und Herzen gewesen? Klug oder intelligent waren die Leute nach den Feuerstürmen geblieben, gewiß, doch mangelte es ihnen weiterhin an vernünftiger Einsicht. Anscheinend waren die Vernichtungen oberflächlich gewesen, denn bald nach den letzten großen Zerstörungen begannen sogar in der Gegend hier oben die Dörfer und Kleinstädte wie Krebsgeschwüre in die Landschaft hineinzuwuchern. Von Jahr zu Jahr schneller wuchs mit den Werkstättenlandschaften und den Bürotürmen der Verlust, unaufhaltsam wachsend fraß er unsere kleinen & kleinsten Freuden hinweg. Unseren Kindern boten alte Scheunen bald keine Zuflucht mehr vor den Zumutungen der Schulen und Erwachsenen. Nirgends übten sie sich im spielerisch Widerstand gegen ihre zukünftigen Arbeitgeber. Hinter oder vor den Häusern die Küchen- & Gemüsegärten, in denen bis dahin nebst vielerlei Freuden & Heimlichkeiten auch Geflügel oder Kaninchen und Schafe oder Ziegen gehalten worden waren sowie Hund & Katz gefaulenzt hatten, verwandelten sich mit der Zeit in glatte, pikobello gemähte *Rasen-Flächen*, die mit zunehmendem Wohlstand zu allem Überfluß, nachdem die letzte Wühlmaus vergiftet, der letzte Maulwurf vertrieben worden war, mit Plastestühlen und Plastetischen oder Plastebaldachinen, mit Grillgeräten samt Krims & Krams zugestellt, ja zu guter Letzt mit Klangspielen und Leucht-Stoff-Röhren gespickt wurden. Verhäßlichung überzog das Land wie ein Schimmelpilz: aus Vorgärten wurden gepflasterte Parkplätze, denn Jedermannfrau mußte Auto fahren. Schon wenige Jahre nach der großen Zerstörung buken die Weiber nicht mehr gemeinsam das Brot, trafen sie sich nicht mehr an den Brunnen der Dörfer, sondern eine jede bekam eine Wasserleitung für sich allein. Als dann die Kanalisation die Klärgruben ersetzte, wurde für die Scheiße ein Pumphaus notwendig, dessen Motor nächtens brummt. Zug um Zug wurden in den Nachbarhäusern Zentralheizungen eingebaut: in allen Kellern summen nun die Brenner. Wie ehemals die Karnickel vermehrten sich Traktoren, Last-Kraft-Wagen vervielfachten sich, Personenwagen verwüsteten Ungezieferplagen gleich die Landschaft, sogar Botengänger rüsteten auf – ihre Fahrräder wurden ins Vergnügen verdrängt, überhaupt brummen oder dröhnen motorisierte Dienstleister aller

Art ameisengleich in nicht enden wollenden Kolonnen durch die Gegend, um Zeug hin & her zu fahren. Wo noch während unserer Jugend pünktlich um 22 Uhr 48 das Flugzeug durch den linken oberen Winkel des Küchenfensters blinkte, durchgrollte schließlich eine flimmernde Fernstraße den Himmel. – Gefallene Blätter der Bäume Büsche Sträucher verwehte nicht mehr der Wind, weder wurden sie ihrem Vergehen überlassen noch sorgsam von alten Leuten zusammengekehrt für den Kompost, sondern in den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch blies oder saugte man sie mit Höllenlärm hinweg. Dabei war Jahre im Voraus von mehreren Universitäten wissenschaftlich erwiesen worden, daß eine Zivilisation, die mit brutalem Aufwand Öl aus der Erde preßt & Benzin verbrennt, um Laub fortzublasen, am Ende ist. Aber die Leute damals hörten ja nichts mehr, zu sehr war jeder, ob vor dem Bildschirm oder auf der Autobahn, mit sich selbst beschäftigt. Besinnliche Ruhe durfte nun ein Mal keine mehr sein. Wohin sollte das endlose Gelärm führen? Was sollte daraus werden? Wie sollte es weitergehen? – Vor dem unvermeidlichen Stillstand machte das schrecklichste Gelärm bekanntlich ihre übergroße, die gesamte Menschheit erfassende, jedes einzelne Menschenleben verschleißende, schließlich die ganze Welt beherrschende Vergnügungs- & Jobmaschine. Leistungskonsum war bekanntlich alternativlos geworden. Diese ihre Jobmaschine fraß unaufhaltsam ihr Leben mitsamt der kleinsten Freuden hinweg. In Folge der ökonomischen Befreiung, die man nach den großen Zerstörungen zwecks Wiederaufbau meinte entfesseln zu müssen, gewann der große Verlust an unwiderstehlicher Fahrt. Mit dem Versprechen von endlos wachsendem Wohlstand & Vergnügungen für Jedermannfrau war es innerhalb wenigen Generationen gelungen, die Menschen zu vereinsamen: vereinzelt wie er war, konnte jeder der kleinen Leute mit Haut & Haaren der Jobmaschine ausgeliefert werden. Ohne Beistand auf sich alleine & seine eigene Befriedigung zurückgeworfen war jeder Einzelne den Zwängen des lärmenden Betriebs hilflos ausgeliefert. Dem Dienst an der Jobmaschine wurden all unsere Lebensfreuden mitsamt ihren Freiheiten geopfert: in ihrem allerheiligsten Namen wurde die ganze Welt nachhaltig versaut. Da sich weder wir die Leute noch unsere damaligen Machthaber ein anderes Lebensglück vorstellen konnten oder wollten oder mochten, wurden im Getriebe der zwanghaft wie von selbst immer schneller & schneller laufenden Jobmaschinerie die Menschenleben wie Dinge mitsamt all ihrem Kram verbrannt. Im elektrodynamisch gesteigerten Kommunikationsbetrieb erstarb das Gespräch zwischen uns. Schließlich war Jedermannfrau mit dem, was er für sich selbst hielt, vollauf beschäftigt. Schließlich begriffen wir gar nichts mehr; wir wußten damals nicht mehr, was wir tun.

– Freudig achtsamen Umgang mit dem Leben gewähren die den Menschen und Dingen im Rahmen ihrer jeweiligen kulturellen Vordeutungen zugesprochenen Bedeutungen. Hingegen gilt die beliebige, schließlich ermü-

dend freudlose, eben deshalb gierige Einverleibung von Menschen oder Dingen in einer ununterbrochenen Folge von Eventen als Barbarei. Bekanntlich geht die Barbarei der Kultur nicht voraus, liegt also nicht als vor unserer Zeit glücklich überwunden & abgetan hinter uns, sondern Barbarei entsteht im Strudel geistiger Verwirrungen & seelischer Verwahrlosungen inmitten der Zivilisationen. – In den Jahren & Jahrzehnten vor dem Stillstand waren unsere Erzählungen von der Welt gescheitert: sie gewährten unsereinem keinerlei Sinn. Wo sonst sollten wir als Menschen sinnvoll leben, wenn nicht in einer durch unsre Gespräche gemeinsam gedeuteten, eben deshalb unsrigen, immer wieder im jeweiligen Zwiegespräch entstehenden Welt, in der wir samt Gut & Schlecht die Maßstäbe unseres Handelns vorfinden, indem wir geschwätzig, wie wir sind, gemeinsam unser Leben erschwätzen, somit erfinden. Eine andere Welt, als die von uns gemeinsam erzählte, gibt es für uns nicht. Scheitern unsere Gespräche, weil wir den gehörigen Ernst für unser schöpferisches Geschwätz verloren oder zu viel anderes zu tun haben oder unser Gemüt unablässig mit Infos zumüllen, dann scheitert unsere Welt. Hingegen ermöglichen uns unsere Gespräche. Ohne Gespräch lösen wir uns auf. Ohne den Zuspruch durch die in unseren endlosen Gesprächen entstehenden Bedeutungen würde jeder Einzelne von uns aufhören. – Damals jedoch waren unsere Gespräche zu Kommunikation verkommen. Und im Schutz er damaligen, ursprünglich aus einem Geflecht endlos verwobener Gespräche hervorgegangenen, sich schließlich wegen der geballten Macht des Gesprochenen unangreifbar wahnenden, folglich übermächtig dünkenden Kommunikationszivilisation war es dahin gekommen, daß Jedermann-frau, angeblich auf sich alleine gestellt, anscheinend gefahrlos alle Regeln bezweifeln und die Ordnung leugnen konnte. Im geschützten Innenraum ihrer allgewaltigen Kommunikationszivilisation hielten die damaligen Leute es für ihren persönlichen Freiheitsgewinn, an keine Lebensordnung gebunden zu sein. Willkür mit Freiheit verwechselnd lösten die Leute, dem entfesselten Geist ihrer Zeit folgend, mit ihren persönlichen Bindungen ihren Lebenszusammenhang auf: Sie verloren den Boden unter ihren Füßen: bald wußte kaum noch einer der vielzuvielen Vereinzelten, wo vorne & hinten, oben & unten ist. Ihre verwahrlosten Seelen wähten sich inmitten professionalisierter Kommunikationsabläufe geschützt genug, um an gar nichts mehr zu glauben sowie zu tun, wozu die Lust sie trieb. Dabei war ihnen nicht einmal eine Ahnung geblieben, wie erbärmlich ihre Lüstchen geworden waren. Dennoch oder eben deshalb meinten sie in ihrer geistig gefühlsmäßigen Verwahrlosungen, ihnen wäre erlaubt, was ihnen gefällt, also je nach dem Lüstchen des Tages dies oder das oder am besten Alles mit Jedem. Das mußte im Nichts enden. Die beliebige und gierige, also die freudlose Einverleibung von Dingen oder Menschen oder Ereignissen war in den Jahren oder Jahrzehnten – öde Zeiträume dehnen sich in der Erinnerung endlos – zum

Stil der Zeit vor dem Stillstand geworden. Im Taumel barbartisch anmutender Beliebigkeiten verlor schließlich sogar das Geschlecht, der mächtigste Stützpunkt der Natur im Menschen, seine unterscheidende und wählende, somit seine Bedeutung spendende Kraft. Wo alles erlaubt scheint, verlieren Kostbarkeiten ihren Wert. Wert überhaupt schwindet unter der Herrschaft des Gleichen & Beliebigen dahin, schließlich versanken wir im Abgrund unserer selbstgemachten Wertlosigkeit. Schließlich wurde Einem alles gleich. Das ist der Tod. Wo alles gleich ist, ist nichts erstrebenswert. In der Allvereinbarkeit oder Beliebigkeit des Gleichen fragt Einen keine Menschenseele: wo soll unser Weg hinführen, wo hin sollen wir gehen, wo sollen wir einander begegnen? Schließlich wird das gesamte Lebensspiel gleich-gültig: es wird öde. Ist der kindische Spaß an dem bunten Firlefanz verflogen, packt einen große Müdigkeit.

Im Verlauf der allgemeinen Gleichmachung war die Zeit wieder einmal Androgyn geworden. Das äußere Erscheinungsbild der damaligen Zwitterigkeit bestimmten männliche Attribute: nicht der Rock, sondern die Hose hatte sich bei den Geschlechtern durchgesetzt und wurde hauptsächlich getragen, die Haartrachten waren eher kurz; Ohr- oder Nasenringe und Tätowierungen, die dem weiblichen Selbstdarstellungsrepertoire hätten entnommen werden können, erinnerten eher an Verzierungen von Seeräubern oder Gefängnisinsassen. Überhaupt waren vormals männliche Vorlieben für Lederkluffen, Motoren, Öl, Tabak, Alkohol, schrilles Gebaren oder trommelnden Lärm oder dreckiges Gelächter ebenso geschlechtsübergreifend verbreitet wie die Erwerbsarbeit zur verbindlichen Norm für Jedermannfrau geworden war. Kindererziehung war zu einem bezahlten Beruf heruntergekommen; Haushalt, Küche, Garten hatten in den Augen der Zeitgenossen die Würde selbständiger Tätigkeiten verloren. Die Mutterschaft galt längst nicht mehr als eine Stellung in der Weltordnung, sondern als eine befristete, arbeits- & steuerrechtliche gesondert zu registrierende Zeitspanne. Aber innerlich war die androgyne Gesellschaft weiblich bestimmt, was an den Männern mit gleichgeschlechtlichen Vorlieben besonders deutlich wurde, da sie meist satt des Kriegers die Tunte nachahmten. Genau genommen wurden Knaben damals gar nicht mehr erzogen, sie wurden nicht in den ihnen eingeborenen Eigenarten angeleitet. Was vormals jedem Knaben ein Greuel gewesen war, war zum erzieherischen Leitbild geworden: Sauberkeit, Ordnung, Genauigkeit, Pünktlichkeit, hocken in geschlossenen Stuben, endlos sich wiederholender gleichbleibender Fleiß, der wie beim Putzen & Waschen nach keinem Wozu fragt. Genau genommen wurden nur noch Mädchen erzogen. Weibische Erziehung führte dazu, die Einordnung in das wie eine Einbauküche als wohlgeordnet geltende Gefüge aus Leistung & Konsum alternativlos hinnehmen zu können. Sich freiwillig einem Zwang zu fügen, lernen Mädchen

leicht, Knaben hingegen wollen sich an Dingen und Menschen stoßen. Gewaltbereite Widerspenstigkeit ist, weibischen Umerziehungen zum Trotz, den Jungs eingeboren. Denn selbstverständlich war auch damals das Geschlecht nicht bloß ein beliebiges Attribut, das sich im Haben oder nicht Haben eines Schwänzchens erschöpft, sondern es bestimmte weiterhin mit- samt entsprechender Humore das gesamte Verhältnis dieses oder jenes Menschleins zu seiner Welt. Die Doppelmoral der damaligen Zeitgenossen- schaft, die eines Komödianten wie Aristophanes oder Ibsens würdig gewesen wäre, ächtete hingegen die männliche Neigung zu handfest offener Gewalt- anwendung, während Mannfrau gleichzeitig mit einzigartiger Brutalität für die Befriedigung ihrer Lüstchen die Welt von Grund auf versaute oder ande- re Menschen wie Einzelkämpfer in mörderischen Konkurrenzkämpfen gegen- einander aufhetzte oder einander auf hinterfotzige Weise betrog. Die seiner- zeit weibischen Gemüter zeigten bei ihrer tückisch brutalen Ausbeutung von Mensch & Erde freundliche Gesichter und mildes Betragen und saubere Fingernägel. Hilflos standen die Knaben vor ihrer neuerdings verpönten, in die hinteren Winkel ihrer Gemüter zurückgedrängten Gewalt. Wegen ihrer gelegentlich immer noch schreiend oder sonstwie zerstörerisch ausbrechen- den Energien mußten sie sich von ihren Erzieherinnen gefallen lassen, als böseartig beschimpft oder gar als therapiebedürftig disqualifiziert zu werden. Und indem sie den Weibern zu Gefallen ihre Eigenarten unterdrückten, wur- den die Jungs tatsächlich verrückt. Als es so weit gekommen war, daß die Knaben sich ihres Knabentums schämten, war die allgemeine Verlogenheit unheilbar geworden. Denn bekanntlich war die damalige Zeit mehr denn jemals vorher gewalttätig. Ihre verweiblichten Sprachrohre und Redemeiste- rinnen wollten es nicht wahrhaben, jedenfalls nicht eingestehen, sie leugne- ten ihre eigene himmelschreiende Gewalttätigkeit oder logen sich über ihre alltäglichen Brutalitäten hinweg und redeten sich schön & gut & gerecht: eben deshalb waren sie in ihrer Tücke ungeheuer gewalttätig. – Die Kultivie- rungen von Jahrhunderten, die Verinnerlichung von Werten und Hand- lungsmustern, nach denen ein Mensch sich auch ohne äußeren Zwang oder wohlmeinende Bevormundungen aus innerem Antrieb richtet, hatte sich im Verlauf weniger Generationen weibisch geprägten Leistungskonsums ver- flüchtigt, ohne durch glaubwürdige, deshalb tragfähige neue Gebote ersetzt worden zu sein. Den Weiberseelen galt ja als erlaubt, was gefällt, wenn frau es sich leisten kann. Aber eingepfercht in die ausweglose Enge des Einbau- küchen gleich wohlgeordneten Gefüges aus Zwecken wurden die unzurei- chend zivilisierten Menschlein rücksichtslos tückische Raubtiere, deren unersättliche Gier keine Grenzen anerkannte. Diese Leute versauten in etwa zwei Generationen unseren gesamten Erdball. Jedoch zeigte sich die allge- meine Gewalttätigkeit vorerst nur an den Rändern unserer Zivilisation hand- fest offen bis bestialisch brutal. In unserer Gegend wurden die Sauereien mit

graziöser Leichtigkeit verbrochen. Wir kannten die großen Sauereien lange Zeit hauptsächlich aus den Bildschirmen, denn im geschützten Innenraum unserer Kommunikationszivilisation wurde Gewalt bloß verdeckt & hinterwärts mit allzeit sauberen Fingernägeln ausgeübt. Es war eine Zeit der Schreibtischtäterinnen geworden, also der Schreibtischtäter par excellence. Allesamt wie sie da an ihren Schreibtischen vor ihren Bildschirmen saßen waren sie hochgeachtete Menschen von freundlich milder Wesensart und, wie gesagt, mit sauberen Fingernägeln, die, von ihrer Schuldlosigkeit, ja ihrer Gutmütigkeit vollkommen überzeugt, mit harter Arbeit, wie sie es nannten und wofür sie ihr Tun tatsächlich hielten, die mit ihren Geschäften, Gesetzen, Abmachungen, Verträgen, Patenten und durch ihre Papiere und digitalen Zahlenkolonnen & Kurznachrichten hindurch Menschenmassen in Bewegung setzten, ans Laufen brachten, sie peinigten, sie bis aufs Blut auspreßten, dann austilgten, schließlich sogar die irdische Natur restlos versauten. Zweifellos hielten sich die damaligen Schreibtischtäterinnen, Schwänzchen hin oder her, für vollkommen gerechtfertigt, ja sogar für frei. Die Meisten von uns wußten wirklich nicht, was sie tun.

Neben den durch die Gegend reitenden Frauen kamen zu Beginn dieses Jahrhunderts die Hunde auf. Hunde sind handlich & pflegeleicht. Obwohl sie mitunter gefährlich aussehen, sind sie unterwürfig, jedenfalls bleiben sie abhängig, woran Frauen Gefallen haben. So kam es, das Einen mehrfach auf jedem Spazier- oder Waldgang Hunde ankläfften, Einem entgegen sprangen, heiser an ihren Leinen zerrend. Unvermeidlich folgten dem Träume & Gedanken zerreißenen Gekläffe schrille Schreie der Weiber auf den Fuß. Selten ging ein wohlgebildeter Hund aufmerksam und still an der Seite seines Herren an Einem vorbei. Während die Menschen, übersättigt mit Informationen & Bildern, zusehends sich selbst nicht mehr begriffen, entstanden in den Kirchdörfern Hundeschulen, in denen die Hunde zwar nicht gebildet, aber immerhin soweit dressiert wurden, daß sie dem damaligen Menschen gehorchen konnten. Hundeschulen lohnten sich: die Zeit der Einzelhunde war vorbei. Während hinter den Bildschirmen in fernen Weltteilen scharenweise Menschen hungerten, nahm in der Gegend dort oben bei nahe jeder, der zeitgemäß lebte & es sich leisten konnte, mehrere Hunde zu sich ins Haus. – War die Einsamkeit vor den Bildschirmen und im Gewirr der Kommunikationszusammenhänge ohne die Gesellschaft der Hunde nicht mehr auszuhalten gewesen? Warum es damals zur inflationären Vermehrung der Hunde gekommen war, wird wohl niemals gänzlich geklärt werden können. Das Aufkommen der Hunde war in vieler Hinsicht absurd: obwohl Mannfrau Jobblosigkeit verteufelte und dem vermeintlich liberalen Geist ihrer Zeit entsprechend wieder der Meinung geworden war: *wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen*, wurde Hunden freigiebig Kost & Unterkunft gewährt. Der unnützen Fresser wurden so viele, daß die Behörden sich aus

hygienischen Gründen genötigt sahen, die Hundeführer zum Aufsammeln & Verpacken ihres Hundekotes in Plaste-Tüten zu verpflichten. Das schreckte die Hundeliebhaber nicht, aber auf seinen Spaziergängen sah Reinhard bald statt der üblichen Hundescheiße faustgroße, schwarze oder rote Plaste-Knubbel am Wegrand liegen. Offensichtlich begriffen wurden mehr & mehr Menschen, gar nicht mehr, was sie taten. Immer häufiger kamen Einem Hundeführer inmitten eines Rudels von Kläffern entgegen. Tierliebe war zum absoluten Wertersatz geworden. Mehr & mehr Menschen waren nicht nur auf den Hund gekommen, sondern begannen sich sogar um die empfindsame Psyche von Goldfischen zu sorgen & zu verlangen: diese Tiere ausschließlich paarweise zu halten, damit kein vereinzelter Fisch die Qualen der Einsamkeit zu erleiden habe. Um die tierischen Empfindsamkeiten unserer damaligen Zeitgenossen zu schonen, wurde das Fleisch in den Regalen der Supermärkte dermaßen raffiniert in Plaste verpackt, daß nur einem aufmerksamen Käufer das Gefühl kommen konnte, es stamme von Tieren. Die damalige Gefühlsverwirrung war so weit gediehen, daß immer mehr Menschen kleine Tiere wie Kinder behandelten, da sie sich eigenen Nachwuchs aus einem Bündel von Rücksichten & Klugheiten nicht gönnten. Kinder zu haben war den Leuten lästig geworden. Ein jeder hatte ja viel zu viel mit sich zu tun. Und indem sich die damaligen Menschen ihrem Viehzeug zuwendeten, als wäre es ihres Gleichen, vertierten ihre Gemüter. Anscheinend war in Vergessenheit geraten, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. In ihrer Verwirrung verwechselten sie Tiere mit sich selbst, unterstellten ihrem Viehzeug mit tierischem Ernst ihre eigenen, ihre gewesenen Menschenrechte und behandelten einander schließlich wie Vieh. Sollten die damaligen Menschen tatsächlich begonnen haben, sich für Tiere zu halten? Vermutlich bemerkten sie ihre Verwechslung nicht, sie merkten ja auch sonst nicht viel und hatten vergessen, daß die Vertierung des Menschen zwangsläufig über es hinab in die Bestialität führt. – Jedenfalls fuhren mehr und mehr Frauen täglich mit dem Auto – brutal aus unserer Erde gepreßtes Benzin verbrennend – ihre Hunde in den Wald zum pissen. Omas Kanarienvögel waren zwar aus der Mode gekommen, aber unzählbar waren die Katzen und Mehrkatzen geworden, denen man oft sorgsam eine Klingel um den Hals band, um bedauernswerte Mäuse vor ihnen zu schützen. Nichts desto Trotz machten die gewitzten Kuscheltiere ihrer Natur gemäß in ihrer Freizeit den Singvögeln den Garaus. Nebst den üblichen Schoßgetier wie Meerschweinen oder Schildkröten hielten Reptilien wie Salamander oder Schlangen Einzug in die guten Stuben. Manche der in ihrer Einsamkeit verwirrten Frauen knutschten gar mit Ratten. In dem einen oder anderen Pool am Stadtrand will man Panzerrechen dümpeln gesehen haben. Sogar Froschzüchter soll es gegeben haben.

Die in den Gemütern gähnende Leere war ein Faß ohne Boden geworden, in dem Event auf Event versank, als wäre Nichts gewesen. Als man kaum noch wußte, womit man die damaligen Zeitgenossen unterhalten sollte, tingelte jahrelang von Stadt zu Stadt den Fluß entlang eine Ausstellung über den Tod. Auf den *Kick* hatten die müden Seelen gewartet. Jahr für Jahr standen die Besucher Schlange an den Eingängen zu der Wanderausstellung über den Tod. Der Tod wurde in der Ausstellung weder erklärt noch geheilt oder wenigstens in seinem geschichtlichen Werdegang oder alltäglichem Erscheinungsbild beschrieben. Es wurden Tote ausgestellt. Selbstverständlich waren es keine gewöhnlichen Toten, die Mannfrau zu sehen bekam, wie sie in allen Krankenhauskellern oder Leichenhallen zu finden sind. Echte Kadaver stinken und verrotten schnell. Ein Medizintechniker, ein Meister der Chemie oder der Physik, einer dieser modernen Alchemisten hatte ein Elixier ertüftelt, das dem Verstorbenen an Stelle des Blutes injiziert und in dem sein Leichnam eingeweicht werden konnte. Das Gebräu verwandelte Blut & Fleisch in Plaste. Die Plasteleichen konnten nun in skurrilen Posen, teils nackt, teils bekleidet, teils in Scheiben geschnitten oder sonstwie zerlegt ausgestellt werden. Unverrottbar stand solch ein Toter dann da als klassischer Diskuswerfer oder zeitgenössischer Fahrradfahrer, posierte bewegungslos als Leser auf dem Sofa oder als Arbeiter an der Werkbank oder als Liebhaber im Bett oder er saß bloß stumm da, mimte den Denker, den Tänzer, die Tänzerin, die Blumenfrau... Manch Plastefigur war längsseits aufgeschnitten oder quer abgeschnitten, damit man erkenne, wie sie von innen beschaffen ist. Anderen ward lehrbuchmäßig die Plastehaut abgezogen: blaue Adern – rote Sehnen – gelbes Fett – glotzende Augäpfel – freigelegte Hirne Herzen Nieren Genitale – Raucherlunge: geruchsneutral antiseptisch der Tod. Alles aber auch alles wurde gezeigt. Die Besucher waren begeistert.

Allgemeine Urteile über die Leute von Damals wären als akademisch zu vernachlässigen, wenn da nicht die Nachbarn gewesen wären, die sich genau so verhalten hatten, wie die Statistik es von ihnen verlangte. Reinhard brachte es der Verzweiflung nahe, daß die Menschen um ihn herum nach Hertas Tod abgrundtief primitiv geworden waren, primitiver als jeder sogenannte *Primitive* es überhaupt sein kann, waren mit der Zeit seine Nachbarn geworden. Die zivilisiert aufgerüsteten Barbaren um ihn her quälten Reinhard schließlich durch ihre bloße Existenz: offenbar schwitzten sie die Dünste ihrer ätzenden Primitivität sogar durch die doppelt & dreifach verglasten Fenster ihrer gedämmten & verklinkerten Häuser auf die Straße hinaus. Im Vorbeigehen fühlte sich der Spaziergänger von ihren öden Blicken verfolgt, von ihrer Engherzigkeit bedrückt atmete er erst auf, wenn er aus dem Dorf raus und hinter Bäumen ihren gehässigen Gedanken entkommen war. Ihm war nicht anders zu Mute, als würden ihn demnächst die Primitivlinge in ge-

schlossenen Reihen umzingeln & erdrücken. Primitive Dummheit ist keine Privatsache. Dummheit bereitet Schmerzen. Dummheit ist übergriffig, sie dringt in unser eigenes Bewußtsein hinüber mit ihrem nicht enden wollen- dem Gelärm um Nichts. Ungefragt schneidet die Dummheit in unser urei- genstes Ich mit ihrem Krach & Geschrei, ihrem Gebell & bösem Gerede. Auf- gerüstet mit dem Bilderklangbrei unzähliger Monitore war in den Jahren nach Hertas Tod die Dummheit der Motoren & Lautsprecher & Hundehalter gewaltig angeschwollen. – Wieso soll unser Einer Verständnis für all diese primitiven Krachmacher & Dummschwätzer um uns herum haben? Wieso sollten wir Käuze Nachsicht mit dem Affenzirkus von Leuten haben, die doch selber keinerlei Verständnis für Leser oder Spaziergänger aufbringen, für die Geist ein Fremdwort oder ein Witz, Müßiggang gar ein Laster ist: warum Ver- ständnis für Leute, die wie hysterische Autohupen bei jedem Pisser kläffen. Von Rattengift begann Reinhard zu träumen als helfe gegen die im Gefolge ihrer Herren verluderten Köter ein Gewaltstreich. Mit den Hundehaltern wäre die Verwirrung der Zeit nicht erledigt gewesen, vielzuviele Leute mein- ten mit irgendwelchem maschinellem BUM BUM die Landschaft wie mit Artillerie beschallen zu müssen. Wieder andere legten ihre Ehre ins Geknat- ter ihrer All- Knall- Fall- Räder. Geistige Arbeiten wie denken und träumen oder lesen oder schreiben konnten normale Zeitgenossen als solche nicht mehr begreifen, sitzen & sinnieren war den neuen Barbaren vollkommen fremd geworden, allenfalls „*Musick*“ ließen sie als *Arbeit* gelten; da sie sich andau- ernd beschallen ließen, meinten sie, mit *Musickmachen* ließe sich Geld machen. Was sich jedoch nicht auf ihren klobigen Waagen quantifizieren ließ, hielten die modernen Barbaren für Wertlos: so primitiv waren wir geworden. Unglaublich primitiv waren die Reichen geworden: Auf dem Wie- sengrund hinter Hertas Dorf der Banker mit dem Luxusweib und der Ara- berzucht erklärte stolz wie einer der letzten US Präsidenten: *nie Bücher gele- sen zu haben*. Der vergreisende Industriellensack von hinter dem Hügel jagte mit seinem Großraumautomobil auf der Landstraße junge Frauen, weil er Vögeln für den Sinn seines Lebens hielt. Tatsächlich war vielen der Leute als der letzte Sinn ihres Hierseins Vögeln geblieben. Andere verwechselten Flie- gen mit ihrem Lebenssinn: wie die Flöhe von da nach dort hüpfend verweil- ten Vielflieger auf ihrer Flucht vor der Langeweile in ihren Gemütern nir- gendwo auf der Welt länger denn wenige Tage. Und unser verunglückter Kauz, unser armer Franz hatte noch im letzten oder vorletzten Jahr vor dem Stillstand Vorträge über unsere betrügerische, unseren grandiosen Wohl- stand mitsamt unserer endlosen Ausflüchte ermöglichende Ökonomie gehal- ten, von der er weder das A noch ein B und schon gar nicht das O verstand. Und der Knacker im entkernten Fachwerkhaus hinter der Biegung hatte sich tatsächlich wegen einer abweichenden Meinung mit seinem Sohn ge-prügelt. Zwei Jahre später haute ihm der erwachsene Junge dermaßen auf die Nuß,

daß der Alte, der jammernd im Graben beim Forsthaus lag, von der Rettung weggesammelt werden mußte. Der Lehrer im Neubau zählte seit z e h n Jahren die Tage bis zu seiner Verrentung. Was erwartete so Einer nach seinem Leben – ? Unsere Leute konnten unmöglich primitiver werden. Ach hätten sie sich doch bloß täglich nach Strich & Faden besoffen!

Wie gesagt: die Menschen in unsrer Gegend waren primitiv geworden. Aber diese neuen Primitiven waren besser denn jemals Primitive vor ihnen gerüstet, also waren sie mächtiger denn jemals Menschen vor ihnen: primitiv & mächtig waren unsere Zeitgenossen geworden. Das mußte schrecklich enden. Als wieder einmal ein Frühling im Gras nistete und in der Luft knarrte bekam Reinhard, so alt war er geworden: Angst. Tatsächlich: so berauschend schön jeder kommende Frühling ist, Reinhard begann Frühlinge zu fürchten. Sobald die Leute wieder ihre Häuser verlassen, beginnen sie mit ihrem Krach & Gedöns Licht & Luft zu versauen. Sein Leben dort oben hatte den Kauz in Hertas Hütte belehrt: Der Leute während des Winterhalbjahrs in Häusern verborgene und sorgsam vor Bildschirmen gehütete Blödheit wird im Frühling wieder unüberhörbar. Und nicht bloß in den Städten den Fluß entlang oder auf den Ebenen bis zum Meer hinab, sogar die Leute hier oben in der Gegend waren dümmer und somit gefährlicher geworden denn jemals Menschen vor ihnen. Sie waren nicht mehr bloß ärmlich verstockt wie ihre Großeltern oder wie ihre Eltern ungebildet und verfressen; dergleichen will wenig heißen: Armut ist ein Schutz vor Schwachsinn und aus Bildung wird selten Besseres denn ein Vergnügen für Müßiggänger oder lesende Käuze und andere schräge Vögel. Die Leute hier oben aber hatten mitsamt ihrer ererbten Armut ihren Mutterwitz verloren. Die ihrem Dasein bisher Gestalt & Richtung gebenden Bedeutungen waren mit der Zeit verfliegen, ihre Persönlichkeiten lösten sich in ihren Bildschirmen auf. Kaum Einer von ihnen ahnte noch, wo sein oben & unten, sein hinten & vorne ist noch wer er war und was er wolle? Lebenslänglicher Beschuß mit Infomosaiksteinchen hatte ihre Gemüter durchsiebt, ihre Herzen zerfleischt, ihre Seelen zerschunden. Massengemäß vereinheitlichte Glücksvorstellungen hatten ihren Geist in die Irre geführt: unfähig waren sie geworden, sich selbst eigene Glückspantasien zu machen. Und Menschen ohne eigene Glücksvorstellungen werden bekanntlich gemeingefährlich. – Nächtens erwachte Reinhard plötzlich: glasklar sah er im Dunkel: sie werden kommen, in schwarzen Ledermänteln mit Schlapphüten oder neuerdings mit ebenso schwarzen aber weiß bedruckten Kapuzenjoppen, mit Baseballschlägern werden sie vor seiner Türe stehen, um ihn abzuholen.

Flucht war angesagt. Sogar dort oben in der Gegend wuchs die Zahl der Menschen, die irgendwie irgendwohin weg wollten. – So lange die Flucht in das Geschlecht alltäglich gespielt wird, ist der Trunk oft bloß ein Vor- oder Nachspiel, in dem hernach jedoch Viele sitzen bleiben, bis sie seine Tröstun-

gen nicht mehr verkraften können. Hat die Flucht in das Geschlecht ausgespielt, bleibt der Trunk oft der nächste, mitunter der letzte Ausweg. Geübte Trinker können in die Sphären ihres trunkenen Behagens einkehren wie in das Wohlbefinden ihres eigentlichen Lebens. Ihre allabendliche Flucht in den Trunk wird ihnen zur Heimat. Wer aber seinem heimischen Solotrunk oder der Thekenbruderschaft wieder entkommt, beginnt nicht selten in den Jahren, in denen seine Geschlechtsspielereien unbedeutend geworden sind, seine Traumkraft aber noch nicht entschlafen oder vergeistert ist, mit ergrauten Haaren entschlossen Zukunftspläne für ein besseres Leben zu machen und an den Grenzpfosten seiner in einem halben Jahrhundert gewordenen Umstände zu rütteln. Es nagt noch einmal in ihm, es wühlt und brüht in ihm: er möchte vorm Ende doch noch ein Leben führen. Im schweigsam mürrischen Heinz träumte es jahrelang von der Südflucht. Sein Haus hatte er bestellt: mit Weib und zwei Töchtern besetzt. Als alles erledigt war und die Rente auf ihn zukam, kehrten die Ahnungen und Sehnsüchte wieder und wieder, und mit ihnen das Unbehagen an seinen Umständen. Jahrelang hatte er es mit dem Trunk versucht, war darin jedoch gescheitert: die Obrigkeit hatte ihn ertappt und ihm die Fahrerlaubnis entzogen sowie eine Umerziehung aufgebrummt. Trunkenes Autofahren war damals keine Kleinigkeit mehr, in dergleichen Dingen war man außerordentlich moralisch geworden. Während die ökonomischen Zwänge reihenweise Menschenleben mitsamt deren Gemütern & der Welt da draußen nachhaltig versauten, wurden rauchen oder trinken einschließlich der abseitigen Freuden & Freiheiten kleiner Gifte unnachgiebig verfolgt. Der ertappte Heinz wurde *Psychologen* übergeben: er mußte seine Seele auf den Prüfstand stellen, wollte er jemals wieder durch die Gegend dort oben autofahren. Die kostspielige & langwierige Umerziehung setzte Prozesse in Bewegung: Heinz mußte und wollte schließlich irgendwie weg. Der Trunk war ihm durch eine professionelle Gehirnwäsche verdorben worden, also traf er andere Vorkehrungen und packte seine Siebensachen. Eines Abends kam er einfach nicht mehr heim. Nach zwei oder drei Tagen, etwas Freiheit wurde einem Mann damals gewährt, meldete ihn seine Frau auf dem Amt als vermißt. Seitdem wird er europaweit gesucht, immerhin entzog er sich finanziellen Verpflichtungen: Krediten, die abzuzahlen waren: Unterhaltspflichten für seine unmündigen Töchter in Schule & Ausbildung, Unterhaltspflichten gegenüber seiner Frau, die mit ihrem Halb-Tags-Job die Unterhaltung der im Haus übriggebliebenen Familie unmöglich finanzieren konnte. Und natürlich war seine Mutter Lisel untröstlich, nach dem verstorbenen Clemens, dem in der Scheune erhängten Robert und dem davongezogenen Christian nun auch ihren ältesten Sohn, den Haus & Hof verbundenen Heinz, verloren zu haben. Grollend gab sie ihrer Schwiegertochter die Schuld und machte sie in der Nachbarschaft schlecht. In den Augen der Leute aber hatte sich Heinz seiner bürgerlichen

Verantwortung entzogen. Wie hätten die Spießler bemerken sollen, ob er vielleicht mit Fug & Recht einer anderen, einer wichtigeren Verantwortung gefolgt war? Jedenfalls wurde Heinz in der Gegend dort oben nicht mehr gesehen. Im folgenden Jahr kam heraus: er habe seiner Familie Eigenheim, als ob es abbezahlt gewesen wäre, stiekum verkauft, um sein neues Leben auf der Flucht zu finanzieren. – Andere suchten in jenen Jahren andere Auswege.

Vielleicht war es ein Irrtum der Käuze gewesen, über das wahnsinnige Wollen ihrer Zeitgenossen verständnislos die Köpfe geschüttelt zu haben. Vermutlich hatten die Käuze auf ihren eigenen eingetretenen Abwegen selber Irrsinniges gewollt: eigenartige Freuden gewollt, behagliche Heimaten gewollt, weniger Arbeit & Zerstörung gewollt, etwas Gesellschaft & gute Laune und vor allem heitere Ruhe an langen sonnigen Nachmittagen gewollt, und natürlich tiefen, erholsamen Schlaf gewollt. Auch wir hatten zu viel gewollt; sogar unser Meditationskünstler hatte, sich ungenügend im Dasein übend, Mädchen gewollt. Wir waren nun einmal keine wirklich besseren Menschen gewesen, wir sorgten uns beim Wein des Müßiggangs nur ernsthafter um ein gutes Leben. – Unser kauziges Wollen war bekanntlich vergeblich gewesen. Die großen Bewegungen der Zeit gingen über uns wie Flutwellen hinweg. Die uns zufallende Zeit war bereits während unserer Jugendzeit, als wir noch in Hertas Küche fröhlich beieinandergesessen waren, heillos gewesen: das heranrollende Verhängnis wäre nur durch Verhaltensänderungen unserer Zeitgenossen aufzuhalten gewesen. Also ging es weiter wie gehabt: aus unserer Lügenzeit, in die wir hineingeboren worden waren, wurde eine das Bestehende zerstörende Gewaltzeit. Wahrscheinlich müssen generationenlange Lügen in Gewaltausbrüchen enden. Und wir waren mit besonders vielen unglaublichen Versprechungen aufgezogen worden. All das konnte unmöglich erfüllt werden! Für die Erfüllung all der vielen tagtäglichen Versprechungen konnten weder unsere Erde noch unser bißchen Lebenszeit ausreichen. Also waren wir von Kindesbeinen an nach Strich & Faden belogen worden. Von Natur unzufrieden bleibt jeder Mensch ohnehin auf der Suche nach einem Ort, an dem er eine Bleibe finden & den er Heimat nennen könnte: einen Ort, den es gelegentlich in der Einbildung gibt. Dahin: in gelingende Einbildungen hätten wir eigentlich streben müssen, um nicht lebenslänglich Vertriebene zu bleiben. Denn von Natur sind & bleiben wir alle Vertriebene. Doch wußten wir damals vor lauter Versprechungen nicht zu sagen, von wo & wohin es uns vertrieben hatte; obendrein hatten wir gelernt, flüchtend zu leben. Rundumversorgung & Bedürfnisbefriedigung aber bieten bloß trügerische Heimaten, deren Firlefanz Einen nach einer Weile langweilt. Und in langer Weile werden die meisten Leute, die ja wegen ihrer seelischen Ödnis nicht mehr still sitzen können, krakehlig und drehen am

Rad. So suchten damals der Käuze Zeitgenossen, unbefriedigt und überversorgt mit Zeug und umstellt von Gedöns wie sie waren, mit allem & jedem Streit. In ihrer langen Weile bekamen die Leute, da sie sich die Wege zu den damals abseitigen aber allzeit beständigen Freuden der Armut mit Krims & Krams verstellt hatten, vor allem & jedem Angst: in ihrer vorauseilenden Angst wurden sie brutal: sie begannen zu zerstören, was ihnen in die Finger kam. Alles aber auch Alles redeten sie in ihren weltumspannenden Kommunikationsnetzwerken schlecht. Auf ihren Suchen nach Schuldigen für ihre eigene Gemütsleere, nach Schuldigen für ihre selbst eingebrockten seelischen Desaster teilten sie die hinter den Bildschirmen vorgestellten Welten in eingebilddete Freunde und ebenso eingebilddete Feinde. – Menschen sind & bleiben auch & besonders unter rational optimierten Umständen kriegerisch: unseres Gleichen will Feinde bekämpfen. Obwohl wir hiesigen Menschen seit unvordenklicher Zeit nicht mehr die Weiten eisiger Steppen durchjagt haben, machten sich unsere Bürohocker & Schreibtischtäterinnen in verbissenen Kämpfen in den Bildschirmen ihre Lebensräume & Brotkörbe streitig. Leider blieben unsere bescheiden abseitigen Hütten vom allgemeinen Streit der weltweit vernetzten Schreibtisch- & BildschirmtäterInnen nicht verschont. Im Zuge der virtuellen Optimierung der Erde wurden unsere abgelegenen Rückzugsräume planiert, unsere in den Gegenden versteckten Nischen wurden dem digitalen Plan unterworfen, wir wurden mit der Zeit wegrationalisiert, wir echten Menschenwesen wurden der Vervollkommnung eines imaginierten Fortschritts geopfert: wir Käuze wurden vertrieben aus unseren Verstecken, die Überlebenden immer tiefer in ihr Abseits verdrängt. Die mörderischen Konkurrenzkämpfe der anderen, der besser verdienenden Leute an den Bildschirmen gingen auf unsere Kosten: die Machenschaften der Leistungstrottel gingen auf unsere Knochen, sie ruinierten unsere einfachen Freuden & Lebensentwürfe. Auf Teufel komm raus meinten sie, auch den letzten von uns in ihre sozialversicherten Machenschaften *integrieren* oder sonstwie einbinden, jedenfalls binden zu müssen. Mit tierischer Unbedingtheit meinen sie, Alles & Jeden in ihre Machenschaften einbinden zu müssen. Unbedingt sollte jeder von uns, sogar der hinterletzte Kauz sollte, so forderten es in einem der letzten Jahrzehnte vor dem Stillstand lauthals die Lehrerinnen, *inkliniert* werden. Uns inklinieren! Das ist unser Tod. Die mörderische Hinterfotzigkeit der Schreibtischtäterinnen mit den sauberen Fingernägeln war ekelhaft verlogen. Während sie in ihrem weltweiten Propagandamainstream steif & fest behaupteten, wir Nichtstuer & Müßiggänger, wir Träumer Trinker Tagediebe Taugenichtse lebten, da wir uns dem von ihnen vorgeschriebenen Leistungskonsum verweigern, auf ihre Kosten, übten sie in Wirklichkeit mit dem besten Gewissen ihre Art & Weise tückischer Gewalt gegen uns und die verbliebene Welt. Wenn beispielsweise einer dieser zarten Mädchenfüße mit bemalten Zehennägeln auf das Gaspedal

drückte, um über 120 Pferdestärken zu gebieten, übte es mehr Gewalt aus, als einem Caesar oder Napoleon auf seinem Zossen je möglich gewesen war. Überhaupt war jede gewöhnliche AutofahrerIn in ihrer trantütigen Einfalt etwas menscheitsgeschichtlich einzigartig Gewalttätiges. Daß so eine Igel totfuhr, ohne sie hernach aufzuessen, gehörte zu ihren geringsten Freveln. Und jeder einzelne von den motorisierten Millionen hielt sich in brutaler Einfältigkeit für den Mittelpunkt der Welt: jeder einzelne von ihnen wollte weitaus mehr, als ihm zusteht. Jeder Kopffäger, der seinen Götzen Früchte streut, verhielt sich in seinem gewesenen Urwald weitaus vernünftiger und harmloser als unsere motorisierten Barbaren es in ihrer zivilisierten Tücke auf ihren Autobahnen während jener letzten Jahrzehnte vor dem Stillstand gewesen waren. Und während die besserverdienenden Kerle, während unsere Katastrophe bereits vielen von uns Käuzen an den Kragen ging, auf den Balearen weitervögelten, als wäre nichts gewesen, flogen ihre Schicksen – apokalyptische Meldungen aus anderen Weltgegenden auf ihren smarten Phonen ignorierend – zum Unterwäschekaufens übers Meer. Unsere kauzige Bierruhe jedoch wurde mitsamt unserer vergnügten Arbeitslosigkeit vom mediengesteuerten Mop geächtet, wir harmlosen Nichtstuer wurden von dem gleichen Mop geächtet & verfolgt, der reiche Knacker, die mit stinkenden Geländewagen die Innenstädte verpesteten, bewunderte. Wir Wald- & Müßig-gänger wurden tat-sächlich geächtet & verfolgt, während motorisierte Beweglichkeiten & maschinisierte Arbeiterei & weltumspannende Bildschirmsaue-reien von unseren geistig auf den Hund gekommenen Zeitgenossen bewun-dert wurden. In jenen letzten Jahrzehnten war Mannfrau restlos überzeugt davon, die Existenzbedingungen unserer zivilisierten Gewalttätigkeit um jeden Preis erhalten zu müssen. Auf Teufel komm raus wurde die zivile Bru-talität der Motorisierung digital optimiert! Sogar für eine so einfache Tätig-keit wie das Heraufziehen oder Herablassen eines Rolladens, dermaßen ver-kümmert waren die Fähigkeiten der Leute, galt es einen fern- oder fingerge-steuerten oder irgendwie programmierten Motor zu verwenden! Jedoch belegten alles Studien: ein durchmotorisiertes Volk hat keinerlei Spiel-Raum zum Nach-geben. Ist ein Volk dahin gekommen, Motoren Öl Benzin zu ver-brauchen, bloß um Fenster zu öffnen oder Laub aus dem Weg zu blasen, wird es unfehlbar Krieg führen müssen. – Gingen wir damals im Gefolge der brutalen, auf hinterfotzige Weise hinter Bildschirmen permanent kriegfüh-renden Zeitgeister einem neuen *Kriegerzeitalter* entgegen? Mußte es wieder „Helden“ geben? Tausende heldenmütiger Frauen fickten sich in ihrer Not bereits zu unserer Jugendzeit von Sibirien bis an den Rhein, um Beute zu machen. Abertausende wagemutiger Neger schwangen sich im laufenden Jahrhundert in zerbrechliche Boote, stachen, Leib & Leben verachtend, in See, um an den gelobten Küsten Europas zu zerschellen oder erobernd ein-zudringen in diesen oder jenen Aushilfsjob oder eine Frau mit Sozialstaats-

bürgerschaft. In brutalen Zeiten bedeutet Menschsein mehr denn ohnehin Heldsein. Als es damals wieder so weit gekommen war, mochte mit einem pubertierenden 14 Jährigen weder Robert noch Reinhard oder irgendeiner der anderen alternden Käuze tauschen. Die Scheiße war zu dick geworden, durch die sich einer der Nachwachsenden bei seiner Menschwerdung durchfressen mußte, als daß einer von uns kauzigen Alten ihn um seine Jugend beneidet hätte. Und weit und breit war kein Schwein, das einem Jugendlichen Hilfestellung gab. Auf dem Marsch durch endlose Scheiße hatten die jungen Leute kaum den Funken einer Chance, sie selber zu werden; ihre Lebenszeit drohte ihnen mit raffinierten Geräten restlos geraubt zu werden. Wir Käuze hatten es zu unserer Zeit Gold gehabt mit unseren traumatisierten Eltern, den altbackenen Pfaffen, Tanten, Lehrern, Spießern, Altnazis. Zu unserer Jugendzeit war unsere Nachkriegswelt übersichtlich gegliedert: das ärgste Übel galt als überwunden, wir erwarteten eine glänzende Zukunft, die Gegner unserer Moderne erschienen lächerlich, schon an der Haartracht erkannte man sie eben so deutlich wie Freunde oder begehrte Geschlechter, sogar den Eintritt des Wunderbaren hielten wir zu unserer Zeit noch für möglich. Wir alten Käuze hatten verdammtes Glück gehabt. Die Jahre, die uns noch blieben, würden wir auch noch überstehen. Doch es kam anders.

Wann genau mit dem Morden begonnen worden war, ist nachträglich schwer zu bestimmen. Immer schon wurde gemordet. Und bekanntlich hielten sich die damaligen Erwachsenen, wiewohl ihre mit ungeheuren Bequemlichkeiten versorgte Unzufriedenheit auf brutaler Ausbeutung der Welt mitsamt der in anderen Weltgegenden hinter anderen Bildschirmen hockenden Menschen beruhte, für vollkommen gerecht & harmlos & gutmütig & friedfertig. Ihr gutes Gewissen hatten sie sich perfekt eingebildet. Sogar Tiere zu töten war damals bekanntlich verpönt. Dennoch begannen Erwachsene ihr Geschlecht nicht mehr aneinander zu befriedigen, sondern an Kindern, sogar Säuglinge sollen zum Abspritzen benutzt worden sein. Irgendwann mehrten sich die Nachrichten, wonach – zunächst äußerst selten, bald jedoch beinahe jährlich – die eine oder andere Mutter ihre Kinder nicht nur sexuellen Mißhandlungen preisgab, sondern sie tötete, zerstückelte, in ihrer Gefrier-Kühl-Truhe deponierte. Offenbar waren menschliche Instinkte in ihrem Kern beschädigt: es wurde unheimlich. – Irgendwann begann dann auch die Zeit der Amokläufe. Was zunächst zum vereinzelt Medienspektakel aufgebläht worden war, geschah schließlich mehrfach jährlich irgendwo in den Bildschirmen. Schüler, frustrierte Schul- oder Sexversager und Sportmuffel, aber auch unauffällige Muttersöhnchen oder pickelige Gruselvideogucker, verwandelten sich für 1nen Tag in brutale Rebellen. In schwarzen Kapuzenmänteln oder gefleckten Kampfanzügen oder in ihrer Alltagsverkleidung schritten sie an 1nem Vormittag durch die Flure ihre Schulen, schossen wahllos auf ihre

Mitschüler, Lehrer, Hausmeister, Gärtner, Passanten und schließlich, von Sicherheitskräften umstellt, auf sich selbst. Wer den idiotischen Anforderungen der Schul- & Sexpflicht nicht genügen konnte, um sich für einen entsprechend idiotischen Job zu qualifizieren, wurde mitunter selber brutal: so 1 Idiot erschoss Andere in gezielter Sinnlosigkeit. Aber die vereinzelt Amokläufer waren nur Kinder, die gewöhnlich die Handlungen ihrer Erwachsenen nach- oder vorspielen. Ja, sogar die Kinder waren damals unzufrieden geworden. Selbstmord befriedigte lebensmüde Jugendliche nicht mehr. Neue Selbstmörder kamen in den Jahrzehnten vor dem Stillstand auf, die, anders als der eine oder andere Kauz in unserer Gegend hier oben, sich nicht alleine töteten wollten. Wenn schon denn schon planten sie ihren Abgang als medialen Knalleffekt. Einsam verzweifelte Mörder oder verzweifelt einsame Mörder versuchten möglichst viele Andere mit in den eigenen Abgrund hinabzuziehen. Wer weiß warum? Ihre auf Zettel gekritzelt, in Handys gelaberten, mangels Schreibfähigkeit auf Heimvideos oder sonstwie elektrodigital festgehaltenen polit-religiösen Begründungen für ihr Morden können unmöglich ihre wirklichen Motive gewesen sein. Unmöglich kann eine Menschenseele dermaßen versimpeln, daß sie die massenhaft im Netz zirkulierenden billigen Gründe für *Selbst-Mord-Attentate* oder andere Tode für eingebildete *Gottes-Reiche* oder *Vater-Länder* glaubt. Wer weiß, warum diese jungen Leute es taten? Wer weiß, was mit den Seelen der Menschenkinder geschehen war, daß sie in ihrer fundamentalen Verwirrung zu einsam verzweifeln oder verzweifelt einsamen Mördern wurden. Viele dieser unbedarft jungen Mörder waren, will man dem Lamento ihrer Nachbarn Freunde Verwandten glauben, offensichtlich vorher weder auffällig dumme noch besonders schlechte Menschen gewesen; wahrscheinlich hatten sie bloß mit ihrer ganzen Kraft und dem vollständigen Einsatz ihrer Person nach einer glaubhaften Erzählung vom Gelingen gesucht. Wer half den verwirrten jungen Mördern bei ihrer verzweifelten Suche? Kein Schwein. Von den alten unbefriedigten Säcken alleine gelassen – ohne von ihren Erwachsenen auch nur den Anhauch geistigen Wissens überliefert zu bekommen, gingen die jungen Leute abgedroschenen Phrasen von Gott & der Welt, von Gerechtigkeit oder Freiheit oder Menschenwürde auf den Leim und wurden Mörder, mitunter Massenmörder. In manchen Weltteilen wüteten die Jungmörder gar unter ihres Gleichen, bildeten ganze Heerhaufen oder Mörderstaaten; einige von ihnen nahmen beschwerlich weite Wege auf sich, um ihren Schrecken in unsere Städte zu tragen, andere waren sogar mitten unter uns geboren worden. Die neuen Selbst-Mörder waren zu ihrer Zeit die Spitzen unserer gesellschaftlichen Eisberge. In den Vielen und Vielzuvielen, wie Friedrich in seiner Verzweiflung unsere zeitgenössisch aufgeblähten Menschenmassen oft genannt hatte, schlummert unter dem Zuckerguß ihrer Wohlstandszivilisiertheit die blindwütige Gewalt gequälter Bestien.

Die Grauen der ersten Weltkriege waren in den Jahrzehnten vor dem Großen Stillstand sogar von den Besonnenen vergessen worden. Weltweit kamen neue Gesellschaften auf, deren maßgebliche Politikertypen sich der strukturellen Unbelehrbarkeit der Menschenmassen bedienten, indem sie den neuerdings von unzähligen Ängsten gequälten Wohlstandsmenschen das Blau vom Himmel herunter logen: „Alles für Alle“ war der Politslogan, der die Menschenmassen begeisterte. Da die neuen Technologien tatsächlich Unglaubliches möglich machten, fanden die Lügen vom Himmel auf Erden leicht Gläubig; Weniger als die Vereinbarkeit von Allem mit Jedem für Jedermannfrau hielten die Leuten für inakzeptabel: „nicht hinnehmbar“ wie man sie damals oft sagen hörte. – Irgendwie so ähnlich muß es gewesen sein. Irgendwie so muß es zur weltweiten Politverblödung gekommen sein, zu jener mit den vielzuvielen Ängsten um all das unnötige Zeug einhergehenden Herrschaft von Herz- & Geistlosigkeit. Es kann kein Zufall gewesen sein, daß in jeder Weltgegend, sowohl in kleinen wie großen Ländern, ja sogar in riesigen Landschaften ausgemachte Trottel an die Regierung kamen. Die weltweit aufkommende Herrschaft der Trottel mußte triftige Gründe in der wachsenden Kleinherzigkeit & Engstirnigkeit & Geistvergessenheit der beherrschten Völker selbst gehabt haben. Und wie es sich für Trottel gehört, wußte selbstverständlich jeder der kleinen & großen regionalen Machthaber genau: was gut, was böse ist. Weil er ganz genau die Guten von den Bösen zu scheiden wußte, war er ja ein Trottel, und eben deshalb, weil er den Vielen und Vielzuvielen aus ihren gleichgeschalteten oder versimpelten oder wer weiß wie verkümmerten oder wie auch immer verrotteten & vertrottelten Herzen sprach, hatten sie ihn ja gewählt. Da sich fast alle Menschen in ihrer Verblendung oder Verblödung nur noch für *gut* hielten, wurde moralische Versimpelung Trumpf. In Ermangelung jedweder Vernunft oder besseren Einsicht wurden unsere von Generation zu Generation schrumpfenden Weltdeutungserzählungen auf Ein-Satz-Nachrichten heruntergebrochen, schließlich sogar zu Ja-/Nein-Signalen, zu gefällt mir/gefällt mir nicht Symbolen kastriert. Entsprechend der epidemischen sprachlich-gedanklichen Versimpelung wurden die eingebildeten Gegensätze zwischen den in Staaten gebündelten Menschenmassen zum JA oder NEIN aufgebläht. Ohne Not wurden unsere bescheidenen, im vergangenen Jahrhundert blutig erworbenen Einsichten zerredet & unsere altherwürdigen Freiheiten kommunikativ verjuxt. Indem es für alle & jeden nur noch die gleiche Freiheit geben sollte, ging unsere Welt zu Ende. Wie schon so oft stand auch unsere damalige Zeit bekanntlich auf tönernen Füßen. Ihre tönernerne Ordnung der Dinge fußte bekanntlich bloß noch auf der ins Unermeßliche gesteigerten Produktion von Gütern & Zeug & Gedöns aller Art. Der damals weltweit geglaubte Mythos von der grenzenlosen Herstellung von Zeug & Glück & guter Laune erzwang den Weltkrieg gegen unsere Erde, gegen unseres Gleichen und gegen uns

selbst. Jeder Mythos von Grenzenlosigkeit führt zwangsläufig in die Selbstzerstörung. Da vernünftiger Weise alle Grenzen hat, muß, wer sie leugnet, menschenverachtend brutal werden. Und die Damaligen, da ihnen doch kaum mehr als ihre Selbstbefriedigung mit Zeug geblieben war, wollten keine Grenzen anerkennen. Hinter ihrem Traum vom unbegrenzten Wohlleben, nichts Anderes war ihnen ja geblieben, gähnte Todesangst. Die damaligen Hunde wollten tatsächlich ewig leben, also schoben sie wie den Schwarzen Peter den Tod anderen zu.

Wenige Wochen nachdem am anderen Ende der Welt – in genau jener Stadt, in die unser Franz seinerzeit vor seiner Mutter Herta geflüchtet war – die beiden Hochhaustürme mit lautem Getöse zusammengebrochen waren, begann das Desaster unserer Zeit offensichtlich zu werden. Wahrscheinlich hatte unser hiesiger Patriarch Clemens das unvermeidlich heraufziehende Unheil vorausgeahnt, weshalb er vorsorglich wenige Tage nach dem Zusammenbruch der Türme gestorben war. Seit seinem Ableben mehrten sich in den Nachrichtensendungen, die auch die Leute hier oben in der Gegend sorgsam anzuschauen pflegten, die Vorboten des heraufziehenden Desasters. Die an Börsen notierten elektrodigitalen Werte der Dinge schrumpften als erstes, schwankten, lösten sich auf, schlugen Blasen in einem sich durch die Jahrzehnte hindurch windenden Auf & Nieder von Krise und neuerlicher Euphorie: Alles schien allzeit möglich und dann wieder Nichts. Selbstverständlich kommt solch ein Zusammenbruch nicht von jetzt auf gleich, sondern Weltordnungen zersetzen sich schleichend. In der zunehmend enger werdenden Welt begannen vielzuviele Menschen einander auf die Nerven und dann an den Hals zu gehen. Kriege wurden ohne Not in Folge der umgekippten Türme angezettelt: zunächst am fernen Hindukusch gegen weltfremde Nomaden, dann gegen einen zeitgemäß aufgeputschten Diktator in Bagdad. Dabei hatten weder die Nomaden noch der Diktator die Türme umgekippt; es waren doch irgendwelche selbstmörderische Jugendliche gewesen, die in ihrer seelischen Verblendung Andere mit in ihr eigenes Nichts meinten reißen zu müssen. Das waren ihnen gelungen. Die von den jungen Leuten mit den Türme angestoßene Gewalt ging nach der Zerschlagung der Nomaden und der Erhängung des Diktators ungebremst weiter: *Dominoeffekt* nannten es intellektuelle Zeitgeistschreiber: Machthaber wurden erschossen, Regime gewechselt, Raketen & Bomben geworfen, Landschaften zerstört, Lebensentwürfe vernichtet, Mädchen geschändet, Kinder erschlagen, Menschen gemordet, Völkerschaften vertrieben, Gegenden verbrannt, Weltteile verwüstet. Jahrzehntelang, so fest gefügt waren unsere Zustände gewesen, ging die Verwüstung weiter & erfaßte mehr & mehr der Gegenden; obwohl gelegentlich in der Propaganda von „Sieg“ die Rede war, endete das Morden nicht. *Dominoeffekt*. Elend zerfraß Völker. Hungersnöte trieben Menschenmassen in Verzweiflung. Afrikaner flüchteten ins Meer, Araber revoltierten, Bürger bekrieg-

ten einander, Völker zerfleischten sich. Ein jeder, der Videos aufzeichnen konnte, behauptete im Recht zu sein und nannte den Anderen einen „Schurken“. Sogar ihre beinahe vergessenen Götter mobilisierten die Völker wieder und führten sie wie aufgeblasene Popanze gegeneinander ins Feld, um einander mit himmlischem Segen bestialisch zu Leibe zu rücken. Inmitten unseres unheimlichen Wohlstands hatten wir hierzulande lange Zeit vergessen können, wie sehr die anderen Leute in der Welt da draußen einander haßten. Nach dem zum weltweiten Entsetzen die Türme umgekippt worden waren, fanden die Leute endlich wieder Anlässe, einander offen zu bekriegen, um alte Rechnungen zu begleichen. Allerorten erblühte der alte Völkerhaß gegen die Nachbarnationen, sogar die von den Großvätern ererbte Feindschaft der Atommächte lebte wieder auf. Unter der Herrschaft ihrer Trottel rüsteten sich Großmächte anscheinend zu einer Weltschlacht. Wie oft schon begann das Schießen auf dem Balkan, dort und in Osteuropa gewannen die einen Landstriche hinzu, die anderen führten da oder dort kleine Kriege im Kaukasus oder in Tschetschenien, eroberten die Krim, siegten vorerst in Syrien. Wieder andere machten einander Inseln im chinesischen oder einem anderen abgelegenen Meer streitig oder steckten mißliebige Völkerschaften in gewaltige Konzentrationslager oder pflanzten ihre Flaggen im schmelzenden Eismeer oder drohten der Welt wegen einer Provinz im Himalaya mit Untergang. Unter den Meeresspiegeln entbrannte ein Ringen um die Rohstoffe für die Versorgung unersättlicher Menschenmassen. Und im Orbit wurde der Krieg der Sterne erneuert. Droben in der Höhe und hienieden, vorne und hinten, links & rechts schlugen die in Nationen gebündelten Menschenmassen begeistert hassend aufeinander. Ein anderer als der Geist des Hasses war ihnen ja nicht geblieben. Völkerhaß verspricht jenen Heimat, die sonst nichts mehr haben, weder Hund noch Katz oder ein Gärtchen mit Rosen der Liebe. Wir glücklichen Käuze hatten anfangs, als das Hauen & Stechen in den Bildschirmen losging, in unseren verträumten Abgelegenenheiten gut spotten. Wir hier oben sowie unsere werktätigen Mitbürger den Fluß entlang und zum Meere hinab lebten lange Zeit wie auf einer Insel inmitten der unsere abseitigen Gegenden umbrandenden Weltkriege. Als dann von ihren verwüsteten Erdteilen flüchtende Völker auch in unsere leidlich geordneten Zustände eindringen, ergriff auch bei uns Angst die Herrschaft, auch hier überschlugen sich Unzufriedenheit & Mißgunst. Die Wortführer unsere hiesigen, von Grund auf verwöhnten Völkerschaften belogen einander was das Zeug hält, die Stimmen der Völker stritten sich wie weiland Fuhrknechte & Kesselflicker. Unser altehrwürdiger Kontinent zerbrach: erst die eine, dann die nächst Insel bröckelte hinweg und löste sich im Strom der Zeit auf. – Wer hatte die Menschen in Italien oder Polen oder Britannien, schließlich sogar in Frankreich und bei uns daheim dermaßen auf den Hund gebracht, daß sie mehrheitlich Schwätzern zujubelten oder Trotteln nachliefen? – Wir Käu-

ze fragten uns damals: was wohl unsere geistig verkommenen Völker anrichten werden, wenn ihnen demnächst der Wohlstand ausgeht? – Jedenfalls wurde die Welt wahnsinnig: die einen spielten islamische Revolution, die anderen Gotteskrieger oder auserwähltes Völkchen oder wünschen sich ein blondgelocktes Abendland mit Schweinsbraten & Reinheitsgebot. Von aller Phantasie verlassene träumten vom grenzlosen Wachstum des Leistungskonsums mit nicht enden wollender Arbeiterei für Jedermannfrau. – Ja hatten die damaligen Idioten denn nichts Besseres zu tun? Konnten die Leute denn nicht mehr spazieren gehen oder in der Sonne sitzen und ihrem Gemüse beim Wachsen zusehen? Auf irgendeiner asiatischen Halbinsel hockte ein Fettsack inmitten seiner Wahnvorstellungen und drohte uns mit der atomaren Vernichtung unserer Gärten & Hütten & Wälder. Was hatten wir Käuze mit diesem oder jenem Supermachtsidioten zu schaffen? Unaufhaltsam steigerten sich die Meldungen vom Unheil. Zu allem Übel wurde schließlich ein Volltrottel von seinen Leuten zum Führer des mächtigsten Staates der Erde gewählt. Das Unheil wurde maßlos.

Damals ging etwas zu Ende. Es war nicht abzusehen was und wie und schon gar nicht wohin. Propheten waren unnötig, um mit unserem Clemens vorherzuahnen, daß auf unser unseliges 20tes ein beschissenes 21tes Jahrhundert folgen würde. Endet aber eine bestimmte Zivilisation, bedeutet das für ihre Kinder und Kindeskinde einen schmerzhaften Verlust. Wer zu Ende geht, der trauert. – Was ging uns Käuze der Niedergang einer Zivilisation an, vor der wir uns lebenslänglich so gut wie möglich gedrückt hatten? Einer Zivilisation, die schon zu unserer Jugendzeit, als wir noch in Hertas Küche den Eintritt des Wunderbaren erwarteten, hohl gewesen war. Unsere Verlusttrauer war nicht bloß vorgetäuscht oder eingebildet, denn auch uns ging es an den Kragen. Auch wir Käuze würden nicht entkommen. Gehörten wir doch zu den Blüten dieser unseren Zivilisation! Wir abwegigen Gestalten gehörten zu dem Besten, was sie, und nur sie, hervorgebracht hatte. Schließlich mußten beim allgemeinen Schiffbruch auch wir schrägen Vögel droben in den Masten untergehen. – Menschen aber überdauern, denn wir sind zäher als Ratten. Und komme was wolle: eine atemberaubend „Schöne Neu Welt“ bleibt uns erspart. Schluß ist mit der Optimierung & Verplanung der Welt. Und unser Spazier- oder Waldgang wird allzeit möglich, wahrscheinlich sogar notwendig bleiben. Auf unseren Gängen wird der Niedergang des geballten Firlefanz unwichtig, spazierend überwinden wir das Unheil in unseren Gemütern oder Herzen oder Geistern oder den wenigen Gedanken, die wir uns & Anderen zum Zeitvertreib so machen. Komme was wolle: wir bleiben. – Vielleicht gehören wir Käuze & Kräuter mitsamt der schrägen Vögel zu jenen sagenhaften „Fackelschwingern“ in dürftiger Zeit, vielleicht sind wir eine „Flaschenpost“ für zukünftige Menschenwesen: eine Erinnerung, daß zu leben immer auch anders geht. Und wäre die Freiheit

gänzlich von der Erde hinwegrationalisiert worden, hätte sie einer von unseren Dichtern in seiner Dachkammer wiedererfunden. Man darf mit der Welt da draußen keinesfalls allzu verbandelt, man muß ein Träumer von Geblüt sein, um wie Friedrich in Dachkammern die Bedeutung des Menschen jenseits seiner Verzweckung zu bewahren; um immer wieder unsere Freiheit aufs Neue zu behaupten. Und das Wiedererfinden unserer menschlichen Freiheit wird jedesmal wieder Unordnung und Unruhe in wie auch immer gefügte Zweckordnungen bringen bis hin zu Todschatz Mord Krieg Vernichtung. Freiheit wurzelt in Anderem denn in Friedfertigkeit. – Aber vorerst war nichts zu befürchten, meinten wir Käuze doch, die Herrschaft gefügter Ordnung sei noch nicht vorbei, wir jedenfalls könnten im Schutze der Zivilisation gemächlich zu Ende leben. – Woher hätten wir damals wissen sollen, welche Greuel sich inmitten unseres Zeitalters anbahnten? Wer weiß zu sagen, warum sich unsere Zivilisation ohne Not zerstörte? – Der Gründe sind unermesslich viele; vielleicht waren wir auch bloß zu viele geworden, die wir achtlos, wie wir sind oder geworden waren, in der Welt herumliefen? Eng war es um uns herum geworden, Enge bereitet unsereinem Unbehagen, unzufrieden, wie wir von Natur aus sind, machten uns die unbehaglichen Umstände krakehlig: unsere Wut auf die Allzunahen unseres Gleichen steigerte sich zu Verzweiflung; schließlich mußten die verzweifelten Leute blindwütig aufeinander einschlagen. Was sonst hätten sie in ihrer Seelennot tun sollen? Ihnen allen war ja eingeschärft worden, mehr zu wollen, als ihnen zusteht. Die Hunde wollten ewig leben.

Wie dem auch gewesen war. Jedenfalls konnte es so unmöglich weitergehen. Denn abgesehen von den in der Gegend hier oben vereinzelt übriggebliebenen Käuzen lebten die damaligen Menschen bekanntlich maßlos. Rückblickend hat es den Anschein, als ob sie weder von Grenzen wußten noch eine Ahnung hatten, wer sie waren. In ihrer Selbstvergessenheit verarbeiteten die Leute in nicht enden wollender Arbeiterei unsere gesamte Welt, um nichts als Waren zu erzeugen. In nicht enden wollender Plackerei wurden Waren & Waren & Waren erzeugt, nur um möglichst bald wieder verbraucht & weggeschmissen & durch neue Waren ersetzt zu werden. Der sich anscheinend endlos steigernde Kreislauf der Dinge mitsamt der an ihnen haftenden Kredite, das mehr & mehr & mehr an Zeug & Zwang verwechselten die also um sich selbst betrogenen, im Geiste verarmten Leute mit Wohlstand. In endlosen Kolonnen zogen ihre Last-Kraft-Wagen durch die Lande, verstellten die Gegenden, verpesteten mit ihren Abgasen die Atemluft, um mit dem endlosen Nachschub an Dingen den erlogenen Wohlstand in alle Ecken & in den hintersten Winkel der abgelegensten Gegenden zu bringen. So konnte es unmöglich weitergehen. Für die damalige Lebensweise reichten zwei drei Erden nicht hin. Dabei wurden so viele Waren gar nicht benötigt, denn bereits damals waren die Leute seit einigen Generationen mit allem gut

versorgt, ja die Meisten waren sogar überfüttert, nicht wenige verfettet. Aber die armen Menschen hatten sich an das endlose Kaufen & Verbrauchen von Zeug so sehr gewöhnt, daß sie danach süchtig geworden waren, daß sie ohne jede Notwendigkeit bloß so zum Spaß immer wieder neue, und immer buntere, und immer größere Automobile kauften, bis schließlich Jedermann-frau, der etwas auf sich hielt, weil er über ein durchschnittliches Einkommen verfügte, einen als Personenwagen zurechtgemachten Last-Kraft-Wagen fuhr, wenn er fünf Tomaten einkaufen wollte oder sein Vergnügen suchte. So ähnlich war es mit Allem. Obwohl die nahezu vollkommen verarbeitete Welt viel zu klein für all das Zeug wurde, kauften die armen Leute immer weiter, immer größere & größere Autos & Wohnungen & Häuser. Wenn es so weitergegangen wäre, hätten sie gewiß die ganze Gegend zugestellt mit Blech und Fabriken und riesigen Gebäuden für all die vielen schwerreichen kleingeistigen Leute. Zu allem Überfluß flogen sie bei möglichst jeder sich ihnen bietenden Gelegenheit mit einem Flugzeug weg, um irgendwo in der angeblichen Welt da draußen etwas Erfreuliches oder Aufregendes oder Angenehmes oder Sonniges oder wenigsten Sex oder wer weiß welch Gedöns zu finden. Indem sie andauernd meinten, irgendwohin wegfliegen zu müssen, zerstörten sie mit meiner Erde auch meinen Himmel. Mit ihrer endlosen Fliege-rei versauten sie mir den Äther und zerkratzten meinen Sternenhimmel. Die Menschen waren nun einmal so sehr auf den Hund gekommen, daß sie in ihrer Maßlosigkeit vergessen hatten, wer & wo sie sind. Verlernt hatten sie, einfach so spazieren zu gehen oder gar still zu sitzen & zu sinnieren. – Um das Unheil abzuwenden, hätte schon vor unserer Jugendzeit alles wieder einfacher werden müssen. Alles mußte wieder einfacher werden. Aber erst in dem Stillstand nach dem Zusammenbruch der damaligen Lebensordnung lernten die Menschen hier oben in der Gegend wieder, Maß zu halten.



Der Umbau

Als das Alles vorüber war, ging der mittlerweile ergraute Tim gelegentlich an Reinhardts Seite die eine oder andere Runde über die Hügel, durch die Siefen und Dörfer oder am Bach entlang, den Waldweg hinan am gewesenen Forsthaus vorbei und auf den Feldweg unterhalb der Wiese, von wo es so aussieht, als wölbe sich der Hügel von Horizont zu Horizont. Gelegentlich sieht man Tim auch alleine, wenn er den greisen Kauz nicht angetroffen hat, durch Hertas Dorf an Kapelle und Josephstein vorbei über den Grat zur Teufelskiste, den Hang hinab über die alte Fernstraße in den Auwald hinein zum Bach gehen, denn dort spielen die Schatten der Felsen mit Farben und Licht im Wasser.

Als das Schlimmste vorüber war, wurde es wieder ruhig in der Gegend hier oben. Als der Spuk vorbei war, dröhnten nur noch selten Autos durch das Tal, die schreienden Motorräder waren verschwunden, denn unerschwinglich war es geworden, bloß so zum Spaß mit einem Motor zwischen den Beinen durch die Gegend zu röhren. Die alte Straße lag wieder ruhig unter schattigen Bäumen im Tal. Da & dort durchbrachen Schlaglöcher den mittlerweile rissigen Asphalt. Hin & wieder holperte ein einzelner Last-Kraft-Wagen über sie hinweg. Es war, als hätte es nach einem lange währenden Unwetter wieder aufgeklart: heiter & milde waren die Umstände anscheinend wieder geworden. Und wunderbar still waren die Himmel wieder geworden! Flieger waren wieder so selten, daß die Kinder wieder hinaufschauten und hinterherträumten von unbestimmten Fernen. Als es vorbei war und die Dinge wieder weniger wurden und die Zeit gemächlicher verging, stand zunächst zu befürchten, daß die in ihren Erwartungen getrogenen Leute massenhaft schreiend am Rad drehen und wie verrückt auf ihre unerfüllbaren Ansprüche & Wünsche pochen würden, weshalb auch hier oben ein Hauen & Stechen Aller auf Alle zu erwarten war. Aber als es zu Ende war, erwiesen sich die Menschen als überraschend vernünftig. Die meisten der Älteren und Alten atmeten bald auf, binnen weniger Monde lernten auch die Jüngeren wieder still zu sitzen und sich aneinander zu freuen. Ein auf den Gemütern wie Blei lastender Druck schien wie vom Winde verwehrt, Seelen verätzende Zwänge wie weggeblasen: da irgend etwas Unnötiges kaum noch zu haben war, gab es auch kaum noch etwas zu versäumen. Man mußte nirgends mehr hin. Wer von den Jüngeren die wiedereingetretene Ruhe nicht aushalten konnte, dem stand immer noch der endlose Klamauk virtueller, irgendwo elektrodigital erzeugter Welten offen. Doch die meisten Menschen

sehnten sich bald nicht mehr nach künstlichen Ereignissen, sondern gaben sich mit dem zufrieden, der sie sind. Die jungen Frauen erinnern sich zwar belustigt oder kopfschüttelnd, manch eine angeblich auch bedauernd an die Super-Märkte mit ihrer schier unerschöpflichen Auswahl an Zeug aus aller Herren Länder. Doch neuerdings genießen sie ihre Wege auf die Höfe oder zu den kleinen Läden mit deren wenigen Waren, wodurch die Auswahl erleichtert wird und beim Besorgen reichlich Zeit bleibt, um miteinander zu schwätzen: „Weißt du noch“, können sie einander lächelnd fragen oder scherzend ihren Kindern aus ihrer eigenen Kindheit erzählen, „wie wir früher einkaufen gefahren sind? Andauernd sind wir einkaufen gefahren. Und wie viel Zeug, verpackt in buntem Plastemüll, wir gekauft haben, denn weit mehr als man denken konnte, gab es zu kaufen; es gab damals doch nichts, was es nicht gab; man glaubt es kaum. Und wenn wir nicht einkaufen gefahren sind, dann sind wir irgendwo hingefahren oder in die sogenannten Ferien gefahren. Andauernd sind wir gefahren: Das war ein endloser Streß. Nie durften wir da bleiben. Und die endlos vielen Autos, die Abgase, der Müll und all die vielen unentwegt aneinander vorbei & durcheinander hindurch wuselnden Menschen! Das alles und noch viel mehr haben wir früher für *normal* gehalten. Normaler Weise haben wir früher unheimlich viel Zeit mit herumfahren mit besorgen mit Sorgen vertan.“ Da nun das Schlimmste vorbei ist, ist die Versorgung wieder annähernd so schlecht oder so gut wie zu ihrer Urgroßmütterzeiten, die ja auch gelebt und ihre Sonnentage genossen und sich ihres Lebens gefreut hatten, und die sich um so Vieles nicht kümmern mußten. Und auch unseren jungen Frauen ist in Folge des Umbruchs viel Last von den Schultern genommen worden: um vielerlei Zumutungen, die man ihnen in ihrer Kindheit & Jugend eingeredet, auf deren Bewältigung man sie mühsam vorbereitet hatte, müssen sie sich nicht mehr kümmern. Viele Entscheidungen müssen sie nicht mehr fällen, da es wieder einfacher, da zu leben wieder klarer und selbstverständlicher geworden ist. Da es kaum noch etwas zu versäumen gibt, dürfen sie wieder ungestört da sein und beieinander sitzen und ihre Zeit vergehen lassen. Viele der jungen Frauen haben wieder begonnen, offene Küche zu halten. Überhaupt pflegen sie wieder ihre Häuser und Gärten und Betten. In Hertas Dorf sind sie sogar bei Reinhard vorstellig geworden: ob sie den Backes in seiner Küche wieder in Betrieb nehmen könnten, um darin gemeinsam Brot zu backen? Der greise Kauz vertröstete sie: es könne ja nicht mehr lange dauern, dann würde seine Hütte frei. Und das Beste ist: viele Leute sind aus der Gegend verschwunden, weil sie meinten, es würde hier oben für sie zu hart zum Leben. Viele der vormals zugezogenen Leute glaubten tatsächlich, in den Städten am Fluß mit dem Notwendigen besser versorgt zu werden und kürzere Wege zu den Läden oder dem einen oder anderen regulären Arbeitsplatz zu haben, der nach dem Umbruch noch gebraucht und besonders

bezahlt wird. Manche Leute meinen halt, mehr brauchen zu müssen, als sie hier oben bekommen würden.

Wenige der Weiberhaushalte in der Gegend haben den Umbruch überstanden: so ist beispielsweise das alte Pärchen vormals wohlversorgter Weiber, obwohl die ihnen gleichgesinnte Nachbarin sich bei den ersten Anzeichen sogleich auf und davon gemacht hatte, tatsächlich geblieben. Ihnen leistet Titania vom Hügel gegenüber, die neuerdings ihrer Esel halber bei den Bauern beliebt ist, gelegentlich Gesellschaft; jedoch sind bei den alten Weibern die Abende und Nächte endloser Klage vorbei. Tina hingegen war mitsamt ihrer „Weiblichen Bücherstube“ einfach so verschwunden. Lydia hatte, von ihrem Motorradfahrer verlassen, ihren schwunghaften Handel samt Begegnungsstätte hinter dem Kirchturm dicht gemacht. Arabella wohnte ohnehin in der Stadt, aber auch Ursula, Paula und Clara wurde es im folgenden Jahr hier oben zu beschwerlich. Mangels Kundschaft waren schließlich auch die heilenden Hexen ausgeflogen. Was aus Renate oder Mila geworden war, wußte keiner zu sagen; aber die Vorderfront ihres Hauses war, da der Hügel aus Bauschutt, auf den es dummer Weise gebaut worden war, mit der Zeit Zentimeter um Zentimeter wegsackte, vornüber umgekippt. Einige Jahre konnte man in die aufgerissenen Wohnräume wie in ein Puppenhaus hinein schauen, bis das verrottende Gebäude in einem Hagelsturm zusammenbrach: Bauschutt auf Bauschutt. Mit den Weibern sind auch die vielzuvielen Hunde und Pferde von hier oben verschwunden. Und die auf den Höfen gebliebenen Pferde haben Wagen oder Pflüge zu ziehen. Einfach so ein Pferd zu haben, um es zum Zeitvertreib zu striegeln und zu versorgen und zu bewegen, das gibt es hier oben nicht mehr. In den ersten Monaten des Stillstandes, als das eine oder andere Mal Leute aus der Stadt schreiend durch das Tal zogen, als ob sie etwas zum plündern suchten, meinten einige der Hiesigen sich in Zukunft scharfe Hunde halten zu müssen. Aber nachdem sich das eine oder andere Mal eine Gruppe von Dörflern mit Spazierstöcken & Knüppeln am Waldrand oberhalb der Straße gezeigt hatte, verzogen sich die Schreihälse. Hernach, als die Unzufriedenen oder Unterversorgten nicht mehr den beschwerlichen Fußweg vom Fluß in die Gegend hier herauf wagten, wurden die Hunde in jenen Haushalten, deren Bewohner vernünftiger Weise hier oben in ihrer Heimat geblieben sind, als unnötige Fresser, die allenfalls sinnlosen Lärm um Nicht machen, abgeschafft. Auch die blödsinnigen Lichter in den Gärten erloschen wieder; die sonnenbetriebenen asiatischen Leuchtkörper erwiesen sich als kurzlebig. Da der Nachschub ausblieb, ist es nachts endlich wieder dunkel und still.

Viele der Leute, angesichts deren verlassener Häuser Reinhard sich und gelegentlich Tim Geschichten von dazumal erzählt, wenn sie nicht aus der Gegend weggezogen waren, leben nicht einmal mehr. Und auch viele der

Käuze sind nicht mehr. Friedrich hatten sie hernach unten in der Stadt in seiner Dachkammer im Sessel mumifiziert gefunden. Er hatte das von ihm lebenslänglich prophezeite Ende vermutlich noch erlebt. Konradins Hütte am Hang oberhalb des Tümpels, um den herum Hertas Dorf gewachsen war, stand schon jahrelang leer, als Tim begann, seine Runden durch die Gegend zu gehen. Wie so viele anderen Häuser ist auch Connys Hütte im Innern muffig modrig unwohnlich geworden. Ihre Fenster sind erblindet, die vormals von dem Gartentroll sorgsam geharkten Blumenbete von Gesträuch überwuchert, seine Gartenpfade verschwinden in dichtem Gebüsch, unter schwarzem Laube unkenntlich ist von glitschigem Humus bedeckt die Stiege zur Tür; und auf dem Dach wachsen kleine Birken. Konradins Hütte ist ein Normalfall geworden: die meiste Neubauten sind verlassen, denn die meisten Zugezogenen sind ja wieder weg. In der während der Zeit des Reichtums vorübergehend dicht besiedelten Gegend hier oben blieben hernach zahlreiche Häuser unbewohnt, ihre Gärten verwachsen, im Schatten mächtiger Bäume dunkeln feucht die Mauern, erblinden die Fenster, offene Garagen muffen voll unbrauchbarem Kram. Hier und da rostet ein Auto in der Einfahrt; Unkräuter sprießen auf den gepflasterten Zufahrten & Parkplätzen. Hier und da hatte der Sturm ein Dach aufgerissen, Regen und Getier drangen in die Häuser, Moose wachsen an den Wänden und dürre Bäumchen aus diesem oder jenem Fenster. Auch Hertas Stall, dessen Verwandlung in ein Doppelhaus unvollendet geblieben war, modert ungenutzt dahin. Seit dem Franz abgeholt worden war, steht die Scheune mit ihren Schätzen verschlossen da. Jedoch in Hertas altes Wohnhaus sind, wer weiß woher, ein Mann und eine Frau mit drei Kindern und zwei Katzen und fünf Schafen eingezogen, um in Ruhe zu leben. – Unbewohnte Häuser stehen neuerdings jedermann offen. Für die, die kommen möchten oder geblieben sind oder bleiben konnten, ist es angenehm hier in der Gegend zu leben. Obwohl es ruhig ist und wenig zu tun gibt, ist alles Notwenige zu bekommen und man hat, anders als etwa in den Städten am Fluß, kaum Sorgen wegen der Bezahlung von diesem oder jenem, man hat seinen Frieden mit der sogenannten Welt.

Tim hört sich Reinhardts Gerede von damals an, wenn er bei der steinalten Oma Lisel die eine oder andere Woche verbringt. Der alte Wanderkauz ist für den vergleichsweise immer noch jungen Graukopf im ländlichen Gleichmaß hier oben eine Bereicherung, denn die vergreiste Lisel redet bloß noch von Hühnern und Garten und Blumen und Kräutern und Waldsterben daher, lacht mehrmals täglich wie närrisch, kocht aber weiterhin vorzüglich. Ihr Enkel, Christians Sohn, obwohl er vorerst in einer der Städte dort unten wohnt, ist ja übriggeblieben; nach Lisels Ableben wird er der Erbe des Elternhauses sein. Obwohl in der Gegend hier oben kaum etwas zu holen ist, man mit öffentlichen Verkehrsmitteln nur mühsam in unsere Abgeschie-

denheit hinauf findet, so ist hier doch Tims Erbe; es könnte seine Heimat sein? Was war seine Heimat gewesen? Was war da gewesen? Wohnte nicht dort in Christians altem Haus seit dem vorvergangenen Jahrhundert ein Klopffeist? Und dort am Hang oberhalb des Tümpels ein dicker Gartentroll? Was war damals aus Onkel Roberts Scheune geworden?

Roberts Plan, läßt sich Tim von dem alten Wanderkauz erzählen: war in vielen Jahren reiflicher Überlegung weit gediehen. Um ihn zu verwirklichen hatte damals Tims Onkel seine Anstellung in der Stadt aufgegeben, um seine Kräfte ganz & gar dem Umbau seiner Scheune in ein Heim für seine Familie widmen zu können. Tag ein Tag aus bastelte er nun in seinem verqualmtem Kabuff um des leidigen Kleingeldes willen für fremde Leute Heimseiten in der elektrodigitalen Welt, geisterte durchs Internet auf der Suche nach Ideen für seinen Scheunenumbau oder nach Kunden für sein Heimseitengeschäft, scheute dabei Abwege nicht und verfolgte die internationalen Golfnachrichten in Jetztzeit. Jedenfalls kam Robert aus dem, was er sogar vor sich selbst seine „Arbeit“ nannte, nicht heraus: blaß & abgemagert, wie er wurde, wirkte er tatsächlich abgearbeitet. Verließ er ausnahmsweise im Abenddämmer sein Kabuff, so ging er in Guidos Kneipe, um sich beim Trunk zu entspannen. Dort kostete damals das Bier der Einfachheit halber 1ne der neuen Münzen und Guido, einer der gescheiterten Bauern aus der Gegend, antwortete auf seine drollig debile Art auf jeden Witz, spielte ihn prompt zurück & taperte knallroten Angesichts als leibhaftige Witzfigur hinter seiner Theke herum. Davor lärmten qualmend gestrandete Männer, beredeten einander & erklärten sich gegenseitig eindringlich, wie gut sie alles im Griff haben würden, wenn die Umstände nicht so widerwärtig wären. Dort an Guidos Tresen konnten die Männer ihren alltäglichen Groll, von dem ihrer Frauen die Ohren und Nasen übervoll hatten, wieder & wieder kauen wie dazumal ihre Väter und Großväter ihre unverdaulichen Kriegserinnerungen. An Guidos Tresen durfte Jedermann wissen, was wie am besten zu geschehen hatte, auch so geschehen wäre, wenn ihm nicht irgendein Idiot: ein Kollege, eine Frau, eine Vorschrift, das Wetter, die Beamten, die Studierenden, die Politiker, überhaupt alle jene, die gerade nicht am Tresen standen, vermutlich nie an diesem Tresen stehen würden, dazwischen gefunkt hätten, um ihm das Spiel zu versauen. Unter dermaßen mißlichen Umständen gebot die kameradschaftliche Solidarität, weiter mitzutrinken und Guido zu foppen. Ausnahmsweise verließ Robert an einem sonnigen Februartag, der Frühling war schon zu wittern, sein Kabuff und begab sich nicht auf seinen gewohnten Pfad zu Guido, dazu war es noch zu früh, sondern ging vorerst im Freien umher. Da ihm Reinhard begegnete, nutzte Robert die Gelegenheit, um über seine anstrengende „Arbeit“ im Kabuff zu klagen, zu klagen über den harten „Lebenskampf“ der selbständigen Heimseitenfabrikanten und den unverdienten Einkünften der Faulpelze im öffentlichen Dienst, die aus Steuermitteln

auf seine Kosten rundum Versorgt würden; rundum! Sogar deren Arztbesuche würde er bezahlen, andauernd müsse er mit seinem Leben bezahlen für Leute, die zu nichts taugen, die nur stören, und die man am besten „entsorgen“ würde. Der leidenschaftliche Spaziergänger Reinhard gab zu bedenken: daß es doch gut sei, daß all die guten Leute auf diesem oder jenem Amt herumsäßen & irgendwie beschäftigt würden; was sollten die armen Leute sonst tun? Und so seien sie wenigstens irgendwo versorgt und untergebracht und würden nicht in der Gegend herumlaufen. Nein! Robert bestand darauf: Leute, die zu gar nichts taugen, müßten „entsorgt“ werden. Die beiden redeten noch etwas Tagespolitisches daher und ulkten über die eine oder andere Pappnase, bevor sie sich in entgegengesetzte Richtungen davon machten: der eine in den Wald, der andere zu Guido. Obwohl er sie mit keinem Wort erwähnt hatte, war Roberts Herz übervoll von seiner Scheune.

Die jahrelange Ruhe um die Scheune herum, mit der alle Angehörigen der dazugehörigen Sippe derer von Rodensieven oder Reudenhoven oder -bach oder -scheid oder -berg oder -thal im Grunde ihrer Herzen stillschweigend einverstanden waren, war bloß eine scheinbare. Irgendwann mußte das einmal gedanklich Angestoßene in Bewegung geraten. Die jahrelange Planung mußte das Stillschweigen durchbrechen und im Tageslicht offenbar werden und den friedlich Anschein zunichte machen. In jenem milden Frühling spitzte sich die Angelegenheit zu. Der Anstoß oder die Nötigung, seine Scheune erneut scharf ins Auge zu fassen, kam von Außen. Robert erfuhr wieder einmal leidvoll, was es bedeutet, einen Vermieter zu haben. Der seine, das fette Gegenteil von einem Krauter, war lebenslänglich ausweglose auf seinen pekuniären Vorteil bedacht und hielt sich nach Jahr & Tag wieder für berechtigt, die Miete für das dunkle Untergeschoß, in dem Robert samt Weib und Kind (vorübergehend) einquartiert waren, zu erhöhen. Verbunden mit einer rechnerisch schwer nachvollziehbaren, jedoch gesalzenen Nebenkostennachforderung machte die schmerzhafteste Mieterhöhung die Lage im ohnehin dumpfen Untergeschoß unerträglich stickig. Robert war wieder in einer seiner ihm von Kindesbeinen an vertrauten ausweglosen Lagen, die ihn zur Flucht nach Vorne nötigten. Es mußte wieder etwas geschehen! Es ist zum Verzweifeln: statt zukunftsfröh zu träumen muß immer wieder etwas geschehen. Also schlich sich Robert nach Jahren geistiger Planung wieder an seine Scheune heran, ging auch auf seinen gegenüber hausenden Bruder Heinz, der hinter dem Gartenzaun stand, zu, beredete ihn nicht bloß mit den üblichen friedfertig nichtssagenden Sätzen, sondern konfrontierte ihn unversehens wieder mit seinem Plan für den Aus- und Umbau der Scheune zu einem Einfamilienhaus. Mitgerissen von seiner eigenen Beredsamkeit begann Robert bald von der zukünftigen Gestalt der endgültigen Bleibe seiner kleinen Familie zu schwärmen. Heinz wiederum wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand & bekam Atemnot: das ihm bevorstehende Wochenende

war ruiniert. Ein Gewitter von Vorstellung durchzuckte Heinzens Hirn, bedrückte sein Gemüt, in seiner Platzangst bekam er kaum ein Wort über die Lippen. Nun war es also so weit! „Nun“ „Nun“ „Nun“ hämmerte es an seine Schläfen. Seine schlimmsten Befürchtungen drohten über ihn hineinzubrechen! Nun würde sein Bruder tatsächlich sein Nachbar werden! Begann nun der durch seines Bruders Nähe getrübe Rest seines Lebens? Heinz wünschte Robert alles Gute; aber sobald er seinen Bruder, von dessen Mißratung er, Heinz, vollkommen überzeugt war, sah, überwältigten ihn Zorn Wut Verzweiflung Müdigkeit. Alles, aber auch Alles würde Heinz anders gemacht haben als dieser sein so andersartiger, eben deshalb mißratener Bruder es machte. Alles. Die Vorstellung, neben seinem leiblichen Versager zu wohnen, war für Heinz unerträglich. Flucht hielt er in jenem Vorfrühling noch für unmöglich. Durch Abzahlungsverträge an sein eigenes Haus gefesselt entbrannte in Heinz die Furcht, daß nicht erst die demnächst kommenden ihm verbleibenden Lebensjahre, sondern sogleich das gerade anliegende durch und durch verdorben werden würde, wenn seine Augen & Ohren unausweichlich Roberts plan- & hilflosem Werkeln an und um die Scheune alltäglich ausgesetzt sein würden. – Nur nichts aufbauschen! Die Zeit wirken lassen; vielleicht geht alles ungeschehen vorbei, redete Heinz sich ein, vergrub seine Hände in den Hosentaschen, hörte nebenher die Phantasien seines Bruder, stammelte dies oder jenes Wort, ging in kurzen Schritten auf, dann ab, während Robert, Selbstgedrehte paffend, mit großen Gesten seinen Plan beschrieb. Abgesehen davon, daß Heinz seinen Bruder in nächster Nachbarschaft nicht ertragen mochte, hielt er Roberts Pläne für ausgemachten Blödsinn, den Robert, berechne er für seinen Blödsinn nun 80 000 oder 100 000, unmöglich finanzieren könne. Da aber Robert, angewidert von seinem Vermieter, komme was wolle itzt entschlossen war, dieser Tage den Um- & Ausbau fortzusetzen, stand zu befürchten, daß bis zum Winteranfang die Scheune samt umliegendem Garten unmittelbar vor Heinzens Augen & Ohren in eine wüste Bauruine verwandelt werden würden. Und Bauruine würde die Scheune bleiben. Heinz erwartete nicht nur einen qualvollen Sommer in nächster Nähe zu seinem mißrateten werkelnden Bruder, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach entstand auf unabsehbare Zeit ein Schandmal vor seiner Nase. Und wenn Robert im kommenden, spätestens im übernächsten Jahr pleite oder durch den Trunk oder den Rauch ruiniert sein würde, würden die Schulden für die Bauruine an der Familie, also auch an ihm, an Bruder Heinz hängenbleiben. In seiner Furcht begann Heinz Robert zu hasen. Da er aber keinen Ausweg sah, blieb ihm sein Zorn im Halse stecken.

Auch bei Lisel brach der vertagte Kopfschmerz wieder aus, als sie erfuhr: der vor vielen Jahren geplante Umbau der Scheune stünde auf einmal unmittelbar bevor. Nachdem sie damals ihrem Sohn die Scheune überschrieben hatte, war für sie die Angelegenheit erledigt; die möglichen Folgen

dieses Rechtsaktes lagen anscheinend in weiter Ferne. Auf den erprobten Charakter ihres Sohnes Robert vertrauend glaubte Lisel hoffen zu dürfen, daß alles beim Alten bleiben und mit den Arbeiten, wenn überhaupt, erst jenseits ihrer hiesigen Tage begonnen werden würde. Bis dahin, so meinte sie damals glauben zu dürfen, könne ihr Leben ruhig und lange ausklingen. Auf ein Mal drohte sogleich oder ab Übermorgen: Unordnung: Dreck: Unruhe: Zank: Schreierei: Bauarbeit mit Ungemach aller Art ihre letzten Jahre zu verderben. Die welkende Mutter der Sippe begann obendrein zu fürchten, daß wenn, aus welchem Grund auch immer, sie während der Jahre der bevorstehenden Unordnung sterben würde, ihr Tod ihrem Sohn Robert in die Schuhe geschoben werden würde, was zwischen den Geschwistern zu lebenslänglicher Feindschaft führen und somit das zerbrechen ihrer Familie bedeuten würde. – Unterhalb des Elternhauses, in dem Lisel mit Kopfschmerzen der Dinge harrte, schlich Gitta in ihrem neumodischen Holzhaus voll Unruhe, Angst und Argwohn wegen der offenbar unmittelbar bevorstehenden Ausbauereignisse hinter den vorgezogenen Gardinen hin und her und begann ihren Mann und ihre Kinder, besonders das Töchterchen, mehr als gewöhnlich zu quälen.

Der studierte Christian, der im Unterschied zu den anderen Geschwistern seinen Verstand soweit professionell geübt hatte, daß er seinen Gefühlen nicht vollkommen ausgeliefert war, mußte vom gegenüberliegenden Hügel herüberkommen, um zwischen den Häuptionen seiner, durch den plötzlich unmittelbar bevorstehende Umbau der Scheune verängstigten Sippe zu vermitteln. Christian führte eine Reihe von Gesprächen: zunächst sichtete er in Vieraugengesprächen die unterschiedlichen Stimmungen, sammelte die verschiedenen Meinungen, versuchte Gemeinsamkeiten festzustellen und aus den Gegensätzen ein mögliches Ganzes zu entwerfen, dieses versuchsweise bei diesem oder jener vorzuschlagen, das Vorgeschlagene zu verwerfen, um erneut eine ganzheitliche Möglichkeit zu entwerfen und behutsam Einfluß auf die Meinungsbildung der Beteiligten zu nehmen. Indem Christian das Scheunenprojekt wissenschaftlich anging, stellten sich verschiedene Unmöglichkeiten heraus: – Den Ausbau der Scheune konnte Robert, selbst bei den von ihm schöngerechneten 80 000 bis 100 000, keinesfalls finanzieren. – Keines der Geschwister, jedes war doch selber durch lebenslängliche Abzahlungsverträge gefesselt, war in der Lage, Bruder Robert mit Geld unter die Arme zu greifen. – Robert brauchte zweifellos für sich & seine kleine Familie eine eigene Wohnung. – Heinzens Qual, täglich seinen Bruder sehen zu müssen, war zwar ein wahrhaftiges, aber kein entscheidendes Gegenargument. – Da dennoch der Aus- & Umbau der Scheune gemäß rationaler Erwägungen unmöglich war, wären ersatzweise zwei Zimmer mit Kochgelegenheit im Elternhaus, gleich oberhalb Lisels Wohnung, mit Reinhardts Hilfe kostengünstig zu renovieren gewesen. Jedoch lehnte Lisel es rundweg ab,

mit Roberts kleiner Familie unter einem Dach ihr Leben ausklingen zu lassen; von Ausklingen könne dann nämlich keine Rede mehr sein. Das zerbrechliche Nebeneinander der Geschwister, das war jedem der Beteiligten klar, würde zerstört werden, würde solch unerwünschte Einquartierung den Lebensabend der Mutter verderben. – Da der Umbau der Scheune mangels Knete unmöglich war und Robert gegen den Willen der Mutter nicht im Elternhaus untergebracht werden durfte, sann Christian auf eine formale Zwischenlösung, die vorerst nicht umgesetzt werden mußte, weshalb alles beim Bestehenden bleiben durfte, und die dennoch allen Geschwistern einschließlich der Mutter eine beruhigende Perspektive bot. Robert sollte durch einen regelrechten Erbschaftsvertrag das Elternhaus nach Lisels Ableben zugesichert werden. Bis dahin würde nichts geschehen. Damit sich jetzt und auf lange Zeit nichts verändere, könnten die übrigen Geschwister leicht, so argumentierte Christian, auf das Elternhaus verzichten, da sie ja schon mit Dach & Fach versorgt seien. Aber Gitta machte im Geschwisterrat mit Erfolg den Einwand geltend: das Besitzrecht der Mutter dürfe unter keinen Umständen erbrechtlich eingeschränkt werden, weil, sollte ihrer aller Mutter eine „siechende Greisin“ werden, gegebenenfalls durch die Versilberung des Elternhauses deren Pflege bezahlt werden müsse, damit die Geschwister nicht mit ihrem eigenen Besitz herhalten müßten, deren Kinder dann um *ihren* Erbteil gebracht werden würden. – Aus der Zwischenlösung: *Erbvertrag* wurde also nichts. Als letzte Alternative blieb die Möglichkeit, daß auf dem gegenüberliegenden Hügel in Hertas Dorf Christian den an sein eigenes Haus grenzenden steinernen Schuppen zum Ausbau hätte freigeben können, um Robert die Aussicht zu bieten, dort in absehbarer Zeit ein preisgünstiges Unterkommen für sich & seine kleine Familie einzurichten. Aber Paula, diesbezüglich verstand der Studierende seine Frau gut, lehnte diese Möglichkeit grundsätzlich ab. Hielt sie doch ihre eigene kleine Familie mit der anderen kleinen Familie für unvereinbar. – Irgendwer in der Umgebung würde im laufenden Jahr gewiß sterben, schlug Paula vor, um eine annehmbare Wohnung freizugeben, die dann Robert für sich und die Seinen günstig mieten könne? – Trotz des Studierenden Hilfe fand die um die Scheune herum hausende Sippe keine einvernehmliche Lösung. Dabei hätte irgendeine perspektivische Zwischenlösung gewiß vorerst genügt, um alle Beteiligten zufriedenzustellen, denn, davon war der Studierende überzeugt, Roberts kleine Familie würde wie so viele anderen auch keinen Bestand haben, sondern, spätestens wenn die Tochter im kommenden oder übernächsten Jahre mannbar geworden ausfliege, auseinanderbrechen. Dann wäre auch das Problem Scheune vom Tisch. Dann würde Robert seine Ambitionen auf eine standesgemäße Behausung aufgeben, dann wäre der Plan Scheunenumbau gestorben, dann wäre der Familienfrieden gerettet, dann könnte Robert endlich irgendwo in einem angemieteten Zimmer in der Nachbarschaft untergebracht werden,

um wie irgendeiner der anderen Käuze oder Krauter in der Gegend seine Jahre als Kiffer zu beschließen. So verging auch dieses Jahr mit planen, während Robert zu allem entschlossen grollte, Heinz ein Klos im Hals steckte, Lisels Kopf schmerzte, Gitta hinter ihren Gardinen daherschlich und Christian der Gedanken kam, die Gegend ganz & gar zu verlassen.

Aber etwa zu der Zeit, als in einem der folgenden Jahre Christian auf den brüderlichen Einfall verfiel, sein eigenes Haus in Hertas Dorf, weil er es nach der Auflösung seiner eigenen kleinen Familie nicht einmal mehr als Wochenendhaus nutzen mochte, Robert zur Verfügung zu stellen, kam es wie gelegentlich von dem einen oder anderen der Käuze erwartet: An einem herrlichen Sommermorgen, Robert lag noch in trunkenem Schlaf, fuhr ein Kleintransporter vor, mit dem seine Frau, nachdem sie mit Hilfe ihrer Tochter ihre Habseligkeiten darin verstaut hatte, in ein anderes Dorf auf einem anderen Hügel fuhr. Roberts kleine Familie hatte sich aus dem stickigen Untergeschoß davongemacht. Als Robert zerschlafen sein Kabuff verließ, bemerkte er zunächst das Verschwinden nicht. Wieso war sein Untergeschoß auf einmal geräumig? Da traf ihn der dumpfe Schlag: das Erwartete war eingetreten: zitternd griff er nach den Zigaretten und bemitleidete sich. Wieder war sie da, diese ihm seit seiner Kindheit vertraute ausweglose Lebenslage. Nach der ersten Zigarette braute er Kaffee und bröselte sich einen Joint. Jetzt erst recht! Nach einigen Zügen lag ihm der einzige ihm noch offenstehende Weg klar vor Augen. Ganz auf sich alleine gestellt würde er jetzt erst recht die Scheune umbauen! Ein Musterhaus würde er daraus machen, allen Miesmachern zum Trotz und auf sich alleine gestellt ganz aus eigener Kraft. Wie immer und schon ein Leben lang. Sein Vater Clemens, wenn er es erlebt hätte, würde stolz auf ihn sein müssen. Sie würden es schon sehen, ja, alle würden sehen müssen, was in ihm steckt und wozu er fähig ist.

Irgendwann, denn damals zog sich bekanntlich die Zeit wie Kaugummi, war es das soundsovielte Jahr, da er sich mit seinem durchdachten und sorgfältig geplanten Traum plagte. Jedoch die Scheune stand unverändert als Scheune da. Abgesehen davon, daß das Efeu abgekratzt worden war, etwas Müll fortgebracht und etwas Holz hinüber zu Heinz, der es zu Ofenholz zersägt hatte, geschafft worden war, stand die alte Scheune so da wie immer: ungerührt und widerborstig. Einige Monde nachdem sie Franz abgeholt hatten, gab Robert es auf. Allzu offensichtlich war sein Plan gescheitert. Es würde ihm niemals gelingen, seinen Traum zu verwirklichen. An einem kristallklaren Herbstmorgen wurde ihm seine Unmöglichkeit vollkommen bewußt. Er war der Letzte, der es einsah, ungewöhnlich lange hatte er träumend durchgehalten. Die Leute redeten längst nicht mehr von seinem Vorhaben. Sogar der Spott seines Bruders Heinz war erloschen, und seine Schwester Gitta hatte ihre Häme vergessen, Christian war ohnehin weggezogen, Rein-

hard fragte niemals nach Arbeit, Lisel sprach ihn seit seinem Wutanfall am vorvergangenen Heiligabend nicht mehr auf heikle Themen an, und Roberts kleine Familie lebte auf einem anderen Hügel in einem anderen Dorf und tat so, als wäre nie etwas gewesen. Alle lebten fort und nahmen den Träumer hin, als ob er dazugehöre; aber Robert fühlte, daß sie bloß taten als ob. Hingenommen zu werden wie irgendeiner der verworrenen Krauter oder abwegigen Käuze aus der Nachbarschaft wurde mit den Jahren für Robert unerträglich. Obwohl die Gegend dort oben auch damals etwas abseits lag, hatte auch er, durchdrungen vom rastlos umtriebigen Zeitgeist, das Konzept seines Lebens, anstatt auf kauzige Selbst-, auf Weltgeltung hin angelegt. Auch er pflegte seine Mitmenschen ihrer weltlichen Leistung entsprechend abzuurteilen. Itzt wurde auch er das unentschuld bare Opfer seines eigenen Urteils. Unter den Augen seiner Sippe, die Überzeugung hatte sich in seinem Gemüt festgesetzt, konnte er nach seinem gescheiterten Scheunenprojekt unmöglich bleiben. Aber wohin fliehen? Guidos Kneipe war nicht weit genug weg. In einer der Kapitalen am Fluß oder im Landesinneren hatte er in jungen Jahren lange genug zu leben versucht, um zu wissen, was es heißt, zu verkümmern. Das endlose Grün Irlands war ein Traum, weit abwegiger als der von der Heimstatt in seiner ererbten Scheune. Wovon sollte er auf der grünen Insel in der Fremde leben, wenn er nicht einmal hierzulande in der ihm vertrauten Gegend ein ihm gemä ßes Auskommen fand? Wohin konnte er flüchten? Und wie? Und was würde aus seiner kleinen Familie? Was aus Pflicht und Verantwortung und Halt in der Welt? Und würde ihn Clemens mit seinen Vorwürfen nicht überallhin verfolgen? Es gab keine Alternative. Robert mußte nun aufgeben. Aber wie oder wohin? Guidos Kneipe lockte ihn nicht. Verkrochen in seinem Kabuff fuhr er den PC hoch, klickte in unfertigen Heimseiten herum, trank der Einfachheit halber Schnaps. Weder lullte ihn der Sprit ein noch ließ er ihn in den Schlaf hinübergleiten, nicht einmal heiterer machte ihn der Suff wie doch früher so oft; etwas schwindelig wurde Robert zwar, aber dabei, wie ihm schien, immer klarer im Kopf. Nachdem auch diese Nacht überstanden und die Flasche halbleer war, leuchtete es ihm ein, es wurde ihm zur unabwendbaren Gewißheit: für ihn gab es keine Alternative.

Im gleißenden Morgensonnenschein ging Robert hinüber in seine Scheune, ohne zu suchen fand er dort einen alten Strick, kletterte gedankenlos auf einen Holzstapel, schwankte oben etwas, fand sein Gleichgewicht, knotete ein Ende des Stricks an einen Balken und flocht das andere Ende zu einer Schlinge, wie er sie in Cowboy-Filmen gesehen hatte, die legte er sich um den Hals. Verkniffen ins Unabwendbare starrend dachte er einen Augenblick daran, daß er seinen Geschwistern nun ein Leid bereiten würde. Das hätten sie verdient, entschied er, warf seine ausgesaugte Kippe hinter sich und sprang. Der Plan ging auf. Wider Erwarten hielt der alte Strick. – Beim

Kaffeekochen sah Lisel aus dem Fenster und bemerkte die offene Scheunentür. Was bedeutete diese Unordnung am frühen Morgen? Hatte der Umbau begonnen? Resolut ging die Alte hinaus, um nach dem Rechten zu sehen. In der Scheune roch sie sofort den Sprit und fürchtete einen Brandanschlag. Aber es war bloß ihr Sohn, der am Balken baumelte.

Hernach blieb die Scheune, was sie war. Keiner aus Roberts Sippe wollte sie anrühren. Der tägliche Anblick dieser widerborstigen Scheune, um derentwillen einer ihrer Söhne den Tod gesucht hatte, verstörte Lisel das Gemüt. Für Heinz war die Sache klar: lauthals verfluchte er seinen Bruder und kündigte insgeheim seiner Familie die Treue, um im Frühjahr auch zu flüchten. Gitta, als sie den Baumelnden sah, schrie wie eine Furie, fing sich aber schnell und führte hernach ein strenges und eigenwilliges Regiment in ihrem modernen Holzhaus. Auch Christian hielt weder die Lebenden noch die Toten aus. Er tauchte in der sogenannten Welt in seine sogenannte Arbeit unter, wurde in den Städten am Fluß ein bedeutender Meister seines Fachs, belehrte landauf landab die Wißbegierigen über das Zusammenspiel von Nebel und Regen und Wolken und besuchte die Gegend dort oben nicht mehr. Unterdessen vergingen wieder Winter und Frühling und Sommer und Herbst. – Im Jahr nach Heinzens Südflucht – er soll auf einer Insel in der Südsee geendet sein, dort versprach die abendländische Währung dreifachen Wert – waren in seinem Haus Fremde eingezogen. Ein Ehepaar aus der Stadt mit zwei knospenden Töchtern. Da Heinzens Frau den Unterhalt der Restfamilie nicht allein bestreiten konnte, wurde, auch die beiden Töchter hatten sich bald verdrückt (die eine unter der Haube, die andere ins Büro), das verwaiste Haus verkauft. – Leicht läßt sich von anderen Leuten sagen: wieso haben die ihr Leben so lange ausgehalten; wieso sind die nicht schon früher abgehauen?! Aber da fasse sich doch jeder an die eigene Nase: die Schwierigkeiten anderer Leute lassen sich leicht lösen, bei den eigenen jedoch kommen viele kleine, von Außenstehenden kaum bemerkbare Besonderheiten hinzu, weshalb sich nichts ändern läßt.

Auf seinen müßigen Spaziergängen, dabei gelegentlich von Tim begleitet, bedachte Reinhard oft die vielen Nichtigkeiten, die er von den Menschen in den Hütten & Häusern am Rande seiner Wege erinnern und also erzählen konnte. In jenem letzten Herbst vor dem Jahr des Umbruchs, war die Scheune plötzlich verschwunden. Den Vermittlungsbemühungen des mittlerweile habilitierten Studierten zum Trotz hatten sich die nach Onkel Roberts Selbsttötung und Heinzens Flucht übriggebliebenen Familienmitglieder nicht auf eine gemeinsame Nutzung der Scheune einigen können, sondern sie einvernehmlich verkauft. Neue Besitzer, ausgestattet mit den dafür notwendigen finanziellen Mitteln, hatten den überfälligen Aus- & Umbau der Scheune in Angriff genommen. In Windeseile wurde in den Garten neben die Scheune

ein energetisch zeitgemäßes, mit allem Komfort samt Dreifachverglasung ausgestattetes Einfamilienhaus mit rustikaler Fassade gestellt. Drumherum wurde die Erde sauber zugepflastert, um Autos abstellen zu können. Wo die Scheune gestanden hatte, die kurzerhand abgerissen worden war, erhob sich eine geräumige Doppelgarage mit Giebeldach; die war so groß wie in der Nachkriegszeit ein Einfamilienhaus. Bis zum folgenden Frühling ward das alte Anwesen neu geordnet & picobello herausgeputzt. Nur störte die neuen Eigentümer, was auch als Wertminderung im Kaufvertrag berücksichtigt worden war: Gittas Holzhaus verderbe die freie Aussicht über die grünen Hügel.

Doch das Alles ist nun auch schon vorbei und eigentlich gar nicht mehr wahr. Und irgendwann ging der alternde Tim alleine und oft wie traumverloren die Runden über die Hügel, durch die Siefen und menschenleeren Dörfer oder am Bach entlang, dann den Waldweg hinan am gewesenen Forsthaus vorbei und auf den Feldweg unterhalb der Wiese, von wo es so aussieht, als wölbe sich der Hügel von Horizont zu Horizont. Und die Erinnerungen, die er erzählt bekommen hat, verblassen in ihm. Er ist es nun, der durch Hertas Dorf an Kapelle und Josephstein vorbei geht zur Wüstung hinunter oder über den Grat zur Teufelskiste, dann den Hang hinab über die alte Fernstraße in den Auwald hinein zum Bach, denn dort spielen die Schatten der Felsen mit Farben und Licht im Wasser.



Mittwoch, 28. August 2019